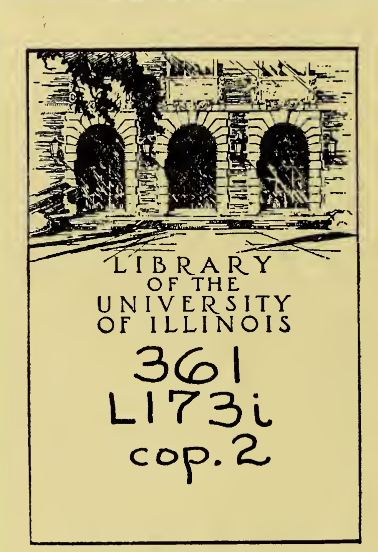
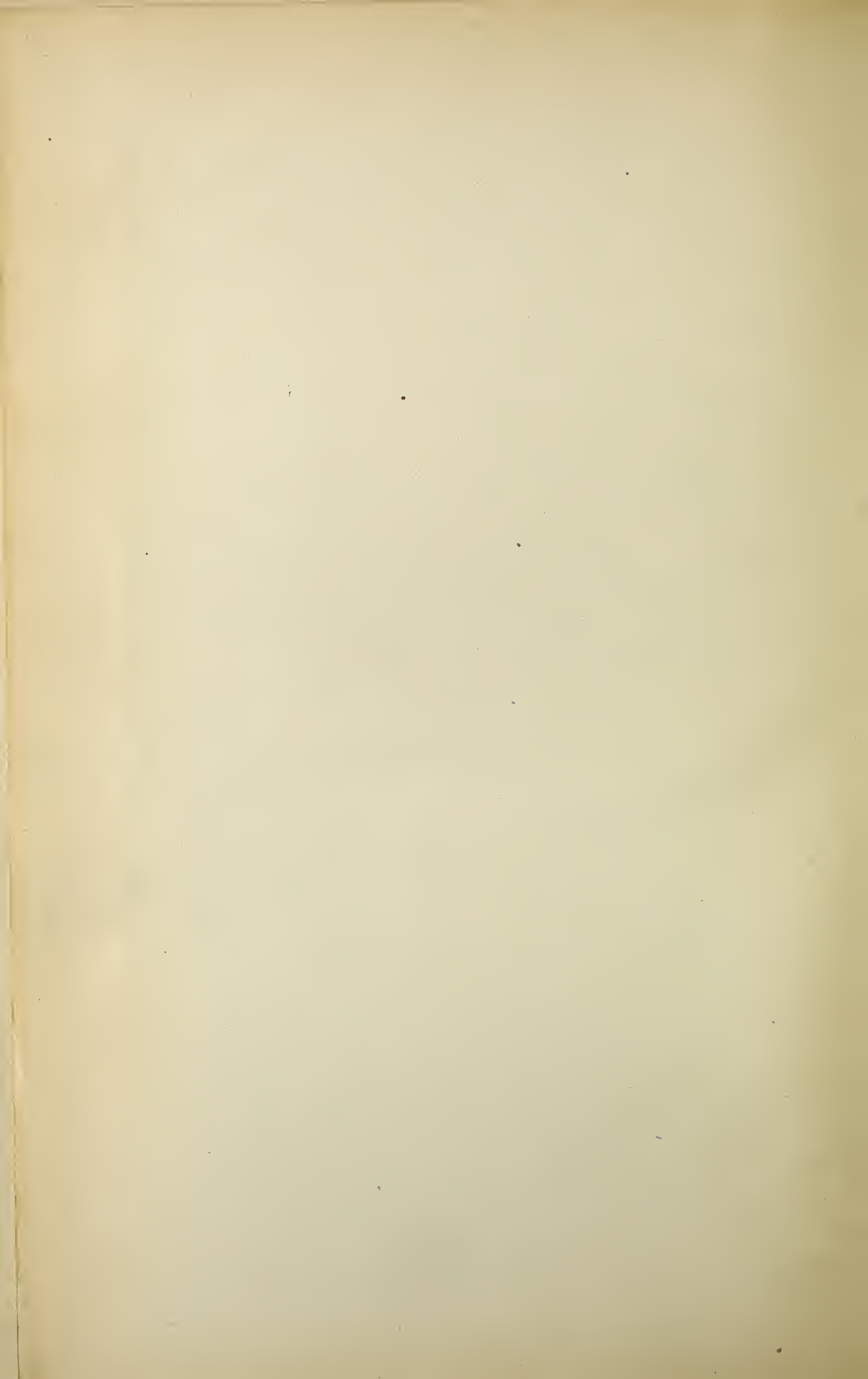
Indien,

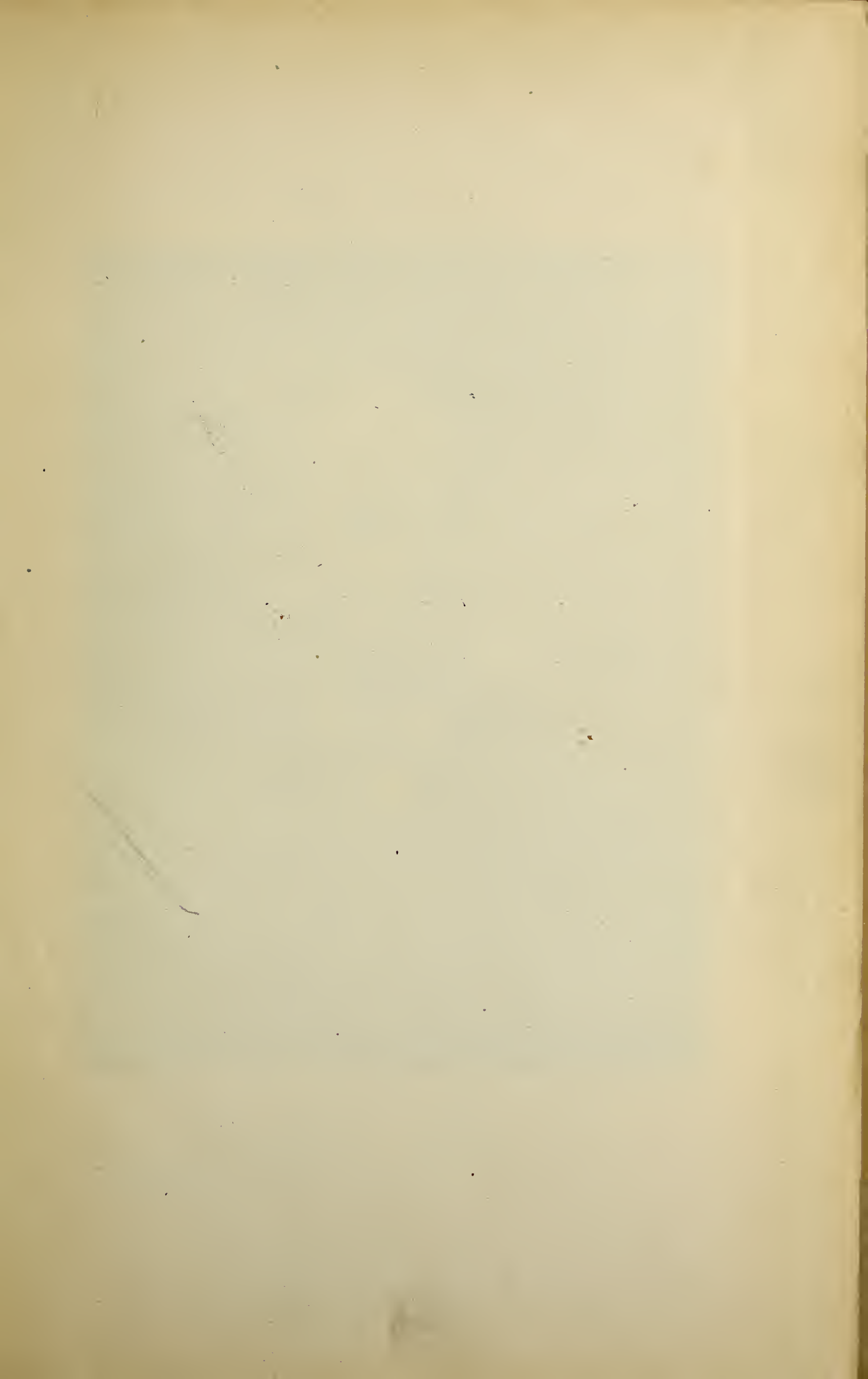
das Hunger-[illegible]gesuchte Reich.

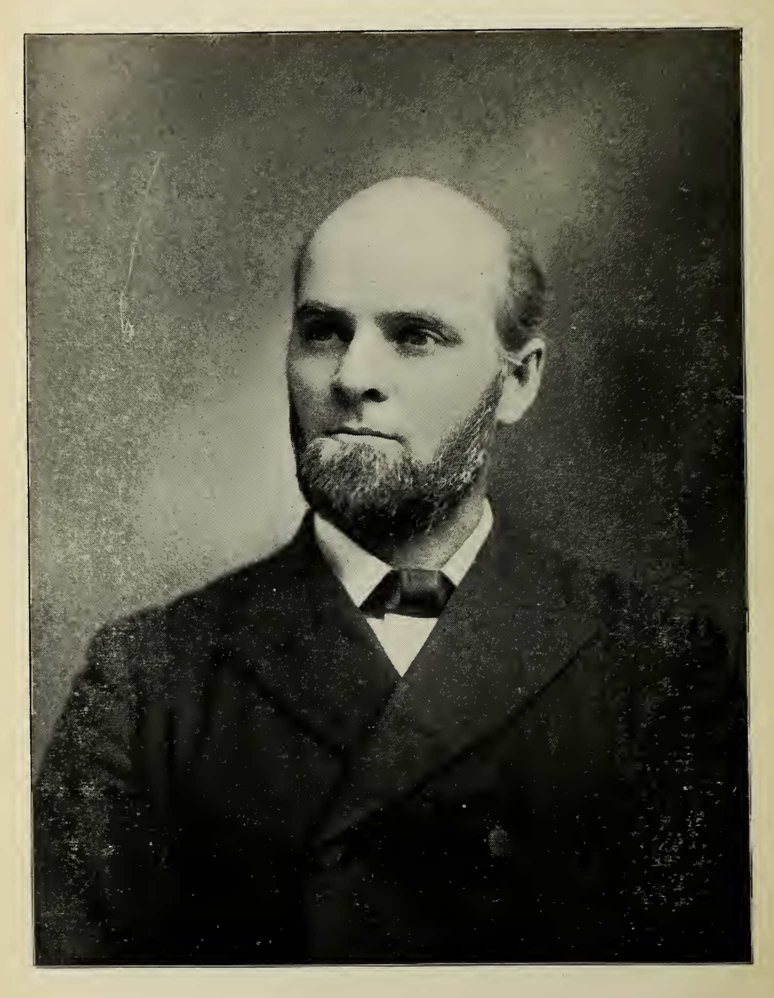

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS
361
L173i
cop. 2











Yours in behalf of benighted India,

GEORGE LAMBERT.

Indien,

Das Schwer-Heimgesuchte Reich.

Das Buch enthält eine vollständige Beschreibung der

Pest, Teurung un` des Erdbebens von 1896-97.

Einschließlich einer genauen Beschreibung der

Linderungs-Arbeit

durch die „Home and Foreign Relief Commission.'

Von George Lambert.

Verschönert mit vielen Abbildungen, welche die wirklichen Begebenheiten in Verbindung mit der Hungersnot, der Pest, dem Erdbeben und der Linderungsarbeit darstellen.

ELKHART, INDIANA.
MENNONITE PUBLISHING CO.
1898.

Vorwort des Verfassers.

Mit Dankbarkeit gegen die Beamten der "*Home and Foreign Relief Commission*" und das Mennonitische Verlagshaus, für alle Freundlichkeit, die mir erzeigt worden, und für das Interesse, welches an den Tag gelegt wurde für die Zusammenstellung dieses Buches, worin Originalbriefe, Zeitungsartikel, statistische Berichte der Regierung und Auszüge von den Berichten der bekanntesten Arbeiter in dem Linderungswerk, sorgfältig geprüft und bearbeitet sind, welches daher einen glaubwürdigen Bericht der wahren Zustände im heimgesuchten Indien bietet, unterbreite ich dieses Werk dem werten Publikum, in der Hoffnung, daß es ein Mittel werde zu ernsterer Arbeit auf dem Missionsfelde dieses großen, umnachteten Heidenlandes, und daß vielen Millionen das Licht des Evangeliums dargereicht werde.

Der Verfasser.

Vorwort des Redakteurs.

Auf Verlangen des Verfassers und der Verleger des Buches „Indien, das schwer-heimgesuchte Reich," unterwarf ich mich der Aufgabe, das gesammelte Material zum Druck vorzubereiten, dieweil der Verfasser selber von der "*Home and Foreign Relief Commission*" nach dem Westen gesandt wurde, um dort die dringenden Bedürfnisse der "*Orphan Relief Association of India*" zu veranschaulichen. Obzwar ich mich dieser Aufgabe nicht gewachsen fühlte, übernahm ich sie doch, weil ich wußte, daß das Werk nicht still liegen könne und eine frühe Ausgabe des Buches größeres Interesse für Indien erwecken werde. Auch bitte ich den werten Leser um freundliche Nachsicht, wenn das Werk in einigen Einzelheiten etwas mangelhaft ist.

Die Kapitel im ersten Teil, über die Hungersnot, sind so viel wie möglich nach den Reisen des Verfassers, wie ich sie in Notizen und Briefen vorfinde, der Reihenfolge nach aufgezeichnet worden. Wollte ich Lesestoff liefern für solche, die gerne Erregendes lesen, so hätte ich das Buch mit Beispielen der Art anfüllen können. Ich fühlte jedoch, daß es die Absicht des Verfassers war, die Leser zu belehren und intelligentes, thätiges Mitleid für die Armen Indiens zu wecken, und somit habe ich die haarsträubendsten Ereignisse ganz ausgelassen. Mit ernstem Gebet zu Gott, daß das Buch den edlen Zweck, für den es von Verfasser und Verleger bestimmt wurde, erfüllen möge, unterbreite ich das Werk den werten Lesern zum gründlichen Studium.

Abram B. Kolb.

Elkhart, Ind., den 22. März, 1898.

Inhaltsverzeichnis.

Die Hungersnot von 1896—97.

Die Pest im Jahre 1896—97.

Das Erdbeben von 1897.

Verzeichnis der Illustrationen.

Die große Hungersnot von 1896–97.

Erstes Kapitel.

I. Ursachen der Hungersnöte.

a) Natürliche. — 1) Anhaltender Regen, 2) Frost, 3) Dürre, 4) Erdbeben, Wirbelwinde und Hagelstürme, 5) Insekten, Ungeziefer u. s. w.

b) Unnatürliche. — 6) Krieg, 7) Mangelhafte Ackerbauzustände.

Ehe wir mit der Beschreibung des traurigen Gegenstandes, dessen Titel dieses Buch führt, den Anfang machen, möchte es dem Leser lieb sein, einen kurzen Blick in die Ursachen und Geschichte der Hungersnöte zu thun. Daher einige Worte zur Einleitung.

Krieg, Pestilenz und Hungersnot betrachtet man gewöhnlich als die natürlichen Feinde der Menschheit. Aber in der That werden auch diese mehr oder weniger durch Verhältnisse in der Zivilisation herbeigeführt, oder doch beschleunigt. Im höchsten Stadium der Zivilisation sollte kein Krieg sein, und im idealen Leben — dem reinen Christentum — ist kein Krieg. Unter solchen Verhältnissen ist auch keine Pestilenz zu erwarten, und es bliebe daher nur noch die Hungersnot, welche der Mensch nicht verhindern kann. Auch den schrecklichen Folgen, welche in der Vergangenheit in Hungerdistrikten geherrscht haben, wird der Fortschritt des sozialen Lebens zum wahren idealen Leben, mit seinen wissenschaftlichen Erfindungen einen

Einhalt thun, dadurch daß der Kreis der Erde zu einer Nachbarschaft zusammen verbunden wird. Der schnelle Verkehr und die eilige Beförderung der Nahrungsmittel gestattet bald, daß die Not in einem Weltteile durch die Fülle eines andern Weltteils gelindert und gehoben werden kann; denn es ist unwiderlegbare Thatsache, daß noch nur sehr selten, wenn je, in der Geschichte eine Zeit gewesen ist, da nicht genug Nahrung war, um die ganze Bevölkerung zu unterhalten. Der Schwerpunkt liegt im Verkehr und in der Beförderungsfähigkeit. Dieses ist daher die Haupt-Ursache der Entstehung einer Hungersnot und es sollte den Regierungen der verschiedenen Länder, besonders solcher, die auswärtige Besitztümer haben, ein Sporn sein, ihre Kassengelder nicht zur stetigen Vergrößerung ihres Militärs und ihrer Seemacht, zum Schutz gegen erdachte oder mögliche Feinde zu verwenden, sondern dazu, in all ihren Besitzungen ein vollkommenes Verkehrssystem aus Eisenbahnen und guten Landstraßen herzustellen, damit alle Teile der Welt mit Leichtigkeit erreicht werden können.

Auch sollte die Regierung für die Herstellung freier Ackerbauschulen sorgen. Unserer Meinung nach würde dieser Plan solch wunderbare innere Entwicklung nach sich ziehen und unser Land befestigen, daß alle Gefahr eines Einfalles von außen und einer Hungersnot von innen thatsächlich schwinden würde, und unsere Nation wäre in Wahrheit „ein freies, unabhängiges und glückliches Volk“.

Aber in diesen Verhältnissen leben wir noch lange nicht, trotz des Anspruchs, den wir auf eine vorgeschrittene Zivilisation über viele Länder der Welt machen, und so wollen wir denn in Kürze die natürlichen Ursachen einer Hungersnot anführen.

1) Anhaltende Regen verursachen, daß die Saat in der Erde verdirbt. In bergigen Gegenden wird die Saat ausgewaschen oder zu tief verschüttet. Letzteres trifft sich hauptsächlich in tropischen Ländern zu, und es kann nur verhindert werden durch bessere Kultivierung und systematische Drainierung. Auch in der Erntezeit richtet ein Uebermaß von Regen oft sehr großen Schaden an.

2) Frost. In der gemäßigten Zone kann der Frost der Vegetation zum großen Nachteil werden. Ein früher Frost im Spätjahr oder ein später Frost im Frühjahr werden der Saat zum unberechenbaren Schaden und können eine Hungersnot herbeiführen. England, Frankreich, Deutschland und andere Länder haben oft schwer vom Frost gelitten.

3) Dürre. In tropischen Ländern besonders ist das Wachstum der Vegetation von der Hitze und der Feuchtigkeit abhängig, aber diese selbe Hitze ohne genügende Feuchtigkeit bringt der Vegetation einen schnellen Tod. Während nun die Bevölkerung von einem steten Wachstum abhängig ist, verursacht solch eine Unterbrechung in kurzer Zeit große Not, denn es ist nichts da zum Ersatz.

4) Erdbeben, Wirbelwinde, Stürme, Hagel. Diese Verwüstungen erscheinen nur strichweise, und die Folgen erstrecken sich daher nicht über die betroffenen Grenzen hinaus. Aber manche Gegenden werden viel öfter hievon heimgesucht als andere. In Frankreich haben Hagelstürme schon schwere Hungersnot verursacht.

5) Insekten und Ungezieferr. Schon in frühesten Zeiten wurde die Menschheit mit Insekten geplagt. In 2. Mose 10, 14. 15 wird uns berichtet, wie die Saat der Aegypter von Fliegen und Heuschrecken verwüstet wurde. Teile unseres eigenen Landes sind zu Zeiten von Grashüpfern, Heuschrecken

und Heerwürmern heimgesucht worden, daß dadurch große Not entstand.

Obige möchten wir unter natürliche Ursachen der Hungersnot angeführt haben. Jetzt wollen wir noch einige unnatürliche oder durch Menschenhand herbeigeführte Ursachen erwähnen.

6) Krieg. Durch die Vermittlung des Krieges werden oft Saaten und aufgespeichertes Getreide entweder mutwillig oder durch Entzündung zerstört. Viele starke, gesunde Männer werden in den Krieg gerufen, und ihre Aecker müssen brach liegen oder werden nur schlecht bearbeitet; das verursacht einen Mangel an Nahrung und hat oft eine Hungersnot zur Folge. Eine Sperrung des Handels hat für Städte oft traurige Folgen.

7) Mangelhafte Ackerbauzustände entstehen oft aus der Unwissenheit oder Gleichgültigkeit des Volkes oder auch aus der Unpäßlichkeit des Klimas, schlechte Landstraßen, oder Mangel an denselben, an Kanälen und Eisenbahnen, oder auch aus mutwilliger Verhinderung. Wenn mehrere dieser Ursachen sich verbinden, entsteht eine Hungersnot in einer Lokalität, während in der Nähe Fülle und Wohlstand herrscht. In Indien mangelte es früher immer an Verkehrsmitteln. Wo das Land aus irgend einer Ursache nur schwerlich genügenden Ertrag für den laufenden Gebrauch der Bevölkerung liefert, da entsteht durch eine einzige Fehlernte eine Hungersnot und Millionen erliegen derselben; dann wird die Regierung beschuldigt, daß sie nicht mehr zum Verkehr in ihren Besitztümern beiträgt, um in solcher Not auszuhelfen.

Unter weitere herbeigeführte Ursachen einer Hungersnot könnte man noch mehrere nennen, welche jedoch — uns zur Ehre sei's gesagt — zur Vergangenheit gehören; wie z. B.

die verhaßten Korngesetze in England, welche endlich bei der großen Hungersnot in Irland im Jahre 1846 widerrufen wurden. Diese Gesetze wurden bald nach der Eroberung durch die Normannen, 1066 n. Chr., eingeführt. Zweck derselben war: die Ausfuhr des Getreides zu verbieten, außer unter Lizensierung; den Preis herabzusetzen und das Korn den Armen zugänglich zu machen. Wege waren unpassierbar, einheimischer Handel schlecht, und sehr oft kam es vor, daß England in einer Lokalität Hungersnot und in einer anderen Lokalität die Fülle hatte. Dieser Plan begünstigte den lizensierten Händler und entzog dem Armen den gewünschten Schutz. Es entmutigte den Ackerbau und verbreitete die Not, statt sie zu mildern. Von Zeit zu Zeit wurden die Gesetze verändert, waren jedoch nie befriedigend und wurden endlich auf allgemeinen Wunsch des Volkes widerrufen. Einschränkung des Geldes, Spekulationen und Mißbrauch des Getreides für geistige Getränke und ähnliche Zwecke, sind auch Ursachen gewesen, teilweise Hungersnot herauf zu beschwören.

Hiemit beschließen wir die Beschreibung der Ursachen und thun noch einen Blick in die Geschichte der Hungersnöte, welches uns dann zu der letzten traurigen Hungersnot in Indien führt.

II. Geschichte der Hungersnöte.

Das viele Elend, welches in dieser Welt durch Hungersnot entsteht, ist ganz unbeschreiblich. Wenn wir erinnert werden, daß, so weit sich Menschen denken können, 360 große Hungersnöte stattgefunden haben, so können wir uns noch unmöglich die ungeheure Not richtig vorstellen, welche diese Zahlen in sich schließen. Die Beschreibung dieser Hungersnöte würde große Bände füllen, und in unserm beschränkten Raum können wir

nicht alle in Erwähnung bringen, müssen uns daher mit ganz wenigen derselben begnügen.

Die Bibel erzählt uns von den ersten Teurungen der bekannten Geschichte. Schon zur Zeit Abrahams war im Lande Kanaan und den umliegenden Ländern eine Hungersnot. Uns ist allen bekannt, wie zur Zeit Josephs in Aegypten und in Kanaan eine siebenjährige Teurung war; gleichfalls die drei und ein halb Jahre Teurung zu Eliä Zeiten und noch verschiedene andere bis auf die Zeit Christi. Die Geschichte des Mittelalters ist angefüllt mit Berichten der Teurungen jener Zeit. Aus Europa werden uns Hungersnöte berichtet in den Jahren 795, 850, 868, 873, 874, 880, 889, 990, 1100, 1187. Einige dieser Teurungen zeichnen sich besonders aus durch die Greuelthaten der Menschen. In Frankreich z. B., in der Teurung von 1130—32 n. Chr. schlachtete und verzehrte ein Mann 48 seiner Mitmenschen. Aehnliche Greuelthaten geschahen in Böhmen in der Teurung von 1280—82 n. Chr. Im Jahre 1125 starb in Deutschland die halbe Bevölkerung an der Hungersnot. Im Mittelalter war es Sitte, daß die Stadtbeamten alle Armen aus den Stadtmauern hinauswiesen und sie dort sich selbst überließen, um sich gegenseitig zu verzehren oder vor Hunger zu sterben. Noch in 1505, zur Zeit der großen Hungersnot in Ungarn, wurden Eltern nicht bestraft, wenn sie ihre eigenen Kinder schlachteten und aßen. Bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts waren Teurungen in Europa etwas Gewöhnliches und auch noch im 18. Jahrhundert fanden sie oft statt. Im Jahre 1772 starben im Königreich Sachsen 150,000 Menschen den Hungertod. Sogar noch in den Jahren 1817 und 1846 befanden sich Teile des deutschen Reiches in bedenklicher Teurung.

Auch England und Irland wurden in früheren Jahren oft von der Hungersnot heimgesucht, aber die verheerendste Teurung dieser Länder war wohl die von 1846—47 in Irland. Die Teurung wurde durch eine Fehlernte der Kartoffel herbeigeführt und es erlagen der Hungersnot und der dadurch entstandenen Seuche über eine Million Menschen. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts jedoch, dank der verbesserten Gesetze bezüglich des Vorrats, eines verbesserten Verkehrssystems und schnellerer Verkehrsmittel, haben im westlichen Europa keine Hungersnöte mehr stattgefunden.

Ganz anders gestalten sich die Verhältnisse jedoch in Asien, wo man diese Fortschritte noch nicht verzeichnen kann. In Indien hat die englische Regierung aber in der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts große Anstrengungen getroffen, das Land zu verbessern: sie hat Eisenbahnen gebaut, Chausseen angelegt, Postverkehr hergestellt, Abwässerungskanäle gegraben, telegraphische Verbindungen eröffnet und die Flüsse des Landes schiffbar gemacht. Weil jedoch das Areal groß und die Bevölkerung so sehr gedrängt und meistens unwissend ist, bleibt noch viel zu thun übrig, bis die Bevölkerung eine Teurung abwenden kann. Auch in anderen Teilen Asiens, z. B. China, lebt man noch in den alten Verhältnissen und erleidet oft sehr große Verluste durch Teurung. In den nördlichen Provinzen Chinas: Shensi, Shansi und Honan, mit einer Bevölkerung von 56,000,000, brach im Jahre 1877 eine Teurung aus und, verursacht durch Fehlernten, dauerte mehrere Jahre. In ihrer Verzweiflung bedienten sich die armen Heiden der schrecklichsten Greuelthaten. Sie schlachteten ihre Kinder und verkauften das Fleisch; sie organisierten sich zu Räuberbanden und

plünderten das Land. Man schätzt, daß zwischen vier und sechs Millionen dem Hungertode erlagen.

In Kleinasien brach im Jahre 1873 in den Provinzen Angora und Ikonien eine Teurung aus, welche zwei Jahre andauerte und Tausende dahinraffte. Eine der schrecklichsten Teurungen dieses Jahrhunderts wütete in Persien von 1870—72. Die Not wurde hier noch vermehrt durch die Raublust und Faulheit der Beamten, so daß ungefähr 1,500,000 Menschen—beinahe ein Viertel der ganzen Bevölkerung—erlagen. Johannes Bartsch, früher Kolporteur der englischen Bibelgesellschaft, jetzt in Newton, Kansas wohnhaft, durchreiste einige Jahre nachher diesen Landstrich und erzählt, daß er große Städte und Dörfer beinahe vollständig entvölkert angetroffen habe. Die Uebriggebliebenen fristeten ein ärmliches Dasein. Türkisch-Armenien, Persien und China sind noch von anderen Teurungen heimgesucht worden, aber die Geschichte verhehlt nähere Thatsachen darüber.

Wenn wir uns denn jetzt wieder Indien zuwenden, so finden wir, daß dort seit der großen Hungersnot in 1769—70 über zwanzig umfangreiche, und mehr als fünfzehn kleinere Teurungen stattgefunden. Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß die verheerendste derselben im Jahre 1866 war, welcher zwischen sieben und acht Millionen Indier zum Opfer fielen! Diese Zahlen sind entsetzenerregend. Für Indien wurde diese Schreckenszeit zum Wendepunkt, denn die Regierung hat sich seit der Zeit, wie schon erwähnt, sehr bemüht, ähnliche Zustände abzuwenden oder doch wenigstens besser begegnen zu können. Dennoch sind dort nachdem Teurungen gewesen und werden vorkommen, bis das ganze Land—im Areal etwa die Hälfte der Ver. Staaten—mit einem Eisenbahnnetz bespannt ist, damit alle Gegenden in kurzer Zeit

erreichbar sind und mit Nahrungsmitteln versehen werden können. In den Jahren 1873—74 wurde Bengalen von einer Hungersnot bedroht; aber durch die Vermittlung der Eisenbahnen und der Läufer-Post konnte die Regierung systematisch die Nahrungsverteilung unter den 15,000,000 Betroffenen betreiben und somit die Not bedeutend lindern und viele vom Hungertode erretten. Bald darauf brach im südlichen Teile Indiens eine Teurung aus und in 1876 wiederum eine im Dekan und der Umgebung von Bombay und Madras mit einer Bevölkerung von 23,000,000. Die Ernte war nur ein Sechzehntel vom Durchschnittsertrag, aber die Verkehrsmittel waren günstiger als an anderen Orten und die Lokalregierung mit der Beisteuerung von Gaben von auswärts, konnte die Teurung ziemlich gut in Schranken halten. Dennoch wurde nach Abschluß der Hungersnot ermittelt, daß etwa 6,300,000 Menschen der Teurung und der darauffolgenden Unordnung zum Opfer gefallen seien, trotzdem, daß $50,000,000 zur Erhaltung des Volkes beigetragen worden.

Seit der Zeit hat Indien noch mehrere Hungersnöte aufzuweisen, aber keine von solcher Bedeutung als die von 1874 und 1877, bis zu der umfangreichen Hungersnot von 1896—97, welche in den folgenden Kapiteln ausführlich behandelt werden soll. Zum Schluß könnte man hier anführen, daß die Gesamtzahl aller vom Hungertode hingerafften Menschen die jetzige Bevölkerung unserer Ver. Staaten weit übersteigt.



Zweites Kapitel.

Beschreibung der Hungersnot von 1896—97.

Millionen Menschen in Indien werden geboren, leben und sterben in Notdurft. Nach der Statistik sind neunzig bis fünfundneunzig Prozent von der Bevölkerung Indiens arm und ein großer Prozentsatz davon ist s e h r arm. Der soziale Zustand des Volkes ist ein solcher, daß man dort nichts Besseres kennt, noch erwartet.

Das Land gehört der Regierung, wenigstens in der Theorie. Die Weise der Verpachtung ist verschiedenartig in den verschiedenen Provinzen, aber in der Hauptsache ist sie etwa wie folgt: Die Häuptlinge oder Obersten der Dörfer, in Bengalen *zamindars*, in Oudah *talukdars* genannt, sind die Grundbesitzer. Von diesen fordert die Regierung eine Steuer oder Miete, durchschnittlich zwei Schilling vom Acker oder ungefähr sechs Prozent vom Ertrag des Landes. Diese *zamindars* haben ihre Miete in einigen Provinzen für Lebenszeit, aber auch in dem Falle, wie in jedem andern, wenn sie nicht ihre Steuer entrichten, wird das Land an den Meistbietenden verkauft. Die wirklichen Farmer sind mehrenteils arme Leute und Tagelöhner. Diesen verpachten die *zamindars* das Land in kleinen Stücken und nehmen von ihnen gewisse Miete, entweder in barem Gelde oder auch in Produkten. In Zeiten einer Teurung leiden diese Armen natürlich zuerst.

In diesem Zusammenhang müssen wir eine andere Klasse Leute kennen lernen. Diese sind die *bunniahs* oder Getreidehändler und Geldverleiher. Bei Fehlernten leihen diese den Armen Geld und nehmen Hypotheke auf die nächste Ernte oder ihre sonstige Habe. In den meisten Fällen sind die *bunniahs* zu gleicher Zeit auch *zamindars*, und haben diese die Armen ganz in ihrer Gewalt.



Neunzig bis fünfundneunzig Prozent der Leute sind arm.

Wenn dann die Not steigt, geben die Armen ihre Kleider, Thüren, ja alles was sie haben für ein paar *annas* oder *pice* her, mit welchem Gelde sie dann von diesen selben *bunniahs* zu Teurungspreisen beim Pfund Getreide kaufen. Dieses ist ein trauriges Uebel, und die Regierung ist ernstlich bestrebt, diesem Raube ein Ende zu bereiten, denn man sieht nur zu deutlich, daß sich der *zamindar* oder *bunniah* so den armen Pächter zum lebenslänglichen Schuldner macht. Er wird dadurch reich, aber nie seine Unterthanen. Der arme Pächter lebt von der Hand zum Munde und wenn die Ernte fehlschlägt, dann leidet er Mangel und fällt seinem Gebieter immer tiefer und unrettbar in die Schuld. Was die Sache

noch schwieriger macht, ist, daß die Schuld sich vom Vater auf den Sohn, von Geschlecht auf Geschlecht vererbt. Somit sind die arbeitenden Klassen in der That Sklaven der *bunniahs.*

Auch müssen wir hier erwähnen, daß diese *bunniahs* (dem Namen nach die Regierung) durch diesen Zustand in Besitz von großen Quantitäten Getreides kommen, welches sie für Zeiten der Not in großen Getreidegruben aufbewahren.



Getreidemarkt. Nahrung wird zu Hungersnotpreisen verkauft.

Wenn diese Leute in Zeiten der Teurung mit den Armen ein Mitleid hätten, dann wäre es gar nicht nötig, daß vom Auslande Getreide eingeschickt werde, aber diese Anhäufungen bieten guten Halt zur Spekulation. In dieser letzten Teurung z. B., wurde einer dieser Behälter geöffnet, nicht um den Armen zuzuteilen oder zu verkaufen, sondern nach einem anderen Orte zu versenden, wo das Getreide einen noch höheren Preis hatte!

Der ganze Flächenraum Indiens mit seinen abhängigen Staaten besteht aus ungefähr 1,600,000 Quadratmeilen, mit einer Bevölkerung von über 300,000,000. Das Reich hat die Form eines Dreiecks und wird an der Nordseite von dem Himalaya-Gebirge begrenzt — welches das höchste Gebirge der Welt ist. Die Spitze des Dreiecks erstreckt sich südlich bis zum Indischen Meere. An der Westseite wird es vom Arabischen Meerbusen und an der Ostseite vom Bengalischen Meere bespült. Seine größte Breite von ost nach west ist etwa 1,900 Meilen; seine Länge erstreckt sich vom 8. bis zum 35. Grad nördlicher Breite, also beinahe 2,000 Meilen, von der heißesten Region der tropischen Zone bis weit hinein in die gemäßigte Zone. Diesem weiten Länderareal Englands fügt sich an der Ostküste des Meerbusens ein Länderstrich bei, mit dem Namen Britisch-Burma. In diesem großen Reiche sind ungefähr fünfundzwanzig Städte, die je über 100,000 Einwohner haben, von welchen Bombay und Calcutta (letztere die Hauptstadt des Reiches) die größten sind und je ungefähr eine Million Einwohner aufweisen können. Außer andern großen Bauten hat Bombay den größten Bahnhof der Welt. Die Totalsumme der Städte und Dörfer Britisch-Indiens ist etwas weniger als eine halbe Million und die Durchschnittszahl der Einwohner eines jeden Hauses ist zwischen fünf und sechs. Die durchschnittliche Bevölkerung jeder Quadratmeile beträgt von 984 Seelen im Mashrak-Distrikt bis auf 34 in Britisch-Burma. Im großen Gangesthale ist die Durchschnittszahl ungefähr 500 Seelen zur Quadratmeile. Mehr als 90 Prozent der Leute sind vom Ackerbau abhängig.

Das Reich ist in zwölf Provinzen und ungefähr 150 Lehnsstaaten eingeteilt und alle erkennen den Monarchen Englands an als ihr Oberhaupt.

Die große Mehrheit aller Bewohner Indiens besteht aus Anhängern der Hindu-Religion oder des Mohammedanismus. Die Hindus gehören zu verschiedenen Kasten, wie z. B. die Brahmanen, die Radschputes, die Ausgestoßenen und eine Anzahl Stämme von Ureinwohnern. Diese Kasten erlauben keinen gegenseitigen Verkehr und die Grenze wird sehr strenge beobachtet. Die Mohammedaner teilen sich in Mughals, Afghans oder Pathans, Sayyids und Schaikhs. Zu den Ausländern gehören die Parsees, Nepalis, Manipuris, Araber, Perser, Armenier, Chinesen, Malayen, Juden, Halbeuropäer und Europäer. Diese Kasten sind oftmals noch wieder geteilt, aber der Raum erlaubt es nicht, daß wir uns weiter darin ergehen und es genügt auch, um zu zeigen welche Hindernisse nationaler Wohlthätigkeit und christlicher Arbeit den Weg versperren. Nur der Einfluß des Evangeliums Jesu Christi kann diese Hindernisse hinwegräumen und nationale Einheit und nationales Glück herbeiführen.

Nach dieser kurzen Beschreibung des Landes wollen wir jetzt auch fortfahren die Ursachen zu erwähnen, welche die große Teurung von 1896—97 herbeiführten und verschlimmerten.

Die Haupt-Erzeugnisse der Centralprovinzen Indiens, wo die Teurung seine vielen Opfer forderte, sind Millet (als Nahrungsmittel), Reis, Weizen, Mais und verschiedene Oelsamen. Unter den Gemüsen zählt man die Eierpflanze, Kartoffel, Kopfkohl, Blumenkohl, Radischen, Zwiebeln, Weißrüben, Yamwurzel und noch verschiedene andere Pflanzen. Unter Obst zählt man die Mangofrucht, Paradiesfeige, Ananas, Granate, Guajawa, Tamarinde, die Frucht des Flaschenbaumes, die Papajafrucht, Pompelmuse, Feige, Melone, Orange, Linde und Citrone.

Baumwolle, indischer Flachs und Opium werden in Central-Indien auch reichlich erzeugt. Auch Gewürze werden in großen Quantitäten gezogen, so daß Indien das Land der Gewürze genannt worden ist.

All diese Erzeugnisse, mit Ausnahme etwa des Mango und einiger anderer Früchte, sind von den Monsun-Regen abhängig. Wie schon erwähnt, hat die Regierung große Summen zur Verbesserung des Landes und zur Bewässerung des Bodens verwendet. Warum sollte hier denn noch Hungersnot entstehen?

Indien hat einen Flächeninhalt von der Hälfte der Ver. Staaten, aber vieles davon ist nicht unter Kultur, sondern in Wald und Gesträuch. Indien ist eines der fruchtbarsten Länder der Welt, meistens seines Klimas wegen. Viele große Flüsse tragen das Schneewasser der hohen Berge ins Land hinein und dort durchzieht es den Sandboden bis zu mehreren Millionen Meilen weit. Die Regierung leitet dieses Wasser durch große Kanäle in unbewässerte Ländereien. Der Ganges Kanal, z. B., entsteht im Ganges Fluß bei Hurdwar, welcher mit seinen Nebenflüssen 900 Meilen lang ist, bewässert 12,000,000 Acker Land und kostet $15,000,000. Der Agra Kanal, welcher aus dem Jumna Fluß bei Delhi entsteht, bewässert 225,000 Acker Land und kostet $4,000,000. Der Bazi Doab Kanal im Punjab Distrikt, aus dem Ravi Fluß, ist 465 Meilen lang, bewässert 250,000 Acker Land und kostet $7,500,000. Der Soane Kanal in Bengalen bewässert 300,000 Acker Land. Der Caveri Kanal bewässert 820,000 Acker und kostet $580,000. Der Kistna Kanal bewässert 235,000 Acker und kostet $2,315,000. Der Godaveri Kanal bewässert 530,000 Acker und kostet $3,680,000. Der Ozissa Kanal bewässert 98,000 Acker und kostet $2,650,000. Dann

sind noch viele andere Kanäle, welche enorme Summen Geldes verzehrt haben. Im Punjab Distrikt werden von 20,000,000 Acker kultivierten Landes 5,614,000 Acker künstlich bewässert. In den Nordwest-Provinzen und Owd werden von den 36,000,000 Acker kultivierten Landes, 11,455,000 Acker bewässert. In Süd-Indien befinden sich viele Wasserbehälter. In Mysore beanschlagt man die Zahl der Behälter auf 38,000 und in der Madras-Provinz auf die doppelte Zahl; einige davon sind groß genug, um See genannt zu werden; einer davon in Mysore hat vierzig Meilen im Umkreis. Es giebt vielleicht kein zweites Land in der Welt, wo so viel gethan worden ist, um der Natur zu helfen oder die Natur auszunützen, als hier in Indien. Aber was hilft alle die Kunst der Menschen einem Lande, wenn der Himmel ihm nicht günstig ist? Wenn der Mensch gleich die größten Wasserbehälter baut, was nützen diese, wenn der Regen sie nicht füllt?

Mit all dieser künstlichen Bewässerung ist dennoch ein großes Areal vom Regen abhängig, und wenn der ausbleibt, dann kann eine Teurung, welche Millionen dahinrafft, nicht vermieden werden. Der Monsun oder Südwestwind-Regen beginnt gewöhnlich im Juni und hält an bis zum September und bringt in dieser Zeit von vierzig bis achtzig Zoll Wasser, während im übrigen Teile des Jahres schwerlich zwei Zoll Regen fallen. Somit bedeutet diese Regenzeit für Indien sehr viel. Der Regen, welcher nicht fällt, wenn er überzieht, zieht sich nach dem Norden und Osten des Himalaya-Gebirges und bleibt dort in großen Schnee- und Eismassen bis zum Frühjahr; dann schmelzen diese Massen in dem warmen Sonnenschein und füllen die Flüsse, Kanäle, Wasserbehälter und Brunnen. Jetzt freuen sich Natur, Tiere und Menschen

über die Fülle von Süßwasser. Wenn dieser Monsun aber ausbleibt, dann ist kein Wasser auf der Erde, kein Eis noch Schnee auf den Bergen, kein Wasser in den Flüssen und Brunnen. Dieses führt dann zur Hungersnot. Die Erde härtet sich gleich einem großen Sandstein, die Hitze wird unausstehlich und alles lebende Wesen kommt dem Tode nahe. Ein trauriges Schicksal! Wochenlang und manchmal monatelang klammert man sich hungernd an das Leben; scheinbar ein qualvollerer Zustand als Pest oder Cholera, denn letztere raffen den Menschen bald dahin und erlösen ihn von aller Qual.

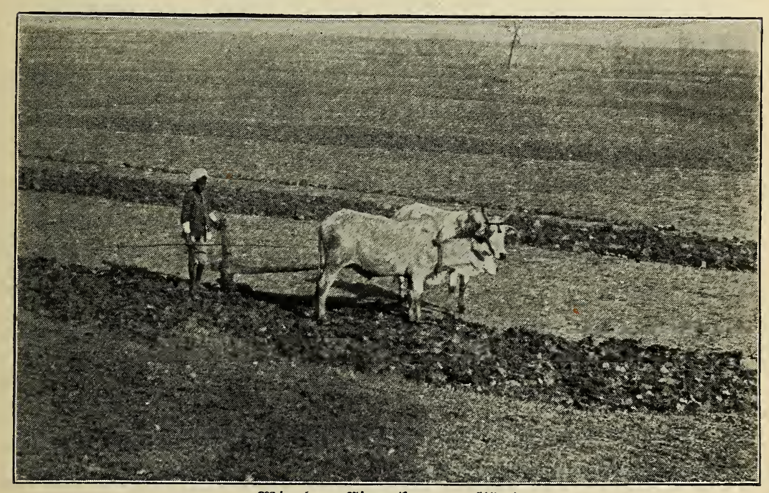
Dennoch ist ein Notstand in Indien noch lange nicht, was es an einem kalten Ort wie Chicago wäre. Hier braucht man Obdach, Heizung, feste Nahrung und warme Kleidung. Dort kann man leben ohne Kleidung, Obdach, Heizung und mit leichter Nahrung. Dort legt man sich zur Nacht unter einen Baum, mit einem Bananenblatt zur Decke und schläft. Wenn er durch den Fall einer Kokosnuß geweckt wird, schlägt er selbige an den Stamm des Baumes, zerbricht die Schale, trinkt die Milch und ißt das Fleisch; dann legt er sich wieder schlafen und träumt — nicht vom Himmel, sondern von Thälern mit ewigen Früchten und Blumen. „Wenn nur noch eine Kokosnuß ist, um zu fallen!" In der ganzen Welt ist man gerne wo die Nuß fällt. Zu allem, was die Regierung für die Bewässerung des Landes gethan hat, hat sie sich bemüht, tausende Meilen Weges in Chausseen zu verwandeln — eine Chaussee von Calcutta bis nach Peschawur ist beinahe zweitausend Meilen lang. Auch sind recht viele gute Landstraßen. Ungefähr zwanzigtausend Meilen guter Eisenbahnen durchkreuzen Indien von Süd nach Nord, von Ost nach West. All diese Bahnen sind von unschätzbarem Wert in Zeiten der Not und Teurung, zur Beförderung von Lebensmitteln.

Es sind in jedem Jahre zwei Monsuns: der südwestliche vom April bis Oktober und der nordöstliche vom Oktober bis April. Letzteren nennt man den *trockenen* Monsun, ersteren den *naßen* Monsun, oder gewöhnlich kennzeichnet man letzteren nur mit dem Namen *Monsun*. Der Eintritt des Monsuns bildet den Anfang der Regenzeit in Indien — der südwestliche bringt den Regen für Bombay und Central-Indien, (der Regen fällt zwischen Mai und Oktober) und der nordöstliche liefert den Regen für Madras und die Länder an der östlichen Küste. In früheren Zeiten planten die Seeleute ihre Fahrten ganz in Uebereinstimmung mit den Monsuns, aber jetzt fahren die Dampfer beides Weges, ungeachtet der Monsuns, außer daß zwischen Aden und Bombay ihrethalben ein Tag Unterschied im Kommen und Fahren der Dampfer gemacht wird. Wäre es nicht für diese Monsuns, so wäre Indien eine Wüste wie Sahara oder Arabien.

Verursacht durch die Verschiedenheit des physischen Charakters, ist der Regenfall in den vielen Provinzen sehr verschieden, von über 100 Zoll in einigen Gegenden an der Küste bis zu weniger als sieben Zoll in den dürren Gegenden über dem Gebirge. Manchmal ist der Monsun zu willig mit seiner Befeuchtung und die Ernte wird ertränkt oder das Getreide verdirbt auf dem Halme. Gewöhnlich folgt darauf Mangel an Regen und wieder entsteht Notdurft.

In dieser Gegend werden gewöhnlich jährlich zwei Ernten eingeheimst: die Oelsamen und verschiedene Gemüse werden im Frühjahr geerntet, der frühe Reis im September (es giebt dutzende Reisarten), und die große Reisernte und die Ernte anderer Halmfrucht findet statt im November und Dezember. Somit bleibt der Ackersmann das ganze Jahr hindurch

beschäftigt, mit Ausnahme vielleicht in den heißen Wochen des Maimonats, wenn er sich sehnt nach dem eintretenden Monsun. Wenn dieser ausbleibt, dann starrt ihm die Notdurft schon entgegen; wenn es im zweiten Jahre noch so fort geht, dann bedeutet es eine Teurung, und wenn die dritte Ernte noch ausbleibt, dann folgt schreckliche Hungersnot, außer man schafft Nahrung aus anderen Ländern herbei.



Wie der Eingeborne pflügt.

Gerade so fügte sich eins mit dem andern, als die schreckliche Hungersnot von 1896—97 herbeigeführt wurde. Der Ernteertrag von 1894—95 war in einigen Central-Provinzen weit unterm Durchschnittsertrag; aber die Leute halfen sich durch und hofften, daß die Ernte von 1896 wieder besser sein werde. In diesem Jahre waren die frühen Regen an einigen Orten zu stark und an andern Orten blieben sie ganz aus; die späteren Regen blieben aus, und so wurde das Land plötzlich in eine große Hungersnot gestürzt. Das arme Volk hatte

schon zwei Jahre Mangel gelitten und war dadurch für den Hunger und die Not abgehärtet. Die Regierungsbeamten in Bombay, Calcutta und anderen größeren Städten konnten keine Hungersnot anerkennen, solange die Steuern von den Ackerbaudistrikten einkamen, und somit wurden von der Regierung keine Hilfsanstrengungen gemacht, um die schrecklichen Folgen — große Sterblichkeit aus Mangel an Nahrung — abzuwenden. Unter der weißen und eingeborenen Bevölkerung Indiens erfuhr niemand die wahren Zustände so, wie die treuen Missionare. Diese hatten das sichere Herannahen der Teurung, sowie die langsame aber sichere Ausmerzung des armen Volkes stets beobachtet. Sie benachrichtigten die Regierung über die traurigen Zustände, aber die Regierung rührte nicht einen Finger, um die Sache zu untersuchen; denn viele der Beamten sehen auf diese treuen Missionare als harmlose Schwärmer und Sentimentalisten. Endlich wurden die Missionare durch Not getrieben, sich an die Wohlthätigkeit der Christen in England und besonders in Amerika zu wenden, und erst, als von diesen Quellen Hilfe kam, erwachte die indische Regierung zur Erkenntnis der traurigen Verhältnisse in ihrem eigenen Lande.

An dieser Stelle sei erwähnt, daß keine Nation der Erde so gründlich in all ihrem Thun ist, wie die englische Regierung; aber ihre Gründlichkeit ist mit so viel Umständlichkeit verbunden, daß, wenn eine Sache gleich gründlich und sorgfältig gethan wird, so geschieht solches doch lange nicht mit solcher Geschwindigkeit und Gewandtheit als dem Amerikaner charakteristisch ist. So kam es denn auch, daß die Teurung einen tüchtigen Vorsprung erhielt, ehe die Regierung mit ihrer Hilfeleistung kam, und diesen Vorsprung behielt die Hungersnot, bis endlich der erwünschte Regen kam und die natürliche

Ursache der Teurung — Dürre — aufgehoben wurde. Auch noch, als die Regierungs „Relief Works" — welche wir in einem andern Kapitel beschreiben — in Thätigkeit waren, wurden so viele Männer erforderlich, die Korrespondenz genau zu befördern und sorgfältige Rechnung zu führen, daß die Zahl der „Relief Works" nach der Zahl der erforderlichen Männer beschränkt werden mußte. Tausende, ja Millionen hätten gerettet werden können, hätte man den Berichten eher Glauben geschenkt und dann gleich pünktliche und praktische Vorkehrungen getroffen, der Not vorzubeugen. Wer wird für solche Nachlässigkeit Rechnung ablegen müssen? Die Schrecken dieser Nachlässigkeit werden in der Stille und dennoch schreiend verkündigt von den gebleichten Knochen, welche durch die Wälder und Thäler in Mittel-Indien zerstreut liegen und von den tausenden Gräbern, welche noch von den Opfern der Hungersnot gefüllt werden, denn es ist wohlbekannt, daß solche, die dem Hungertode noch gerade entrissen wurden, ehe sie ins Grab sanken, und die dann wieder zum Leben zurückkehrten, sich nie ganz von den Folgen am Körper erholen werden, und daß die geringste Krankheit für sie ungünstig ausfallen mag.



Drittes Kapitel.

Organisation der „Home and Foreign Relief Commission“ — Gabensammlung — Nach Indien zur Verteilung der Gaben.

Nicht umsonst waren die dringenden Hilferufe der Missionare in Indien im Frühjahr 1897 für die sterbenden Hindus. Als die täglichen Zeitungen traurige Nachrichten aus dem Hungerlande brachten, wurden vieler Herzen weich und überall empfand man Mitleid. Tausende starben täglich dahin und fünfzig Millionen wurden mit dem Hungertode bedroht.

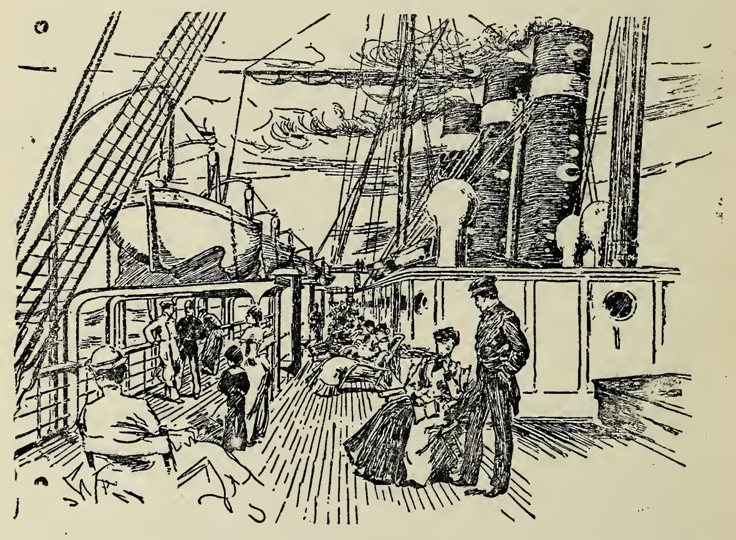
Mit diesen Thatsachen vor uns, stieg unwillkürlich der Gedanke auf: Können wir diesem sterbenden Volke unsere Hilfe verweigern, wenn der Herr unsere Speicher gefüllt und für die bevorstehende Ernte gute Aussichten gegeben hatte, und damit gegen seinen ernsten Befehl handeln, wenn Er sagt: „Gebt ihr ihnen zu essen?“ Plötzlich kam mir der Gedanke, unser amerikanisches Volk könne und werde viel zur Linderung der Not beitragen, wenn ihm die Gelegenheit geboten und ihm die wahren Verhältnisse in Indien klargelegt würden. Ich sagte meine Gefühle einigen Freunden und erhielt sehr herzliche Beistimmung. Eine Versammlung wurde anberaumt und in kurzer Zeit hatte man sich zur „Home and Foreign Relief Commission“ (Linderungs-Commission für In- und Ausland) organisiert. — (Wir gebrauchen immer den englischen Namen, weil derselbe in der Korrespondenz und in Geschäftssachen nur englisch bekannt ist.) Zweck dieser Commission war: Gaben zu sammeln und den hungernden Millionen Speise darzureichen.

Dieses Unternehmen, welches geräuschlos, aber mit ernstem Gebet angefangen wurde, bewies sich, nicht nur den Hindus, sondern auch den Gebern zum großen Segen. Ein Zirkular, welches die Zustände in Indien erklärte, wurde gedruckt und verbreitet und prompt war die Erwiderung. Der Herr ließ es zu, daß der Autor dieses Buches mehrere Gemeinden und Prediger in den westlichen Staaten besuchen durfte, und überall wurde er herzlich empfangen. Allerwärts fand das Unternehmen Anerkennung und als dann noch Vorkehrungen getroffen worden, daß eine Schiffsladung Getreide von der pacifischen Küste frei nach Indien befördert werden konnte, dann kamen die Gaben in Geld und in Getreide reichlich ein. Schon binnen zwei Wochen seit der Organisation erhielt der Schatzmeister an einigen Tagen bis $1,200.

Jetzt stieg aber die Frage auf: Wem sollen wir Geld und Getreide zusenden und anvertrauen? Weil in Indien die vielen Kasten bestehen und die Regierung notgedrungen für jede Kaste recht viele Eingeborne zur Gabenverteilung anstellen mußte, und weil es allgemein bekannt wurde, daß solche eingeborne Relief-Agenten unzuverlässig waren und einen großen Teil dieser Gaben durch Betrug sich selbst aneigneten und den Hungernden entwendeten, so wurde es nicht für weise erachtet, daß man unsere Gaben der indischen Regierung anvertraue. Auch einige Missionare beschuldigte man, daß sie Gaben zum Bau eigener Schulen verwendeten, statt die Hungernden zu speisen. Man wußte hier nicht genau, wie weit sich die Teurung erstreckte und dadurch kam es, daß Gaben an Missionare gesandt wurden, welche außerhalb der Hungerdistrikte wohnten, und solche Gelder verfehlten ihren Zweck.

Auf einer Versammlung der „Home and Foreign Relief Commission“ in Elkhart wurde auf Verlangen vieler Gaben-

spender beschlossen, daß jemand nach Indien gesandt werde, um dort persönlich die Verteilung der Gaben, welche bei der „Home and Foreign Relief Commission" eingingen, zu beaufsichtigen. Auf derselben Versammlung wurde bestimmt, daß der Autor diese verantwortungsvolle Reise übernehme, weil er vor ein paar Jahren Indien durchreist habe, mit den Verhältnissen daselbst schon etwas bekannt sei und sich deshalb am besten dafür eigne.

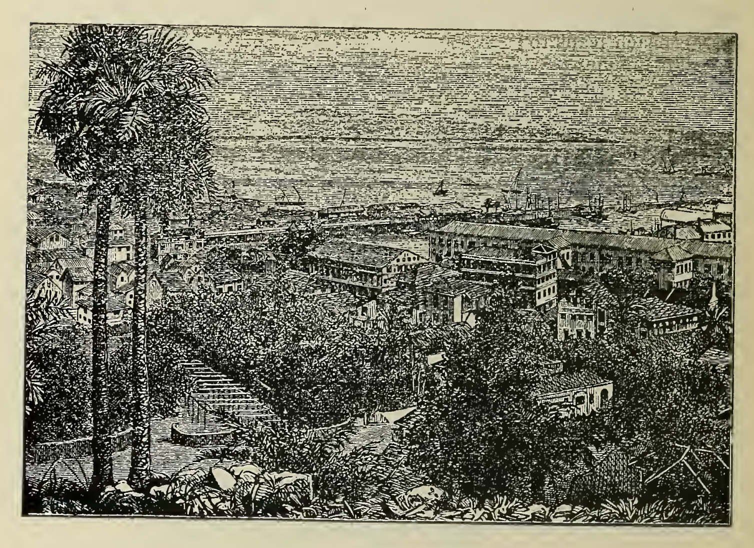


So war es denn, daß ich ein paar Tage nachher, am 3. April 1897, meinen Lieben Lebewohl sagte, und im Geleite vieler ernster Gebete und guter Wünsche, daß ich die mir auferlegte, verantwortungsvolle Pflicht mit Erfolg treulich erfüllen möge, in Elkhart den Lake Shore Zug nach New York bestieg. Ich nahm mit mir einen Wechsel von $5,000 zur sofortigen Verteilung nach meiner Ankunft und das Versprechen, daß mehr nachgeschickt werden würde, je nach dem die

Gaben einliefen. Nach kurzem Aufenthalt bei Verwandten in den östlichen Staaten, erreichte ich New York, besorgte mir Fahrkarte für die „S. S. Lucania“ von der Cunard-Linie und segelte am 10. April ab nach London, England, wo ich nach sieben Tagen glücklicher Fahrt landete. Der Postdampfer nach Bombay war drei Tage vor meiner Ankunft aus dem Hafen gefahren, aber er fuhr durch die Meerenge von Gibraltar nach Brindisi, Italien und gebrauchte zu der Reise neun Tage. Ich lernte, daß ich den Dampfer zu Brindisi überholen könnte, wenn ich über Land die Reise dorthin machte. So entschloß ich mich denn dazu und reiste über den Englischen Kanal durch Frankreich, Schweiz und Italien. Die Landansichten dieser Gebirgsgegenden sind denen unserer östlichen Staaten sehr ähnlich; aber die Eisenbahnbequemlichkeiten sind den unseren weit zurück. Weil ich mich nicht der Landessprachen dieser Länder bedienen konnte, mußte ich mich sehr in der Geduld und der Ausdauer üben. Die Europäer entdeckten bald, daß ich ein Amerikaner sei, aber sie zeigten sich mir sehr freundlich und dienstbereit.

Als ich in Brindisi ankam, fand ich schon den großen Dampfer „Caledonia“ von der Peninsula und Oriental Navigation Gesellschaft vor Anker. Dieser Dampfer ist einer der schönsten und schnellsten Schiffe. Er wartete auf die Ankunft unseres Zuges von London und sehr bald, nachdem ich mich für die lange Reise bequem eingerichtet hatte, setzten sich die großen Maschinen in Bewegung und wir fuhren um 5 Uhr nachmittags aus dem Hafen, dem Lande der Teurung und Pest zu. Der Abend war angenehm, das große blaue Mittelländische Meer war ruhig und bald auch befanden sich die Passagiere in süßem Schlummer gehüllt.

Die Reise dauerte ungefähr dreizehn Tage. Das Meer war ruhig und die Reise angenehm mit Ausnahme der großen Hitze, welche uns besonders auf dem Roten Meere schier unerträglich war. Dieses Meer ist bekannt als der heißeste Salzwasser-See der Welt. Viele Passagiere schliefen durch die ganze Nacht auf dem Verdeck. Der Dampfer war mit jeglicher Bequemlichkeit für die Passagiere versehen. Am



Ansicht des Bombay Hafens.

Morgen des 7. Mai landeten wir glücklich in Bombay. Schon vom Schiffe aus sahen wir die „Pest-Scheunen" am Ufer, wo die von der Pest befallenen Leute der Stadt zur Behandlung hingebracht wurden.

In Bombay war das Wetter sehr warm und mehrere Nächte saß ich in meinem Bette auf und fächerte, um einigermaßen Kühlung zu erhalten. Berichte liefen von verschiede-



Eine weibliche Person wird auf einer Bahre von Rohr zum Hindu-Pest-Hospital gebracht. Pflegerin und andere Beamten in ihrer Begleitung.



nen Lokalitäten ein, daß die Pest schon im Abnehmen sei, aber daß Teurung und Hungersnot in den Central=Provinzen ihr grausames Spiel trieben.

In einigen Teilen der großen Stadt Bombay, d. h. wo Europäer wohnten, konnte man an den Verhältnissen gewißlich nicht erkennen, daß Pest und Hungersnot auf dem Lande herrschten. Hieraus erklärte sich's zum Teil, daß die Regierungsbeamten, wenn sie von ihrer Umgebung eingeschlossen, nichts von der Not und dem Leide auf dem Lande sahen, so sehr langsam waren die wirklichen Zustände des Landes zu erkennen und Hilfe zu leisten. Als wir jedoch in einer Kutsche durch die dürftigen Stadtteile der Eingebornen fuhren, liefen uns die Armen nach und baten um etwas zu essen. Armut und Not starrte uns von allen Seiten entgegen.



Zwei hungernde Kinder.

Schon auf dem Schiffe war meine Mission in Indien den Leuten bekannt geworden — denn im täglichen Verkehr im kleinen Kreise lernt ein jeder eines jeden Angelegenheiten gut kennen — und die Liberalität des amerikanischen Volkes fand allgemeine Anerkennung. Ein Engländer sagte mir, „Wahrlich, ihr Amerikaner meint es gut und ihr kommt für Indien als barmherzige Engel". Schon in Bombay erkannte ich in kurzer Zeit die Größe meiner Mission in Indien und ich betete zu Gott um gnädige Anweisung und Führung, und daß unser Volk in der Heimat nicht lässig werden möge in der Beisteuerung zur Linderung dieser unbeschreiblichen Not.

Wenige Tage nach meiner Ankunft erhielt ich einen Besuch vom Editor des "Advocate of India", eine der leitenden täglichen Zeitungen der Stadt Bombay. Der Editor ist ein Parsee und ein Mann von außerordentlichen Fähigkeiten. Weil unsere Unterredung sich ganz um diese Hilfeleistung drehte, so gebe ich zur Erklärung hier den Inhalt der Unterredung, wie sie am nächsten Montag, den 10. Mai, im "Advocate" erschien:

Getreide und Geld.

„Daß der Mangel an Nahrungsmitteln in Indien zur Hungersnot herangewachsen, ist allen bekannt, denn schon drei und einhalb Millionen Menschen befinden sich an den Relief-Arbeiten. Daß dieses noch lange nicht die Zahl aller Notleidenden ist, ergeht aus der Thatsache, daß diese Armen Relief-Arbeiten nicht annehmen bis der Hunger lange Zeit an der Thüre gewesen und auch dann nur erst, wenn der Tod schon einige Familienglieder weggerafft hat.

„Die Gegend, welche am meisten von der Teurung befallen, ist die Agentur von Mittel-Indien. Hier nimmt die Zahl der Hungernden schrecklich zu; in voriger Woche allein

wurden 50,000 Personen in die Relief-Arbeiten aufgenommen. Aber man hat ja die Einzelheiten der Hungersnot schon öfter gelesen und dürfen wir uns in diesem Aufsatze nicht darin ergehen.

„Die Unterthanen des großen Russenreiches haben ihre Sympathie den sterbenden Indiern mit der That bekräftigt und unsere Vettern, die Amerikaner, sind jetzt mit hilfreicher Hand zu uns herüber gekommen. Von Letzteren haben wir gegenwärtig den Geo. Lambert aus den Ver. Staaten von Nord Amerika in unserer Mitte, welcher am Samstag Abend von einem Vertreter des "Advocate" seiner Mission wegen befragt wurde.

„Freut mich, Sie zu sehen," sagte Lambert, „bitte Platz zu nehmen," und auf die Frage, ob er erlaube, daß ein Vertreter des "Advocate" ihn ausforsche, antwortete er, „Ja, warum nicht? Stellen Sie nur so viele Fragen wie es Ihnen beliebt".

Auf den Kugelregen der Fragen, der dann auf ihn losgelassen wurde, antwortete Lambert unter anderem wie folgt:—

„Ich bin ein Vertreter der „Home and Foreign Relief Commission" in Amerika. Diese Commission stellt eigentlich nur die mittleren Staaten vor, wie Ohio, Pennsylvanien, Indiana, Michigan, Illinois, Nebraska und Kansas."

„Nein, unser Volk hat in Indien keine politischen Interessen; die Bewegung ist eine Wohlthätigkeitsarbeit."

„Was bewog Sie her zu kommen?"

„Ich war vor zwei Jahren in Indien und gewann ein warmes Herz für die Eingeborenen, und weil mir die Verhält-nisse hier bekannt waren, wußte ich, welche Bedeutung eine Hungersnot haben müßte. Als dann die Zeitungen Nach-

richten brachten, wie es hier zuginge, wurde ich gerührt und ich redete eine Versammlung von Brüdern darüber an. Meine Vorschläge wurden sofort angenommen, und ich wurde ernannt, die Prediger in den mittleren Staaten zu besuchen und ihnen die Sache vorzulegen. Die Folge war, daß Getreide und Geld reichlich gezeichnet wurde.

„Eine Bedingung der willigen Geber war, daß jemand mit dem Gelde nach Indien gesendet werde, um dasselbe dort an die Notdürftigen zu verteilen, damit es an den richtigen Mann käme und nicht etwa habgierigen Beamten in die Hände falle. Amerika hatte sich an dem allgemeinen Teurungs-Fond beteiligt, aber Zweck meines Kommens ist, solche Orte zu erreichen, welche möglicherweise von der Regierung übersehen werden. Es giebt da z. B., wie Ihnen bekannt sein wird, kleine Dörfer, die schrecklich von der Hungersnot leiden, aber schlecht von den Regierungsbeamten erreicht werden können.“

„Ja, Sie haben Recht,“ sagte der Gefragte in Erwiderung einer Frage, „ich bin der Vorläufer einer Schiffsladung Getreides, welches in den westlichen Staaten gesammelt wurde und habe Geld bei mir, womit ich in Indien Getreide kaufen und nach meinem Gutachten verteilen kann.“

„Ganz richtig, ich werde nur einen Teil dieser Schiffsladung zur Verteilung erhalten und weil ich die betroffenen Gegenden vorher besuche, werde ich instand gesetzt, jenes Getreide auszuteilen, wo es am notwendigsten ist. Wenn ich auf meiner Durchreise große Not antreffe, dann gedenke ich für mein Geld Getreide zu kaufen und es auszuteilen.“

„Meine Brüder in Amerika sagten mir, ich müsse sofort nach Indien gehen und die Zustände untersuchen und sie würden mir das Getreide nachschicken, und hier bin ich.“

„Verstehe ich also recht, daß es nicht Ihre Absicht ist, die Getreidesendung dem Indien Relief Komitee zu übergeben?"

„Ich kann das gegenwärtig noch nicht bestimmen; das hängt von Umständen ab und von den Resultaten meiner Untersuchung. Ich habe schon mit mehreren Personen Ihrer Stadt kurze Unterhandlungen gehabt, habe Herrn Pratt und seinen Bruder besucht, beide im Dienste der Regierung, und werde am Montag den Sekretär des Relief Komitees aufsuchen. Die Herren Pratt befinden sich in Sholapur und Bijapur resp. und haben mir ihre Dienste angeboten.

„Ich wußte ja nicht, wie Ihre Regierung diese Bewegung ansehen würde, deshalb nahm ich in London die Gelegenheit wahr, bei Herrn Chamberlain vorzusprechen, traf ihn aber unglücklicherweise nicht zu Hause. Sein Sekretär schenkte mir jedoch freundliche Audienz und riet mir, mit dem Relief Komitee bei dieser Verteilung zusammen zu wirken."

„Sie haben sich also noch nicht entschlossen, ob Sie Ihr Geld und Getreide dem hiesigen Relief Komitee übergeben werden?"

„Nein; ich korrespondiere darüber mit verschiedenen Personen und werde später entscheiden, aber ich wurde ausgesandt, um danach zu sehen, daß den Notdürftigsten Hilfe zu teil werde. Ich bin jetzt der Ansicht, daß mehr persönliche Not gelindert werden kann, wenn ich in abgelegenen Orten durch Missionare wirke; ich habe jedoch noch nichts bestimmt."

„Zur Erklärung, Herr Lambert," fragte unser Vertreter, „wer sind diejenigen, die am meisten an dieser Bewegung beteiligt sind?"

„Hauptsächlich sind es wohl Deutsch-Amerikaner von der besseren Klasse, welche durch die Berichte der amerikanischen Zeitungen zum Mitleid gerührt wurden."

„Nein, die Berichte sind garnicht übertrieben, das kann ich aus Ueberzeugung sagen von dem, was ich schon gesehen und gehört habe.“

„Woher nehmen die amerikanischen Zeitungen ihre Berichte über die Hungersnot?“

„Einige Gesellschaften erhalten ihre Berichte direkt von guten Freunden aus diesen Gegenden. Nein, ich habe keine Zeitungen bei mir, welche diese Sache behandeln, aber hier sind Zirkulare, welche Ihnen etwa Erklärung liefern, wie man die Teurung dort ansieht,“ sagte Lambert, indem er einige dieser Zirkulare vom Tisch nahm und dem Fragesteller überreichte.

Eines dieser Zirkulare hat ein Bild mit einer Gruppe ausgehungerter Leute und darunter befindet sich ein Brief von Bischof Thoburn von Calcutta, worin letzterer die Zustände in Indien schildert. Auch die anderen Zirkulare enthalten mitleiderregende Abbildungen.

„Dabei enthalten diese Zirkulare genügend Beweismaterial der Hochherzigkeit des amerikanischen Volkes. Wir lesen da, daß „Eisenbahn-Gesellschaften sich erboten haben, Korn umsonst nach der Küste zu befördern und daß die Regierung gratis ein Schiff liefert, diese Gaben hinüber zu tragen. Also kann das geschenkte Korn ganz frei nach Bombay, Indien befördert werden.“

„Ist dieses Geld, das Sie gebracht haben und das Getreide, welches nachgeschickt wird, die Totalsumme der Wohlthätigkeit Amerikas für Indien?“ fragte der Zeitungsmann.

„Nein; wenn ich zurückschreibe und Berichte einschicke, wie die Hilfe hier not thut, dann wird mir von Zeit zu Zeit mehr Geld zugeschickt werden.“

„Wo werden diese Gelder hergenommen?"

„Sie kommen meistens aus den Gemeinden," sagte Lambert, und unser Vertreter machte einige Lobaussprüche, daß die Amerikaner ein besonders religiöses Volk seien.

„Wann gedenken Sie jetzt abzureisen zu den Central-Provinzen, Herr Lambert?" fragte unser Vertreter, als er aufstand und sich fertig machte, weiter zu gehen.

„Am Dienstag Abend, und diesen Weg gedenke ich einzuschlagen," sagte der freundliche Mann und zeigte auf einer Karte eine punktierte Linie, welche durch die Central-Provinzen Indiens führte."



Viertes Kapitel.

Zustände des Landes vor meiner Ankunft — Erste Untersuchungsreise — Linderungsarbeit — Schrecken in den von Pest und Teurung betroffenen Distrikten.

Es wäre an der Ordnung, bevor ich an die Beschreibung meiner ersten Untersuchungsreise gehe, wie in dem vorhergehenden Kapitel erwähnt wurde, daß dem Leser eine richtige Vorstellung des Landes gegeben werde, dadurch, daß wir ihm zeigen, wie lange und wie schrecklich die Teurung in einigen Lokalitäten schon gewütet hatte. Es könnte dieses vielleicht keine Feder besser thun, als die des Missionars Rockwell Clancy, wenn er früh im Jahre 1897 schreibt:

„Im Juni 1896 sandte ich einen gedruckten Brief an mehrere amerikanische Zeitungen, in welchem ich um Hilfe für die armen Hungernden bat. Zu der Zeit hofften wir schon, daß wir bald genügende Regen bekommen möchten, damit Ende des Jahres die schreckliche Teurung ein Ende nehme. Der Monsun setzte auch sehr günstig ein, aber im August hörte der Regen auf und seit der Zeit haben wir in den Central-Provinzen und in Nord-Indien nur seltene Schauer gehabt. Gewöhnlich hält der Regen bis Ende September an. Die natürliche Folge ist also, daß die erwartete Linderung durch die Ernte ausblieb, und Zustände jetzt viel schlimmer sind, als sie vor sechs Monaten waren. Die traurige Aussicht steht uns jetzt bevor, daß wir eine ähnliche Hungersnot durchmachen müssen, wie die, welche im Jahre 1877 einen großen Teil unseres Landes verheerte, und daß in den kommenden

Monaten tausende Menschen in hunderten Dörfern ihr Leben werden einbüßen müssen. Der Getreidepreis ist im verflossenen Monat um 50 Prozent gestiegen und bleibt noch im steten Steigen.

„Vor einigen Tagen verschafften sich mehrere Personen Eintritt in die Getreidespeicher in Agra und in ihrem Versuch, Nahrung zu entwenden, wurden etliche getötet und andere verwundet. Auch in Cawnpore haben ähnliche Aufstände stattgefunden. Durch Hunger getrieben, verbündeten sich die Leute und machten einen Angriff auf die Kaufleute im Markt, um Getreide zu erhalten.

„Die Schrecken einer Hungersnot sind unbeschreiblich. Ich hatte vor meiner Ankunft in Indien viel Armut gesehen, aber noch nie hatte ich Männer, Frauen und Kinder vor Hunger sterben sehen. Vor einigen Tagen machte ich eine Reise durch die Dörfer meines Distrikts. An einem Ort fand ich 137 kleine Kinder, die meisten unter zwölf Jahren und viele davon nicht mehr als vier oder fünf Jahre alt, deren Eltern entweder gestorben waren oder sie verlassen hatten. Ich fand diese Kleinen in den Straßen oder auf dem Markt, wo sie sich auf die Erde gefallenes Getreide sammelten und roh verzehrten. Jetzt hat die Regierung temporäre Vorkehrungen getroffen, die Kinder zu versorgen. Wenn ich das Geld zur Versorgung gehabt, hätte man mir gerne hundert davon überlassen.

„In einem Dorf fand ich einhundert kleine Kinder, die meisten nackt und viele so schwach, daß sie schier nicht mehr gehen konnten. Im Markte sammelten sie sich die einzelnen Körner auf. Die meisten erzählten uns, daß ihre Eltern sie verlassen hatten oder gestorben seien. Wir ließen diese Kinder zum Hause bringen, wo wir uns aufhielten und gaben ihnen geröstetes Getreide, welches sie gierig verzehrten. Mein Herz

blutet für diese verwaisten Kinder, von denen viele bald des Hungers sterben müssen. Bei diesen Kindern waren auch Männer und Frauen, welche nur noch lebende Gerippe waren. Ein Mann — ein Brahmane — brachte mir in seinen Armen ein Kind, dessen Mutter gestorben, und bat mich, es mitzunehmen und zu ernähren. Eine Mutter führte vier Kinder mit sich und sie selbst konnte fast nicht mehr gehen. Ich merkte, daß sie das geröstete Getreide fast alles ihren Kindern gab und für sich selbst nur wenig behielt. Es ist schrecklich, diesen Leuten ins Angesicht zu sehen und zu wissen, daß ihre Not täglich zunimmt, bis sie endlich dem Hunger erliegen. Noch ein anderes Dorf besuchten wir, wo uns viele hungrige Kinder umringten. Wir gaben ihnen etwas geröstetes Getreide und als sie dort saßen und ihre Körnlein verzehrten, wurde meine Aufmerksamkeit auf ein kleines Mädchen von sieben Jahren und auf einen Knaben von fünf Jahren gelenkt. Sie behandelte ihren kleinen Bruder, als wenn sie seine Mutter wäre und gab ihm das beste von ihrem Getreide. Sie erzählte mir, daß sie in einem entfernten Dorfe wohnten, und daß ihre Mutter sie weggeschickt habe, sich selbst Nahrung zu suchen, weil sie schon zu schwach war, solches zu thun. Schon drei Monate hatten sie sich genährt von dem Getreide, welches sie auf dem Markte auflasen, und nachts schliefen sie unter einer Eisenbahnbrücke, unter welcher ein Wagenweg durchführt. Zu beiden Seiten dieses Weges unter der Brücke schlafen jede Nacht ganze Scharen kleiner Kinder.

„Schon seit einigen Monaten hat unser Prediger jedem Kinde täglich eine Handvoll geröstetes Getreide gegeben und dadurch viele am Leben erhalten. Ich fragte das Mädchen, ob sie und ihr Bruder mit mir nach Allahabad reisen möchten, und sie willigten mit Freuden ein. Gleich baten uns auch die

andern Kinder mitreisen zu dürfen, denn hier müßten sie sterben.

„Ich hätte die Kinder alle mit mir nehmen können, aber unter den Umständen konnte ich nur das Mädchen, ihren kleinen Bruder und noch einen kleinen Knaben mitnehmen. Diese Kinder sind jetzt sehr glücklich in unserm Heim für die Heimatlosen. Einen andern kleinen Knaben, welcher nur noch ein Gerippe war und vielleicht nur wenige Tage leben konnte, hätte ich gerne mitgebracht. Ich fragte den Knaben, wo sein Vater sei und er antwortete mir, der sei krank; wir gingen ihn aufsuchen und fanden ihn auf einem Landrücken liegen, dem Tode nahe. Er war vom Hunger so geschwächt, daß er sich nicht mehr Nahrung suchen konnte. Wir baten ihn, er solle uns den Knaben überlassen und er erlaubte, unter der Bedingung, daß wir ihn auch mitnähmen; aber das war uns unmöglich. Als wir dieses dem Knaben sagten, weinte er bitterlich. Ehe wir jedoch den Ort verließen, trafen wir Anstalten, den Vater zu einem Hospital, etwa zwanzig Meilen von dort entfernt, zu senden, und der Knabe ist jetzt bei einem eingeborenen Prediger, wo er gut aufgehoben ist.

„Als unser Zug auf den verschiedenen Stationen anhielt, war es schmerzlich anzuhören, wie die Leute im Dunkel der Nacht um Nahrung bettelten. Noch in meinem stillen Zimmer vernehme ich die Notrufe.

„An einem gewissen Orte veranschlagt man, daß 12,000 Leute monatlich an den Folgen der Hungersnot sterben. Es ist ganz unmöglich, daß die Regierung für alle Linderung schaffe, weil sich die Not so weit erstreckt. Wenn ich auf meinen Inspektionsreisen bin, sehe ich täglich, wie Leute den Staub vom vertrockneten Gras an der Wegseite auffegen und denselben dann durchsuchen nach den Grassamen, um damit

ihren Hunger zu stillen. Alles was Nahrung enthält wird gegessen. Unkrautsamen, Graswurzeln, Baumrinde und die Steine der Mangofrucht, deren Kern gemahlen wird, werden sorgfältig aufgehoben und gierig gegessen. Diese ungesunde Nahrung verursacht Krankheiten und beschleunigt nur zu oft den Tod des Hungernden. Jeden Tag rufen uns die Leute an der Thüre um Nahrung an. Am vorigen Sonntag speiseten wir 150 Personen. Die Dorfbewohner drängen sich in die Städte. Wer noch etwas zu geben hat, der läßt es den Dürftigen zukommen.

„Wir haben auf unserm Missionsplatze auch ein Heim für die Heimatlosen errichtet und haben darin gegenwärtig über fünfzig Personen, neun davon Witwen und die übrigen sind Kinder. Zur Unterhaltung dieser Armen haben wir nur solche Mittel, als Gott uns zuschickt. Soweit haben wir noch jedes heimatlose Kind aufgenommen, das zu uns kam und auf wunderbare Weise hat Gott uns Geld zur Unterstützung zukommen lassen. Auf meinen letzten offenen Brief sind uns von Amerika reichlich Gaben zugeflossen. Ich erwarte prompte Erwiderung auf die Bitte, denn es kommt die kalte Jahreszeit und wir bedürfen Decken und Kleider sowohl als Nahrungsmittel. Zwanzig Dollars, oder £5 jährlich ernähren und kleiden eine Frau, und $15, oder beinahe £4 genügen für einen Knaben oder ein Mädchen. Unser Gebet ist, daß viele, welche diesen Brief lesen, uns Beiträge zuschicken möchten. Geld schickt man uns am besten durch Post-Anweisung oder Bank-Anweisung über London; letztere erhält man bei fast jeder Bank. Bitte alle Wechsel und Anweisungen an mich zahlbar auszuschreiben. Vergesset nicht, daß diese Armen dem Heiland so lieb sind als eure teuren Kinder; um Jesu willen, sendet uns Hilfe für sie."

Etwa in derselben Zeit schrieb ein anderer Missionar, welcher in den am schwersten betroffenen Hungerdistrikten wirksam ist:

„Oft schon habe ich gedacht, mein Lebenslicht gehe langsam aus, vor Sorge und Mitleid für diese kranken, sterbenden und heimatlosen Kleinen. Sie kommen zu uns mit hervorstehenden Knochen, mit ausgequollenen Augen; mit Ruhr, Cholera und was man sich sonst noch vorstellen kann, behaftet. Kinder von fünf bis sechs Jahren werden uns in Körben gebracht, weil sie nicht gehen können. Männer, Frauen und Kinder kommen mit geschwollenem Munde und Gesicht, daß sie wie Ungeheuer aussehen, und das Blut läuft ihnen aus dem Munde zur Erde. Bettler berauben den Markt und essen das Mehl im Laufen, um ihren Nachfolgern zu entwischen. Bettler gehen in die Häuser und lassen sich nicht hinaustreiben, während sie mit einem Schlage leicht zu Boden gestreckt werden könnten. Schafe verkauft man das Stück zu 12 *annas* (ungefähr 22 Cents), eine Kuh für fünf oder sechs Rupien (etwa $1.50—$1.80), und dieses zahlt man hauptsächlich für das Fell. Als wir uns weigerten, einige Kinder aufzunehmen, versteckte man sie nachts auf unserer Veranda. Oft sehe ich, wie man tote Kinder gleich Tieren, mit Händen und Füßen an eine Stange bindet und sie so zu Grabe trägt. Ich habe mich geweigert, einige gutgenährte Kinder von den Eltern abzunehmen und mußte hernach sehen, wie diese langsam am Hunger dahinsiechten. Darf man sich da wundern, daß ich jedes Kind, welches ich erobrigen kann, sicher unterbringen möchte?"

Die Waisen-Anstalten in der Quäkermission zu Hoshangabad sind beide mit Kindern überfüllt. Am Schlusse der vorigen Jahre hatte man 58 Knaben und 60 Mädchen und jetzt verpflegt man hier 83 Knaben und 84 Mädchen. Aehnlich

geht es allen andern Waisen-Anstalten in den Central-Provinzen und den Hungerdistrikten.

Fräulein Pilditsch, von der Bethel Santhal Mission sagt: „Es treibt mich, einige Zeilen zu schreiben im Interesse unserer armen Santhalen. In diesem Teile des Landes ist die Kornernte fast eine totale Fehlernte gewesen. Gewöhnlich, wenn die Ernte gut ist, verkauft man Korn hier, drei Aehren für einen *pice*, jetzt eine Aehre für zwei *pice*; Reis, welchen man gewöhnlich sechzehn *seers* für eine Rupie erhält, kann man jetzt nur zehn *seers* für die Rupie kaufen. Die Handelsleute ziehen ohne Zweifel Nutzen aus dem Gerede, daß eine Hungersnot im Anzuge sei, aber die Spitzen der Reisfelder sind überall vertrocknet. Außer der Dürre ist hier eine Art Brand am Getreide und dadurch sind viele Felder des frühen Reises zerstört worden. Die niedrigen Felder sehen jedoch noch recht gut aus und haben auch noch genügend Wasser, so daß man von denselben noch eine gute Ernte erwarten kann, und ich sehe nicht ein, warum die *mahajans* jetzt schon so unerhörte Preise verlangen. Vor wenigen Tagen forderten sie mir für zwei *seers* Mehl acht *annas* ab.

„Der Tagelohn einer Santhalfrau beträgt fünf *pice* und der eines Mannes zwei *annas*. Dieses reicht ihnen sehr gut aus, wenn die Ernte gut ist, aber wie sollen die Armen jetzt Nahrung kaufen, wenn Getreide so sehr teuer ist? In den letzten zwei Wochen hat Br. Haegert etwa zweihundert Heiden in Arbeit gehabt, einen Wasserbehälter zu bauen und den armen Santhalen dadurch nötige Hilfe zukommen zu lassen; aber sie werden jetzt monatelang regelmäßiger Unterstützung bedürfen.

Gestern erzählten mir etliche teure Christen, daß ihr Getreide alles auf Hochland sei, und daß sie nur Stroh für

das Vieh ernten würden. Ich versuchte sie zu trösten mit der Verheißung Gottes, daß Er für die Seinen sorgen werde, auch in Zeiten der Not. Wolle Gott viele Herzen willig machen, den Santhalen Hilfe zu schicken und möge diese Notdurft ein Mittel werden, durch welches viele Seelen durch ganz Indien für ihren Heiland gewonnen werden."

Diese beunruhigenden Berichte waren keineswegs übertrieben, wie ich sie in der folgenden Woche auf meiner ersten Untersuchungstour durch die Hungerdistrikte nur zu wahrheitsgetreu vorfand. Es ist ganz unmöglich, annähernd zu beschreiben, was mir dort zu Gesichte kam. Meine Sprachkenntnis versagt mir und der zugemessene Raum reicht lange nicht aus zur Beschreibung dessen, das ich sagen könnte.

Ich durfte nicht weit reisen, bis ich erkannte, wozu mich Gott mit Mitteln hierher gesandt hatte, und wenn ich noch einhundertmal so viele Mittel gehabt hätte, dann wären noch Menschen ungesättigt geblieben.

Die Agenten der Regierung besuchten mich und erboten sich, die Verteilung meiner Gaben zu übernehmen; aber ich konnte dazu nicht einwilligen. Ein Komitee war von der Regierung beauftragt worden, solche Gaben zu verteilen; mir wurde gesagt, das Komitee bestehe aus Parses, Mohammedanern und Hindus. Unsere Gaben kamen jedoch von Christen, und die Christen in Indien freuten sich, daß wir sie ihnen zukommen ließen. Der General=Fracht=Agent der *India Peninsular R'y Co.* erbot sich, mir behilflich zu sein, daß mir alle Fracht und aller Telegraphendienst gratis geliefert werde.

Das Land war trocken und die Winde sehr heiß, wo ich hinkam. Der Thermometer zeigte im Schatten von 85 bis 110 Grad. Rindvieh und alles Getier war dünn und mager, und was ich an den Bahnen und Wegen erblicken mußte, war

schaudererregend. Männer, Frauen und Kinder riefen uns um Hilfe an. Die Kinder waren nackt und viele von ihnen nur noch wandelnde Gerippe. Die Missionare hatten sich vieler Armen angenommen und auch die Regierung hatte Linderungsarbeiten veranstaltet, um die Armen zu beschäftigen.

Während ich mehrere Orte besuchte, wurde ich oft beinahe untergetreten. Der erste Ort, den ich besuchte, war Akola in der Provinz Berar, wo Missionare viele Arme, welche vom Lande zu ihnen gekommen waren, mit Nahrung versorgten. Ich wünsche, unser amerikanisches Volk hätte sehen können wie diese Leute acht bis zehn Meilen kamen, eine Tasse Korn zu erhalten und so dem Hungertode zu entgehen. Viele Kinder waren eingesammelt worden, welche schon dem Tode nahe waren; viele waren krank, andere hatten wunde Köpfe, noch andere hatten wunden Mund und wunde Zunge, daß ihnen das Essen unmöglich war; viele waren mit Aussatz, Pocken, Cholera oder anderen Krankheiten behaftet. Welch Anblick hier in diesem Lande der Hitze und der Hungersnot! Hier that der Vertreter der „Home and Foreign Relief Commission“ zum ersten Mal seine Hand auf zur Speisung dieser armen Hindus. Meine Feder kann unmöglich ihre Dankbarkeit beschreiben. Nachdem ich mich dann wieder entfernt hatte, fragten die Armen, wer der gute Mann sei. Mir wurde mitgeteilt, daß sie für mich gebetet hatten und bestellt, ich möchte doch wiederkommen und zu ihnen sprechen.

Es wäre hier am Platz, zu zeigen, daß uns auch in der Hilfeleistung widersprochen wurde. Dazu diene ein kleiner Vorfall:

Eine heidnische Frau fand ein Waisenmädchen in großer Not. Sie brachte das Mädchen zu Fräulein Harding, wo es



Hungerleidende Kinder zu Jabalpur.



Erst r Be:uch in Akola, Berar. Getr:id vert ilung.

Obdach fand. Dieses war den Hindus von Mankar doch zu viel. Wer kümmerte sich denn, wenn das Mädchen auch starb? Aber von einer englischen Frau aufgenommen und versorgt zu werden, war zu viel; sie könnte dadurch vielleicht Christ werden! So rotteten sie sich zusammen und über einhundert Menschen machten einen Angriff auf zwei englische Frauen. Das Mädchen wurde von ihnen genommen und in die Wildnis getragen, und jetzt sieht man es auf dem Markt unter den Hunden, wo es sich von Körnern ernährt und wo niemand für seinen Leib noch für seine Seele Sorge trägt. Diese That wurde den Regierungsbeamten berichtet und man fahndete nach den Gesetzesübertretern. Ein paar Personen wurden eingefangen, aber die Anführer konnten von der Polizei nicht gefunden werden, wenngleich andere Leute sie frei auf den Straßen sahen.

Von Akola reiste ich nach Shegaon, Berar, wo die Dürftigen sich versammeln. Dort fand ich einen treuen Missionar, welcher mir sagte: „Meine Frau und ich thun, was in unseren Kräften steht; aber was können wir thun? Diesen Morgen waren 800 Personen hier. Wir geben immer wie wir's haben und trauen dem Herrn. Wir hatten soeben Gott gebeten, Er möchte sich der Dürftigen erbarmen und Er hat zur rechten Zeit geantwortet." Ich machte hier kurzen Halt und viele wurden gespeiset. Die Leute werden an einem freien Platze versammelt, und dann müssen sie einzeln durch einen engen Gang gehen, wo ein jegliches eine kleine Tasse Getreide erhält.

Es ist rührend, die Photographien der Dürftigen und Sterbenden der Hungerdistrikte, welche den Zeilen dieses Buches beigefügt sind, zu betrachten. Viele Vorträge könnten nicht den traurigen Zustand der Leute in „diesem Land der

Fülle und Genüge" so getreulich ausmalen, als eine dieser wahrheitsgetreuen Abbildungen. Es zeigt sich in denselben solch Leiden, solch Dulden, solch Bitten, daß das versteinerte Herz durch den Anblick erweichen muß. Wir bezweifeln nicht, daß die reichlichen Gaben zur Linderung dieser großen Not von den besseren Klassen kamen. Aber wenngleich die gebildetere Klasse der Menschen durch Vorträge und Zeitungsartikel erfolgreich erreicht werden kann, so behaupten wir dennoch, daß die ungebildeten Gemüter durch gebildete Vorträge und Artikel nur teilweise erreicht werden, und daß nichts ihnen so nahe treten kann, als eine wahrheitsgetreue Abbildung der Leidenden und Sterbenden.

Niemand kann die Gefühle beschreiben, welche man beim Anblick solcher Zustände erfährt. Ich glaube nicht, daß unsere Geschwister in Amerika je ein edleres Werk betrieben haben, als in der Linderung dieser Not. Ihre Anstrengungen wurden hier weit und breit gefühlt und geschätzt.

Von diesem Orte reisete ich weiter nach Chandon, Berar, und von dort nach Khamgaon; an beiden Orten fand ich ähnliche Not und Anerkennung unserer Bemühungen.

Auf meiner Weiterreise hielt ich dann bei Sohagpur an und kam weiter nach Jubbulpore und fand allerwärts dieselben traurigen Zustände! Wenn man alles genau beschreiben wollte, könnte man mehrere Bände davon füllen. Jetzt war ich im Centrum der Hungerdistrikte. Missionare und Eingeborene begrüßten und behandelten mich mit der größten Freundlichkeit. Von hier aus sandte ich einige Photographien heim, welche jetzt auf diesen Seiten dem Leser die traurigen Verhältnisse darstellen. Bis hieher hatte ich die Summe von 1,750 Rupien unter die Armen verteilt, und ich habe die Versicherung, daß Gott der Herr jede kleinste Gabe



Khamgaon, Berar. W. Johnson speist 800 Hungernde per Tag mit dem Getreide, welches durch Geo. Lambert von der „Home and Foreign Relief Commission" geliefert wurde.



Getreideverteilung zu Shegaon, Berar.

angeschrieben hat und dafür dem fröhlichen Geber seinen Lohn zukommen lassen wird. Wenn unsere teuren Geschwister nur einmal hätten sehen können, wie man ihre Gaben schätzte! Ich verlangte einen Erhaltungsschein für jede größere Gabe, die ich austeilte.



Auf Sohagpur. Eine Gruppe Hungerleidender erhält Getreide. Diese Photographie wurde von Pred. Butler gesandt.

In einem Distrikte waren 625 Todesfälle aus jedem 1,000 Einwohner. Es scheint das als eine Unmöglichkeit, aber es ist wahr, und ohne Hilfe hätte jede einzelne Seele in kurzer Zeit sich dem Hungertode ergeben müssen.

Am 19. Mai reiste ich von Jubbulpore nach Allahabad und von dort nach Lucknow und fand auch dort überall nur Not und Elend.

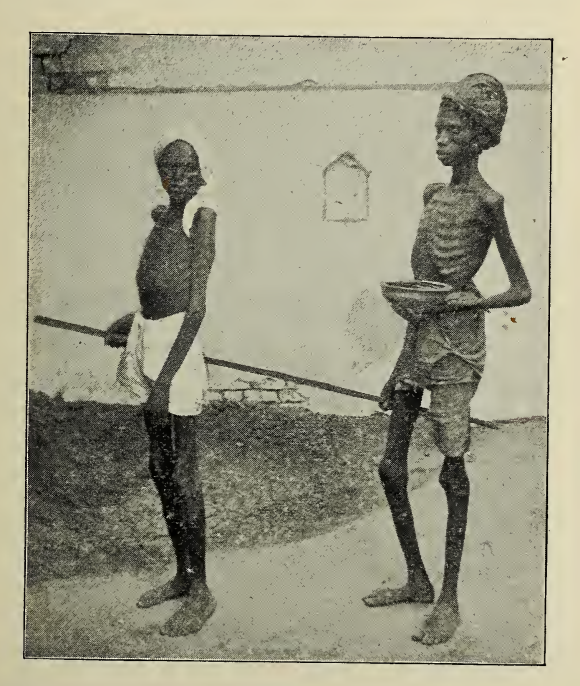
Eine Woche später kehrte ich zurück nach Bombay. Ich hatte jetzt einen teilweisen Linderungsplan in Thätigkeit gesetzt durch die Mitwirkung vertrauensvoller Männer. Um uns her starben auch viele Amerikaner und Europäer an verschiedenen Krankheiten. Viele glaubten nicht, daß ich das Klima ertragen werde; aber der Herr half. Der großen Hitze wegen war das Reisen sehr beschwerlich. Ich legte mir meinen Kurs gewöhnlich im Voraus sorgfältig aus, und dann reiste ich meistens bei Nacht. Mein Aufenthalt war bei den Missionaren verschiedener Denominationen, und ich fand selbige alle mit Leib und Leben ihrer Arbeit geweiht. Das Leben des Heilandes spiegelte sich in ihnen wieder und ich fühlte, daß sie in Indien, besonders in dieser Zeit der Teurung, eine große Macht ausüben.

Die Photographie, nach welcher das Bild auf Seite 61 genau in Kupferschnitt gemacht worden ist, wurde uns zugesandt von E. J. Butler zu Bankheri, nahe Sohagpur, eine kleine Station der Quäker-Mission in Central-Indien. Butler schreibt uns: „Das sind Bankheri-Knaben. Arme, abgemagerte Knaben, wie der größere auf dem Bilde, sieht man sehr allgemein und dennoch ist die verborgene Not, welche nie an den Tag kommt, noch weit schrecklicher, als die, welche uns zu Mitleid bewegt." Der erwähnte Knabe starb von den Folgen zu langer Entbehrung.

Br. Butler schreibt weiter: „Wir haben hier unsere eigenen Linderungsarbeiten: wie, den Friedhof ebenen und drainieren und dgl. m. In Hoshangabad ist die Mission jetzt im Begriff, eine Chaussee zu bauen, und hier wird man mehreren hundert Menschen (ich glaube 500) auf längere Zeit Arbeit bieten können, welche jetzt von den Regierungs Relief-Arbeiten, wegen Mangel an Mittel, abgewiesen worden sind.

Joseph Taylor hat in Seoni einen temporären Zufluchtsort für Waisenknaben errichtet und hat bis jetzt 150 Knaben aufgenommen; Fräulein Rainby hat eine ähnliche Anstalt in Sohagpur mit beinahe 100 Knaben."

Von Khamgaon, Berar, lieferte uns ein Brief von Pred. J. W. Johnson eine lebhafte Schilderung der Lage an diesem Orte. Er lautet wie folgt:



„Man muß noch immer die traurige Thatsache wahrnehmen, daß die Einwohner Indiens ihrem Götzen von Holz, Stein und Silber anhängen. Ein alter Mann kam taumelnd auf den Missionsplatz und sagte: „Sahib, wir haben gesündigt, Gott aber nicht." Viele legen dieses Bekenntnis ab, weil sie

das Getreide sehen, welches für sie hergesandt worden; aber es sind dennoch viele für das Evangelium interessiert, daß sie morgens und abends zu den Gottesdiensten kommen, wenn sie gleich am Morgen nur sehr wenig Getreide erhalten.

„Als wir im Frühjahr unsern Distrikt durchreisten, sahen wir schon, welche Not im Anzuge sei, und daß viele zur Station getrieben werden würden; aber sie kamen unerwartet frühe. Im März besuchten wir unsere Konvention der Eingebornen und als wir am 27. März zurückkehrten, fanden wir von vier- bis fünfhundert Leute vor unseren Thoren, welche um Brot und Beschäftigung baten. Der Herr hatte uns schon durch unsere Missionsgesellschaft etwas Geld zugesandt und damit kauften wir amerikanisches Korn; dann predigten wir den Leuten, und nach der Predigt gaben wir jeder erwachsenen Person einviertel Quart Korn.

„In wenigen Tagen wuchs die Zahl hinan zu 600, und wir sahen uns genötigt, uns einzuschränken; wir wiesen (nach sorgfältiger Untersuchung) alle religiösen(?) Bettler und alle starken Männer ab und rieten ihnen, zu den Relief-Arbeiten zu gehen. Wir können daher unsern Freunden ohne Vorbehalt sagen, daß wir nur Dürftigen haben Hilfe zukommen lassen, denn diese vier- bis fünfhundert Leute waren alle von Dörfern in einem Kreis von fünfunddreißig Meilen.

„Oft mußten wir in unserem Distrikt wahrnehmen, daß Personen eingekerkert wurden, weil sie Getreide gestohlen hatten. In mehreren Dörfern haben die *bunniahs* ihre Getreidegruben, in denen sie Getreide schon jahrelang verwahrt hielten, geöffnet und fanden, daß das Getreide ganz verdorben sei; dennoch machten sich viele Leute der untersten Kasten hinzu und aßen von dem verdorbenen Getreide. Einige aßen

etwa einen Mundvoll davon und dann mußten sie sich erbrechen. An einem Apriltage kam am Mittag eine Gruppe Männer aus der niederen Kaste von einem fünf Meilen entfernten Dorfe auf unseren Missionsplatz und verlangten Arbeit von mir. Sie sagten, der *bunniah* des Dorfes habe sie zum Betteln ausgesandt. Aus Tausenden solcher Leute finden sich jetzt etwa durchschnittlich 400 täglich um 7 Uhr morgens bei uns pünktlich ein, hören dann eine Stunde der Predigt des Wortes Gottes an, erhalten ihr Korn und gehen zufrieden weg; viele versichern uns, daß sie am Abend wieder zur Predigt kommen werden, wenn ihnen auch keine Nahrung verabreicht wird. Mit unbeschreiblicher Freude nehmen wir wahr, wie das Evangelium auf etliche einen bleibenden Eindruck zurückläßt.

„Als wir an einem Abend eine ganze Stunde zu ihnen gepredigt hatten, gaben wir jedem ein Billet, welches sie am nächsten Morgen zu einer Tasse Getreide extra berechtigte. Am nächsten Morgen nach dem Gottesdienst bekamen solche, die nicht ein Extra-Billet aufweisen konnten, auch keine Extra-Ration. Eine Frau hatte jedoch aus Versehen ohne Billet eine Extra-Gabe erhalten. Sie entfernte sich bis über die Grenze des Missionsplatzes, dann blieb sie stehen und schien in Verlegenheit zu sein; bald aber kam sie zurück, schüttete eine Tasse Korn vor mir hin und sagte: „Sahib, hier nimm eine Tasse zurück; ich hatte kein Billet." Ich fragte sie, was sie bewogen habe, das Korn zurückzubringen. Sie antwortete: „Die Geschichte von dem wahren Gott, welche Du uns erzähltest, veranlaßte mich dazu."

„Es haben uns schon mehrere um die Taufe angehalten, aber aus verschiedenen Gründen haben wir sie ihnen noch verweigert. 1) Wir wollen nicht hilflose Christen in Aufsicht

haben (wenn man uns den Ausdruck erlaubt). Wir glauben, es gereicht das nur Gott zur Unehre. 2) Wir wollen dem Gerede ein Ende machen, daß die Missionare Vorteile aus der Hungersnot ziehen und die Heiden durch ihre Magen zum Christentum gewinnen. Es wäre unmöglich, einen Heiden vermittelst seines Magens von den Götzen zum wahren Gott zu bekehren.

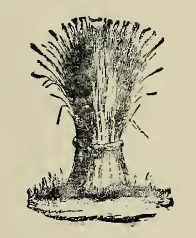
„Wir schickten drei Männer in das Hospital, welche so schwach waren, als sie zu unserer Station kamen, daß sie niederfielen und nicht essen konnten. Zwei davon sind schon gestorben. Zu verschiedenen Malen sind Frauen zu uns gekommen, denen alle Nahrung, welche ihnen dargereicht wurde, scheinbar ganz wertlos war. Eine davon schickten wir zum Hospital, wo sie sich erholt hat. Die übrigen erhalten hier sorgfältige Pflege und erholen sich jetzt auch langsam. Auch haben wir Kinder gespeist, deren Eltern sich selbst versorgten und die Kleinen zum Betteln oder zum Sterben wegschickten. Etliche Eltern haben uns ersucht, ihre kleinen Mädchen in unser Mädchenheim aufzunehmen, obzwar wir schon eine große Anzahl aus dem Distrikte östlich von Jabalpur aufgenommen haben.

„Der Herr gebrauche diese angeführten Thatsachen, die Seinen dadurch zum Mitleid zu rühren, damit sie beten, thun und predigen. Denn es ist uns eine große Thür geöffnet und es drohen uns viele Feinde."

Für die Photographie, von welchem unser Bild hergestellt worden, sind wir dem Pred. J. D. Denning von Narsinghpur zu Dank verpflichtet. Er schreibt: „Die Hungersnot hat uns hunderte Waisen zugeführt — thätige, intelligente Kinder, aber ohne Heimat, ohne Freunde und ohne Brot. Ich habe 203 solcher Kinder nach Bombay, Poona und

Beute der Hungersnot zu Jubbulpore.

anderen Waisenheims weggeschickt. Wir sind jetzt bemüht, wenigstens noch 100 Knaben aufzunehmen; aber unsere Mittel reichen uns nicht hin, denn jegliche Einnahme wird nur zu schnell verwendet. Auch haben wir keinen Raum mehr; aber wir blicken auf zu Gott, daß Er uns Mittel sende zur Errichtung eines neuen Gebäudes und zur Unterhaltung der Knaben. Wenn wir jetzt diese Knaben aufnehmen, möchten wir sie nicht nur durch die Teurung verpflegen und sie dann wieder entlassen, sondern wir gedenken, sie einige Jahre bei uns zu behalten, ihnen eine gute Erziehung angedeihen und ein Handwerk lernen zu lassen, und sie hauptsächlich zur Erkenntnis ihres Heilandes und seines Wortes anzuleiten."



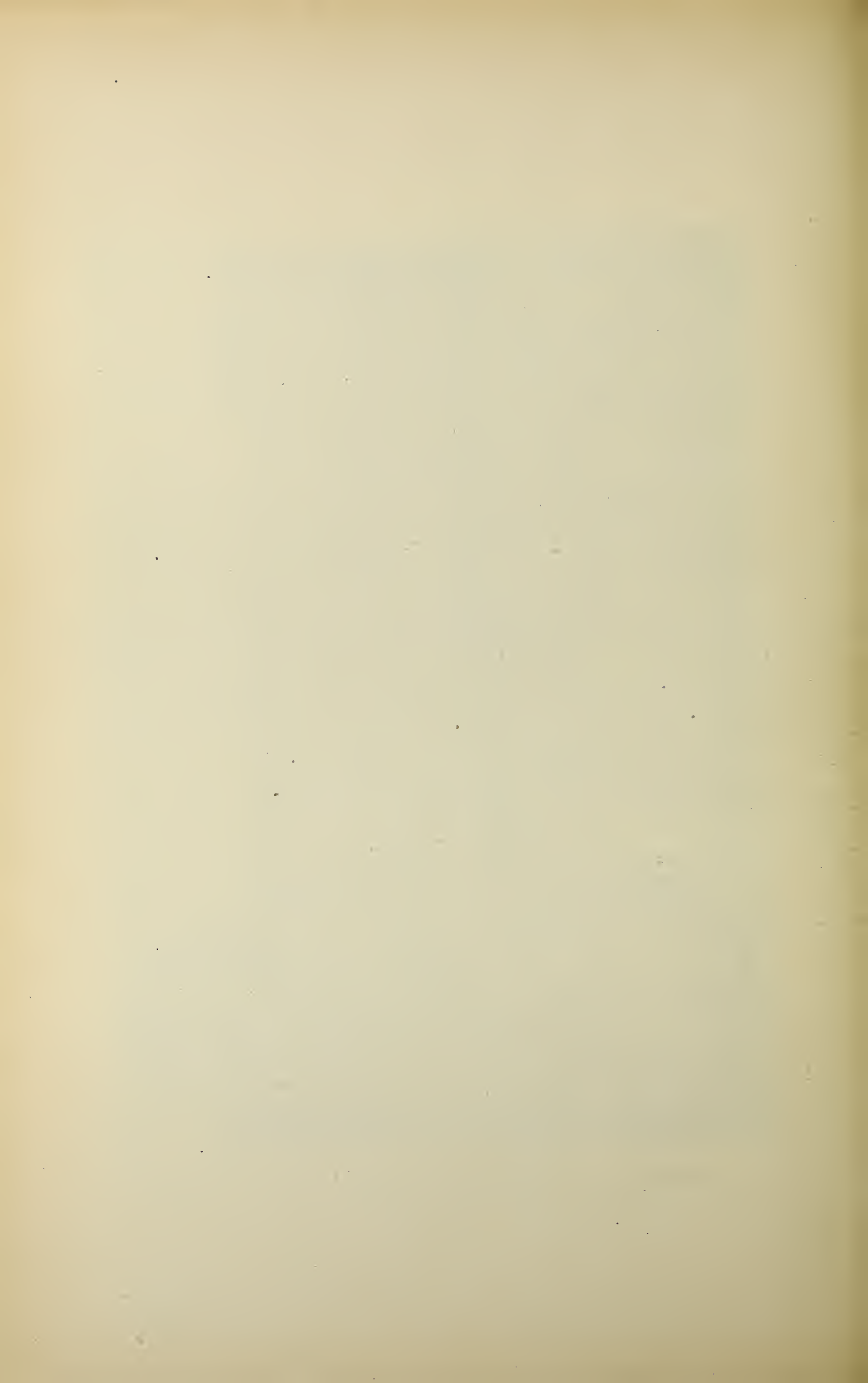
Fünftes Kapitel.

Zweiter Besuch im Hunger-Distrikt — Aeußerste Not — Besuch in den Hilfsanstalten der Regierung — Große Sterblichkeit.

Meinen zweiten Besuch im Hungerdistrikt machte ich von Bombay aus in Gesellschaft des J. E. Abbott, Sekretär der amerikanischen Marathi-Mission. Als wir auf der Eisenbahn ungefähr 200 Meilen östlich von Bombay nach Rahuri gekommen waren, machten wir unsern ersten Halt. Ueberall sahen wir die traurigsten Beweise von großer Not. Hunderte von hungrigen, abgezehrten Männern und Frauen und armen Kindern schauten ängstlich umher und baten um etwas Essen. „Oh, etwas zu essen!“ Das war die große Furcht, der große herzbrechende Ruf, welcher im ganzen Lande ertönte und dessen Echo in unseren Ohren tausendfach wiederhallte, bis sogar noch im Schlafe dieser Ruf in demselben traurigen Ton an unser Ohr drang, wie wir ihn so oft während der langen Tage hören mußten. Manche Eltern legten in ihrer großen Not die Vorurteile ihrer Kaste ab und flehten die Missionare an, ihre armen hungernden Kinder aufzunehmen, um dieselben vor dem langsamen, schrecklichen Tode zu retten, welcher sonst ihrer warte. Manche baten um Kleider, andere um Saatgetreide, und manche weinten wie die Kinder, welche sich im Finstern fürchten; der Hungertod war ihnen so schrecklich, und doch trat er ihnen täglich entgegen. Manche der Hungernden folgten unserm Ochsenwagen meilenweit und baten kläglich um etwas zu essen. Sie folgten uns so lange,



Op'er der Hungersnot zu Jabalpur.



bis sie, ganz und gar erschöpft, zurückbleiben mußten. Das Gerücht war verbreitet worden, daß ein „Sahib“ (in der Hindusprache soviel als Herr oder Mann der Gnade) komme, um ihnen zu helfen, so hatte sich, als wir ungefähr 5 Uhr nachmittags den Hofplatz oder die Einfriedigung erreichten, eine große Menge Menschen angesammelt und wartete auf etwas zu essen.

Dr. W. O. Ballantine und seine liebe Frau waren eifrig beschäftigt, die Armen zu speisen und ihnen zu helfen. Viele, die da krank waren, wurden vom Doktor medizinisch behandelt. Man sagte mir bald, daß nicht genug da sei, um diese Menschenmasse zu füttern, und wir bestellten auf Rechnung der „Home and Foreign Relief Commission“ für 500 Rupies Getreide für die Armen. Noch in der Nacht wurde das Getreide gebracht und am nächsten Tage begann die Verteilung desselben. Lieber Leser, ich wünsche, du hättest bei dieser Gelegenheit dort sein können. Manche fielen mit ihrem Angesicht auf die Erde, andere warfen sich mir zu Füßen, um zu zeigen, wie hoch sie diese Gabe schätzten.

Dr. Ballantine, Pred. Abbott und ich fuhren den nächsten Tag zu den Hilfsanstalten der Regierung, welche errichtet worden waren, um dem hungernden Volke einige Beschäftigung zu geben, nicht weil man ihrer Dienste bedurfte, sondern weil man ihnen etwas zu thun geben wollte, wofür die Regierung ihnen genug, und nur genug gab, um Leib und Seele zusammenzuhalten.

Mir wurde gesagt, hier seien 7,000 Menschen angestellt gewesen, aber kürzlich habe man 4,000 nach einer anderen Regierungsstation gebracht.

Die Männer brachen Steine von einem felsigen Abhang und trugen dieselben eine kurze Strecke hinunter, wo Weiber

und Kinder, Hämmer in den Händen, in Reihen saßen. In der einen Hand hielten sie den Stein und mit der andern schwangen sie den Hammer und zerschlugen den Stein.—Diese zerschlagenen Steine wurden als Ballast für Chausseen und Eisenbahnen gebraucht. — Arme Weiber und Kinder! In meinem Herzen mußte ich weinen über die Armen, die hier in der brennenden Sonne Indiens saßen, die meisten barhäuptig, und manche von ihnen waren Mütter mit Säuglingen auf



Hungerndes Volk in Rahuri bei Dr. W. O. Ballantines Haus — nach einer Photograghie von J. E. Abbott.

ihrem Schoße, ohne das geringste, womit sie ihren Liebling gegen die schreckliche Glut der Sonne hätten schützen können. Kannst du, lieber Leser, dir vorstellen, wie die Hände, Häupter, Rücken und H e r z e n dieser armen Mütter gefühlt haben müssen? Manche der Mütter legten ihre Kinder beiseite, und



Linderungs-Arbeiten der Regierung zu Rahuri.



dort krochen die armen kleinen Dinger im Staube umher, wie Würmer, manche von ihnen mit entzündeten Augen — was ja auch kein Wunder war, denn die Sonne und der Staub mußten die Augen bei der Hilflosigkeit und Unwissenheit der Leute wohl angreifen — und ach! wie sahen sie so arm aus! Ich bemerkte, daß manche der armen Mütter weinten, als wir vorbeigingen. Wirklich traurig, ja hoffnungslos war die Lage eines manchen. Man kann sich diese Not und diesen Mangel nur vorstellen, wenn man sie wirklich selber gesehen hat, und einmal geschaut, vergißt man's nie wieder.

Die Männer erhielten je nur vier oder fünf Cents per Tag, die Frauen ungefähr je drei Cents, und die Kinder, die da arbeiten konnten, nach Verhältnis. All die zerschlagenen Steine wurden gemessen. Es nahm sieben Körbe voll, um den vollen Tagelohn von drei Cents zu erhalten! Wir hatten uns für diese Gelegenheit mit etwas Kleingeld versehen und fingen an, jeder Mutter, die einen Säugling auf dem Schoße hatte, vier *annas* (ungefähr sieben Cents) zu geben; aber als unser Kleingeld bereits ausgegeben war, war noch eine ganze Anzahl, die noch nichts bekommen hatten. Wir gaben deshalb einem christlichen Manne eine Summe Geldes, welche er in Kleingeld umwechseln und unter dem Reste verteilen sollte. Ein Koch-Schuppen oder „Küche" war errichtet worden, wo die Kinder, die nicht arbeiten konnten, während des Tages gefüttert wurden; nachts durften sie bei ihren Eltern sein. Eine große Zahl des Volkes schlief draußen unter freiem Himmel, obzwar die Regierung zur Bequemlichkeit Schuppen eingerichtet hatte, wie im Hintergrunde der Abbildung zu sehen ist. Aber manches müde Haupt legte sich nach harter Tagesarbeit nieder, um sich nie wieder zu erheben. In einem dieser Lager starben 70 in einer Nacht! Die Regierung hat

ein rühmliches Werk gethan, indem sie versuchte, das Volk durch Arbeit ruhig zu halten, denn an einigen Plätzen waren bereits ernste Hunger-Aufstände vorgekommen; das aufständische Volk fiel in die Getreide-Märkte und plünderte dieselben, wobei es manchen Toten gab. Die Regierung zahlte nur kleine Löhne, aber sie hielt das Volk am Leben und beugte



Kinder werden in der Küche der Regierungs-Hilfsanstalt bei Rahuri gespeiset.

so allgemeiner Verarmung vor. So dienten diese Anstalten einem doppelten Zwecke. Es muß aber wohl verstanden werden, daß die Regierung Hunderttausende zu füttern hatte, deshalb war es notwendig, eine so strenge Oekonomie durchzuführen. In Wirklichkeit ist keine Regierung auf dem Erdenrund, die so viel für die Entwicklung einer Kolonie gethan hat, als Großbritannien für Indien, ungeachtet all des Tadelns und Schmähens ausländischer vorurteilsvoller Jingoes und heulender Verleumder.

Unsere nächste Station war Ahmednagar, 25 Meilen südlich von Rahuri. Hier ist das Hauptquartier des Direktoriums der amerikanischen Mission. An diesem Platze fanden wir manchen lieben Freund als Missionar thätig an der Arbeit. Ich fand hier aus, daß jeder Missionar (nämlich auch weiblichen Geschlechts) sich selber für eine gewisse Anzahl Kinder oder hungernder Leute verantwortlich machte, dieselben zu speisen und für sie zu sorgen. Eine Anzahl junger Missionarinnen haben jede eine Gruppe von armen Kindern in verschiedenen Teilen der Stadt gesammelt, denen sie täglich eine Mahlzeit geben, den Weg des Herrn lehren, zu Gott hoffend, Er werde Gnade und Mittel schenken, das angefangene Werk weiter zu treiben. Eine liebe betagte Missionarin, Frau Bissell, welche viele Jahre in Indien gelebt hat, dort eine Familie groß gezogen, ihren Mann begraben hat, ist noch thätig an der Arbeit, die Armen pflegend, die sie unter ihrer Aufsicht hat. Zu gewissen Stunden des Tages kommen Hunderte vor ihren Bungalow (Landhaus) nach Getreide und sie werden nicht mit leerer Hand zurückgeschickt. Ihr Sohn, Pred. H. Bissell, und ihre Töchter gehören zu den eifrigsten Missionsarbeitern.

Solche Thätigkeit, solche weise Regelung der Finanzangelegenheiten, solche ernste Hingabe zu sehen, war für einen im Hilfswerk Angestellten recht ermutigend, und ihr Liebeswerk wurde von der „Home and Foreign Relief Commission" freigebig unterstützt. Schulen und Handwerksanstalten sind zum Wohle der armen Klassen errichtet worden, und alle sind sie wert der Unterstützung und der Ermutigung. Andere Missionare, die ich hier traf, waren Pred. Smith, Pred. E. S. Hume, Pred. Fairbank, Pred. Winsor und an=

dere, welche alle ihr äußerstes thaten, um den armen Leidenden zu helfen, den Hunger zu bekämpfen.

Obgleich dieser Distrikt nicht im Centrum des von Hungersnot betroffenen Landes lag, hatten doch die hohen Brotpreise und der Mangel an Regen alle Einwohner in die größte Not der Entbehrung gebracht. Tausende wurden an den Wegen und in den Dörfern gefunden, bettelnd um „etwas zu essen". O, diese jammervolle Bitte! Sie klingt mir noch in den Ohren, denn man hörte sie immer und überall. Das Vieh war tausendweise verhungert; anderes war fortgetrieben worden, und manches abgemagerte Stück Vieh wurde für den niedrigen Preis von 8 *annas* (weniger als 25 Cents) zum Verkaufe ausgeboten. Andere konnte man fürs Wegholen haben, so daß die armen Eigentümer, welche ihr Vieh in hohem Ansehen halten — einige halten die Kuh für ein heiliges Tier — nicht das traurige Stöhnen hören, noch den Todeskampf dieser armen Tiere sehen brauchten. Viel Vieh lag am Wege, welches schon zu schwach war, um stehen zu können, während auch vieles schon in den letzten Zügen lag. Aus dem „Vierteljährlichen Journal" der Poona Sarvajanik Sabha, für die Periode vom Januar bis April 1897, wovon eine Ausgabe gegenwärtig in meinem Besitze ist, mache ich den folgenden Auszug, die Lage des Viehes betreffend. Das Journal giebt Berichte über die allgemeine Lage der Dinge aus allen Dörfern, welche entweder im Hungerdistrikte liegen, oder doch von ihm in Mitleidenschaft gezogen worden sind; aber nur solche Berichte, in denen von Vieh die Rede ist, sollen hier angeführt werden:

„Ane, Taluka (Taluka ist ungefähr dasselbe wie County) Junnar, 30. Nov. 1896. — Futter ist ziemlich knapp, und weil keine Regierungswälder in der Nachbar-



Arme Waisen in der Industrie-Schule des Dr. E. S. Hume, und anderen, zu Ahmednagar, von der „Home and Foreign Relief Commission“ gespeiset. Lehrer und Gehilfen im Hintergrunde.



schaft sind, verursacht uns die Lage des Viehes bittere Sorge. Viel Vieh stirbt. Die Hälfte des Bodens ist unbestellt geblieben und der Ertrag der anderen Hälfte beträgt kaum zwei *annas* im Verhältnis zur Rupie. Rabi-Saaten sind hin.

„Bori, Taluka Bhimthadi. — Futter rar, und weil hier keine Regierungswälder sind, kann der Mangel nicht gedeckt werden. .... Wasser unzureichend. .... Die Auswanderung von Menschen und Vieh hält an.

„Chincholi, Bhimthadi. — Futter knapp. Die Regierungswälder sind geöffnet. Es mangelt an Wasser. .... Vieh verhungert. *Pevs* und Futterhaufen vom letzten Regen verdorben. Vieh wird zum zehnten Teil des gewöhnlichen Preises angeboten, aber auch dafür will niemand kaufen.

„Chakan, Khed, 26. Nov. 1896. — Von den frühen schweren Regengüssen sind viele der Kharif-Saaten vernichtet und die spätere Saat welkt aus Mangel an Regen. .... Wasser reicht für Vieh und Menschen noch auf kaum zwei Monate. (Der Leser wird eingedenk sein, daß dieses fünf Monate vor dem ersten Regen war. — G. L.) Da sind noch jetzt einige Personen in dem Dorfe, welche nur eine Mahlzeit in zwei oder drei Tagen erhalten.

„Dhond, Bhimthadi, 16. Nov. 1896. — Futter knapp. Die Wälder sind geöffnet, aber da ist auch keine Weide. .... Das Vieh wird zahlreich zu Markte getrieben, aber da ist niemand zum kaufen. Manchen Kindern ist Hilfe dringend nötig, aber bis jetzt ist noch nichts für sie gethan worden.

„Diksal, Indapur, 12. Dez. 1896. — Vieh stirbt aus Mangel an Futter. Die Situation ist im ganzen eine schwere.

„Junnar, Junnar, 15. Nov. 1896. — Vieh stirbt aus Mangel an Futter. Die Wälder sind noch nicht freigegeben. Die Aussicht ist schrecklich. Hilfsanstalten noch keine eröffnet.

Die Preise haben sich verdoppelt. Die Weber sind ausgewandert. Das örtliche Fond-Komitee hat noch nichts gethan. .... Es ist keine Sicherheit mehr für Personen und Eigentum. Verbrechen nehmen zu. Wir brauchen Verstärkung der Polizei.

„Nimbgaon, Indapur, 2. Dez. 1896. — Die Wälder sind teilweise eingegeben. Das Vieh stirbt aus Mangel an Futter, und es sollte Verfügung getroffen werden, das Vieh nach Thana zu bringen.

„Patasa, Bhimthadi, 9. Nov. 1896. — Nach einer gestrigen Schätzung der Arbeit, erhielten männliche Arbeiter im Durchschnitt je 4½ *annas* und weibliche Arbeiter je 3½ *annas* für 6½ Tage. Die Lage ist sehr schwer. Es wird gefürchtet, daß wenn dieser Zustand anhält, manche Menschen vor Hunger sterben werden. Vieh stirbt jetzt schon aus Mangel an Futter."

Die obenangeführten Plätze sind alle in dem Poona-Distrikt. In dem Satara-Distrikt, welcher ein Areal von 3,087,783 Acker mit einer Einwohnerzahl von 1,225,999 Seelen enthält, werden die Zustände in ähnlicher Weise geschildert. In fast allen Distrikten wurden der Regierung Bittschriften um Erlaß der Steuern eingeschickt. Dieses letztere hatte man in der Hungersnot von 1876—77 gethan und manche waren deshalb durchgekommen. In manchen Städten war lange nicht genug Geld übrig, die Abgaben zu zahlen.

In dem Distrikt Sholapur wütete die Hungersnot in wahrhaft herzbrechender Weise. Der ganze Distrikt war von der Not heimgesucht. Sein Flächenraum beträgt 2,905,194 Acker mit einer Bevölkerung von 750,689. Am Schlusse des Jahres 1896 kamen von dort Berichte wie die folgenden:

„Akluj, Malsiras, 1. Dez. 1896.—Futter unzureichend. Kein Gras im Walde. In den Hilfsanstalten sind ungefähr 12,000 engagiert. Aus Mangel an Geräten hat man vielen Beschäftigung verweigern müssen. In den Nachbardörfern ist Mangel an Wasser....200 Stück Vieh sind hier aus Mangel an Futter gestorben.

„Jinti, Karmala, 11. Dez. 1896.—Der vierte Teil der Einwohner ist bereits ohne Nahrung. Die Löhne in den Hilfsanstalten sind zu niedrig. Futter ist sehr knapp.

„Karkamb, Madha, 2. Dez. 1896.—Kein Futter.... Kein Gras. Beinahe 500 Stück Vieh sind gefallen....Hilfsanstalten sind zu entfernt, um von Nutzen zu sein....Hier ist Wassernot....Vieh ist eine unerträgliche Last geworden.

„Karmale, 4. Dez. 1896.—Kühe werden für 8 *annas* verkauft, 200 Stück sind nach Poona Panjarpole und noch 100 nach Nagar geschickt worden. Die Fleischer heimsen ihre Ernte ein. Futter durchaus unzureichend...In der Hilfsanstalt sind beinahe 2000 Menschen beschäftigt. In der *B* und *C* Abteilung erhalten die Männer resp. 1 *anna* 12 *pice* und 1 *anna* 7 *pice*, die Frauen 1–7 und 1–6, die Kinder 1–6. Die 900 Kinder, die da ohne Arbeit sind, erhalten 9 *pice* den Tag. Die große Mehrheit ist mit ihren Kindern genötigt, auf der Erde und ohne Obdach zu schlafen. Die Armut dieser Leute ist unbeschreiblich. Das vorrätige Getreide ist ungenießbar. Es ist absolut notwendig, daß die Verteilung in jedem Dorfe stattfinden sollte. In Jinti und Ghoti sind viele Personen am Verhungern. In Pangar sind zwei Männer verhungert.

„Madhe, Madhe, 12. Dez. 1896.—Futter unzureichend ...Viele Leute hungern...Es wird geklagt, daß die Leute auf den Regierungsstationen ihren Lohn nicht regelmäßig oder doch nicht am Platze, wo sie arbeiten, erhalten...Wasser reicht

kaum noch für fünfzehn Tage.... Beinahe 4,000 Stück Vieh sind verendet, andere sind bereits halb tot.

„Narkhed, 10. Dez. 1896.—Die Lage des Viehes ist schrecklich. Kharif ist beinahe hin. Rabi ist ganz fort.

„Pandharpur, 15. Dez. 1896.—Das örtliche Fond-Komitee ist jetzt unfähig, irgend etwas zu thun. Nahezu 10,000 Menschen und 5,000 Stück Vieh sind ausgewandert.... Alle Anerkennung den Bemühungen des Mamlatdar. Pferde, Ochsen und Büffel werden zum zwölften Teil ihres Normalpreises verkauft. Manche Leute geben ihr Vieh irgend jemanden, der es nähren will. Unfähig, den Todeskampf ihrer Kühe u. s. w. mit anzusehen, beeilen sich deren Eigentümer, ihr Vieh an den Schlächter zu verkaufen, damit derselbe es rasch töte. Raubanfälle auf der Landstraße und Diebstähle sind an der Tagesordnung.

„Kasegaon, Pandharpur.—Getreide auf Lager unzureichend; Preise haben sich verdreifacht. Die Leute möchten sich vermieten, aber sie finden keine Arbeit.... Das Auszahlen der Löhne wird zuweilen 14 Tage, oder gar einen Monat aufgeschoben. Es ist sehr schwer, Getreide auf Borg zu erhalten. Löhne sind sehr gering. Für die Schwachen und Krüppel ist nicht genügend gesorgt.

Zehntausend Weber haben Sholapur verlassen, in der Hoffnung, sonstwo Hilfe oder Arbeit zu finden. In Uplai-Budruk sterben Menschen aus Mangel an Nahrung. In Agarkhedo im Bijapur-Distrikt verendete schon im Januar 1897 viel Vieh aus Mangel an Futter. Es herrscht große Panik; Verbrechen nehmen zu. Das Volk zieht Gefängnishaft der Freiheit vor, denn dort erhalten sie mehr Nahrung.

„Bijapur, 24. Nov. 1896. — Die Not des Viehes ist unbeschreiblich; Tausende Stück sind dahingerafft.... Vieh-

krankheiten und Cholera herrschen an manchen Orten. Ungefähr 4,000 Personen sind in den Hilfsanstalten angestellt. Die Arbeit dort ist schwer, der Verdienst gering und die Einrichtungen erbärmlich. Waisenkinder sterben. Ungefähr 800 Stück Vieh werden wöchentlich getötet. Der Steuereinnehmer strengt sich aufs äußerste an, alle Abgaben einzubekommen. Wasser ist auch ungenügend vorhanden.

„Hipargi, Shindgi, 22. Nov. 1896.—Die Preise haben sich verdoppelt. Kein Futter mehr da. Ungefähr 50 Prozent des Viehes ist tot. Verbrechen nehmen zu.

„Harti, Indi.—Kein Futter. Die Lage des Viehes ist nicht zu beschreiben. Nicht einmal wohlhabende Leute können sich Getreide kaufen. Die Situation ist einfach erbärmlich.

„Muddebihal, Indi, 1. Dez. 1896.—Die Lage ist schrecklich. Ungefähr 75 Prozent des Viehes im Dorfe ist tot; 11,000 Stück sind gefallen aus Mangel an Futter; 17,000 Stück sind getötet worden; 3,000 Menschen haben keine Nahrung."

Der Bericht vom Dharwar-Distrikt zeigt, daß in drei Talukas kein grünes Blättchen Gras zu finden sei. Der Wasservorrat war hier in guten Jahren kein großer und jetzt ist beinahe gar keines mehr. Flüsse und Brunnen sind trocken. Die Getreidehändler haben Getreide genug für sechs Monate, aber sie lassen es nicht auf den Markt, weil sie höhere Preise erwarten. Es wird angenommen, daß 30,000 Menschen in diesen drei Talukas acht Monate lang unterhalten werden müssen. Zu drei Rupien für jede Person monatlich, würde es 720,000 Rupien nehmen, um das Leben der Menschen in drei Talukas zu erhalten.

Und so gehen die schrecklichen Berichte weiter durch alle Distrikte der mittleren Provinzen. Der Leser möge bedenken, daß dieses ein halbes Jahr vor meiner Ankunft war, und daß

sich die Not in der Zeit täglich gesteigert hat. Deshalb kann man sich die Lage der Dinge, wie ich sie dort vorfand, nur ungewiß vorstellen. Auch kann man sich vorstellen, wie es einer Person oder zehn oder auch zehntausend Personen in meinen Verhältnissen unmöglich war, allen Notdürftigen Hilfe zukommen zu lassen. Aber auch eine Schreckensgeschichte kann langweilig werden, deshalb will ich für diesmal über dieses Thema nichts mehr sagen.



Sechstes Kapitel.

Besuch bei Pandita Ramabais Heim für Witwen. — Das edle Werk einer edlen Frau — Schwierigkeiten überwunden — Ein Ueberlebender der großen Hungersnot von 1876—77.

Ehe ich nach Bombay zurückkehrte, besuchte ich noch das Witwenheim zu Poona, gegründet von der edlen eingeborenen Christin, Frau Pandita Ramabai. Hier fand ich manche der armen Witwen noch im Kindesalter, die Opfer heidnischen Aberglaubens oder der Sitte der Indier. In Indien ist eine Witwe sogar unter ihren eigenen Leuten eine Ausgestoßene, oder wird doch betrachtet als eine solche. Niemand ist gezwungen, sie irgendwie zu respektieren; sie hat keine Ansprüche auf Gesellschaft oder Eigentum: sie ist einfach ein Sklave, abhängig von der Gnade der Verwandten ihres verstorbenen Mannes. Das Schlimmste von allem ist, daß die Frau bei den eingeborenen Hindus bei der Wahl ihres Gatten nichts zu sagen hat; andere Leute, welche finanzielles Interesse bei der Sache haben, besorgen alles. So kommt es oft vor, daß ein Kind in sehr zartem Alter verheiratet — richtiger gesagt: in Sklaverei verkauft — wird, und dazu oft an ein brutales Individuum, das alt genug ist, ihr Vater zu sein, dessen wohlgefüllte Börse allein beim Heiratsvermittler zu gunsten des ersteren in die Wage fällt, und dessen Ausschweifungen ihn frühe ins Grab bringen.

So werden Tausende und aber Tausende der eingeborenen Kinder Witwen und haben nur ein Leben hoffnungsloser

Armut vor sich. In früheren Jahren lag die einzige Hoffnung auf ein Glück im jenseitigen Leben für eine Witwe darin, wenn sie sich auf den brennenden Scheiterhaufen warf, auf welchem die Ueberreste ihres Mannes verbrannt wurden. Diesem schrecklichen Gebrauche hat die britische Regierung wohl Einhalt gethan; aber die Hebung der moralischen und sozialen



Ein Stein, einen alten Verbrennungsplatz anzeigend, auf welchem früher Hindu-Witwen auf dem Scheiterhaufen ihrer Männer lebendig verbrannt wurden.

Lage dieser Witwen kann nur durch den wohlthätigen und rettenden Einfluß des Evangeliums Jesu Christi ausgeführt werden.

Die Regierung mag die barbarische Sitte des Verbrennungskultus unterdrücken, aber sie kann nicht auf gesetzgeberischem Wege den Glauben des Volkes ändern; das können nur demütige, ernste Missionare mit Gottes Hilfe vollbringen.

Niemand in Indien hat in dieser Zeit der Not mehr für die Armen daselbst gethan, als Frau Pandita Ramabai. Sie hat die Hungersnot von 1876—77 durchgelitten. Ihre Erfahrungen sind für jeden ehrbaren Mann und für jede ehrbare Frau von großem Interesse und jedermann sollte dieselben lesen, da sie uns manche dunkle Seite von Indien enthüllen. Wir hofften, den Lesern in diesem Kapitel ihr Bildnis vorführen zu können, aber weil bei der Bestellung desselben ein Mißverständnis stattgefunden, so können wir leider unser Vorhaben nicht ausführen. Aber wir wollen hier ihre Erfahrungen in ihren eigenen Worten wiedergeben:

„Lange schon wünschte ich den lieben Freunden, die uns in der Zeit der Not so großmütig geholfen haben, danken zu können, und jetzt bin ich froh, in der Lage zu sein, in einigen Zeilen meine Dankbarkeit ausdrücken zu können: „Wohl dem, der sich des Dürftigen annimmt, den wird der Herr erretten zur bösen Zeit." Ich bitte Gott den Vater, euch eure Liebe reichlich zu vergelten und danke euch aus vollem Herzen. Eine geehrte Freundin, welche mich soeben besuchte, fragte mich, ob ich meine gegenwärtige Not meinen Freunden in Amerika geklagt hätte. „Nein," sagte ich, „ich habe meine Not dem himmlischen Freunde geklagt, welcher gesagt hat: „Sorget nicht," und „Wirf deine Last auf den Herrn, er wird dir helfen." Und ich bin froh, seine Gnade und Fürsorge für mich und die Meinen dankbar rühmen zu dürfen." Er erhört täglich meine Gebete, indem er täglich das nötige Brot schickt, und die Heiden umher erkennen, daß unser Gott ein lebendiger Gott, und ein Gott ist, der Gebete erhört.

„Verschiedene Freunde haben mich gebeten, über meinen Besuch im Hunger-Distrikt einen Bericht zu geben, welches ich gerne thun will. Ich muß diesem Berichte aber einige

Rückerinnerungen an die letzte Hungersnot voranschicken. Manche Leute, die zu der Zeit lebten und wirkten, werden sich erinnern, wie Millionen armer Leute vor Hunger starben und wie ein großer Teil der Madras-Provinz und des südl. Maratha-Landes durch die Hungersnot von 1876 wüste gelegt wurde. Als ich von der gegenwärtigen Hungersnot und ihren Verheerungen in den Central-Provinzen hörte, entfiel mir mein Herz, und ich schrie zu Gott um Hilfe für meine teuren Landsleute. Ich fühle tief für das arme sterbende Volk, weil ich selber erfahren habe, was es heißt Hunger und Durst leiden, und weil ich meine teuersten Anverwandten habe Hungers sterben gesehen.

„Meine Erinnerungen tragen mich zu der harten Zeit vor ungefähr zweiundzwanzig Jahren zurück. Die letzte große Hungersnot in der Madras-Provinz erreichte ihren Höhepunkt in den Jahren 1876–77, aber sie begann wenigstens drei Jahre vorher. Ich war damals noch sehr jung und stand der Außenwelt so fern, daß ich mich nicht erinnern kann, daß ich die Lage anderer Leute beobachtete, aber ich sah genug Not in unserer eigenen und etlichen andern Familien, daß ich die Herzenshärtigkeit der unwiedergebornen menschlichen Natur verstehe. Familien von hoher Kaste und auch ärmere Familien von Ansehen, die an harte Arbeit und Armut nicht gewöhnt waren, litten damals, sowie auch heute, mehr als die ärmeren Klassen. Meine eigene Familie fiel mit manchen andern der Hungersnot zum Opfer. Wir hatten bessere Tage gekannt. Mein Vater war ein Landbesitzer und als angesehener Pandit hatte er sich durch seine Kenntnisse Vermögen erworben. Doch nach und nach, als er in den letzten Tagen seines irdischen Lebens alt, unsicher und blind wurde, verlor

er all sein Eigentum auf die eine oder die andere Weise. Mein Bruder, meine Schwester und ich hatten keine höhere Bildung genossen, welche uns in den Stand setzte, unser Leben durch bessere Arbeit als durch körperliche zu unterhalten. Wir hatten all die religiösen Kenntnisse, die da nötig waren, um ein frommes Leben zu führen, aber Stolz der Kaste, überlegene Kenntnisse und Eitelkeit verhinderten ein Herabsteigen aus unseren Vorurteilen, um uns ein Gewerbe anzueignen, wodurch wir das teure Leben unserer Eltern hätten retten können.

„Kurz, wir hatten keine Ueberlegung und verschwendeten all unser Geld, indem wir es den Brahmanen schenkten, um uns durch sie die Götter geneigt zu machen, welche, wie wir glaubten, über uns Geld regnen lassen könnten, um uns reich und glücklich zu machen. Wir wanderten zu verschiedenen heiligen Plätzen und Tempeln, um verschiedene Götter anzubeten; wir badeten in heiligen Flüssen und Wasserbehältern, um uns von Sünde und Schuld zu reinigen, welche diese Armut über uns gebracht hatte. Wir demütigten uns vor den steinernen und metallenen Götzenbildern und beteten Tag und Nacht zu ihnen, daß sie uns doch möchten Reichtum, Kenntnisse und Ehre schenken. Mein Bruder, ein starker junger Mann, einundzwanzig Jahre alt, ruinierte seine Gesundheit und schwächte seinen feinen, wohlgebildeten Körper, indem er viele Monate fastete. Aber aus all diesen läppischen Bemühungen kam nichts heraus—die Steinbilder blieben so hart wie immer und haben unsere Gebete nie erhört. Oh, hätten wir doch damals schon gewußt, daß „Alle Menschen sind Narren mit ihrer Kunst, und alle Goldschmiede stehen mit Schanden mit ihren Bildern; denn ihre Götzen sind Trügerei, und haben kein Leben.“ „Die Götzen reden eitel Mühe, und die

Wahrsager sehen eitel Lüge, und reden vergebliche Träume, und ihr Trösten ist nichts."

„Wir kannten die Veda-Bücher und wußten auch, daß wir nicht die Bilder, sondern die Götter, welche durch die Bilder dargestellt wurden, verehrten—doch all unser Wissen und überlegene Kenntnisse halfen uns nichts. Wir beugten uns vor Götzen; wie Tausende gelehrter Bramahnen es thun. Wir erwarteten, die Götter würden uns in wunderbaren Orakeln ihren Willen kund thun. Wir gingen mit Geld und anderen Geschenken zu den Sterndeutern, um durch sie den Ratschluß der Götter über uns zu erfahren. Auf diese Weise verschwendeten wir unsere kostbare Zeit, Kraft und Vermögen vergeblich. Als kein Geld mehr da war, begannen wir, unsere Kostbarkeiten zu verkaufen, als: Juwelen, teure Gewänder, silberne Geräte und sogar die messingnen und kupfernen Küchengeräte wurden bis aufs letzte verkauft und das Geld den Brahmanen als Almosen gegeben, bis, außer ein paar Silber- und Kupfermünzen, nichts mehr in unserem Besitze war. Dafür kauften wir uns ungemahlenen Reis und genaßen den sehr spärlich, doch er hielt nicht lange vor. Schließlich kam der Tag, an welchem wir das letzte Körnlein Reis verzehrten—und nichts als der Hungertod stand uns bevor. Welch sorgenvolle, hilflose und schmachvolle Lage!

„Wir versammelten uns, um zu beraten, was weiter geschehen solle, und kamen nach langer Beratung überein, daß es besser sei, in den Wald zu gehen, um dort zu sterben, denn die Schmach der Armut unter unsern eigenen Leuten zu tragen. In derselben Nacht verließen wir unser Haus zu Tirpathy—einer heiligen Stadt auf der Spitze des Venkatghi i —und betraten den großen Wald, um dort zu sterben. Unter großen körperlichen und geistigen Qualen verbrachten wir elf

Tage und Nächte, in welcher Zeit wir von Wasser, Blättern und einer Handvoll wilden Datteln lebten. Zuletzt hielt es unser lieber alter Vater nicht länger aus; die Qualen des Hungers waren für seinen armen, alten und schwachen Körper zu groß. Er beschloß sich in einem Behälter mit heiligem Wasser zu ertränken, um so seinen irdischen Leiden ein Ende zu bereiten. Es wurde vorgeschlagen, der Rest der Familie solle sich entweder auch ertränken, oder sich auflösen und jeder seine eigenen Wege gehen.

„Doch das Ertränken schien uns das praktischste zu sein. Sich selbst in einem heiligen Flusse oder heiligen Wasserbehälter zu ertränken, wird von den Hindus nicht als Selbstmord angesehen, und so durften wir unserem Leben in dieser Weise ein Ende bereiten. Der Vater wollte sich selber zuerst ertränken und nahm von jedem einzelnen von uns Abschied. Ich war sein jüngstes Kind und kam zuletzt an die Reihe. Nie werde ich seine letzten Ermahnungen vergessen, die er mir einschärfte. Seine blinden Augen konnten mein Angesicht nicht sehen, aber er hielt mich fest in seinen Armen, und indem er mir Haupt und Wangen streichelte, sagte er in knappen Worten, öfters von Rührung unterbrochen, ich solle stets eingedenk sein, wie sehr er mich geliebet und wie er mich gelehrt habe, Recht zu thun, und daß ich nie den Weg des Rechts verlassen möge. Sein letzter Befehl, den er mir gab, war, ein ehrbares Leben zu führen, wenn ich überhaupt am Leben bleiben sollte, und Gott mein Leben lang zu dienen. Er kannte den allein wahren Gott nicht, aber er diente dem ihm unbekannten Gott von ganzem Herzen und aus allen Kräften; es war auch sein höchster Wunsch, daß seine Kinder diesem Gott stets dienen sollten. „Gedenke, mein Kind," sagte er, „daß du mein jüngstes und liebstes Kind bist. Ich habe dich

in seine Hand gegeben: du bist sein und ihm allein sollst du gehören und ihm dienen dein Leben lang."

„Er konnte nicht mehr sprechen. Ohne Zweifel ist das Gebet meines Vaters von dem Allmächtigen, dem allgnädigen himmlischen Vater, welchen aber der alte Hindu nicht kannte, gehört worden. Dem Gott alles Fleisches war es nicht unmöglich, mich, einer großen Sünderin, sein unwertes Kind, aus heidnischer Finsternis zum wunderbaren Lichte seiner Liebe und seiner Erlösung zu bringen. Ich kann jetzt zu dem Geiste meines liebenden, dahingeschiedenen Vaters sagen: „Ja, lieber Vater, ich will dem allein wahren Gott bis ans Ende dienen." Aber ich konnte dieses nicht sagen, als der Vater das letzte Mal zu mir sprach. Ich hörte ihm zu, war aber zu unwissend, zu verwirrt, um ihn zu verstehen oder um eine vernünftige Antwort zu geben. Danach wurden wir aus der Gegenwart des Vaters entlassen; er wollte eine Stunde des Nachdenkens und der Vorbereitung zum Tode für sich haben.

„Während wir uns in solcher verwirrten Lage befanden, kam der gnädige Gott, welcher seine Kinder so oft vor dem Hinabstürzen in den Abgrund der Sünde verhindert, zu unserer Rettung. Er bewahrte uns, Zeugen des Selbstmordes unseres lieben Vaters zu sein. Er gab meinem Bruder einen edlen Gedanken ins Herz, welcher sagte, er könne den traurigen Anblick nicht ertragen. Er wollte seinen Kastenstolz aufgeben und wollte arbeiten gehen, um die alten Eltern zu unterstützen, und da der Vater unfähig war zum gehen, sagte er, er würde ihn den Berg hinab ins nächste Dorf tragen und dann arbeiten gehen. Er erzählte dem Vater sein Vorhaben und bat ihn, sich nicht in dem heiligen Wasserbehälter zu ertränken. So war

die Sache für dieses Mal entschieden. Unsere Herzen waren erleichtert, und wir machten uns bereit, den Wald zu verlassen. Und doch wünschten wir sehr, daß ein Tiger, eine große Schlange oder ein anderes wildes Tier unserem Leben ein Ende machen möchte. Wir waren zu schwach, uns zu bewegen und zu stolz, um zu betteln oder zu arbeiten, um unsern Lebensunterhalt zu verdienen. Doch der Beschluß war gefaßt, und wir zwängten uns durch das Gebüsch, so gut es eben ging.

„Es nahm beinahe zwei Tage, um aus dem Walde in das am Fuße des Berges gelegene Dorf zu kommen. Der Vater litt sehr während dieser Zeit. Schwäche von Hunger und die Strapazen in der Wildnis beschleunigten seinen Tod. Wir erreichten das Dorf unter großen Schwierigkeiten und nahmen in einem Tempel Obdach, aber die Priester ließen uns dort nicht bleiben. Sie hatten kein Erbarmen mit den Schwachen und Hilflosen. So waren wir genötigt, aus dem Tempel und zum Dorfe hinaus in die Ruinen eines alten Tempels zu gehen, in welchem nur wilde Tiere hausten. Dort blieben wir vier Tage. Ein junger Brahmane, welcher die Hilflosigkeit unserer Lage sah, gab uns etwas Nahrung.

„Am selben Tage, an welchem wir das Dorf erreichten, wurde mein Vater vom Fieber befallen, wovon er sich nicht wieder erholte. Am ersten Tage seiner letzen Krankheit bat er um etwas Wasser mit Zucker. Wir gaben ihm Wasser, aber Zucker konnten wir ihm keinen geben. Die grobe Nahrung konnte er nicht genießen und wurde bald bewußtlos. Er starb am Morgen des dritten Tages.

„Derselbe freundliche junge Brahmane, welcher uns etwas zu essen brachte, kam auch jetzt zu unserer Hilfe

Doch auch er konnte nicht viel thun. Er war sich nicht sicher, ob wir Brahmanen seien oder nicht, und weil niemand von den Dorfbewohnern kam, um den Toten wegzutragen, fürchtete er auch uns zu helfen, weil man ihn sonst aus der Kaste stoßen könnte. Aber er war so freundlich und ließ von einigen Leuten auf seine Kosten ein Grab graben und folgte dem Leichenzuge bis an den Fluß. Vor seinem Tode hatte sich Vater dem Orden der Sannyasin angeschlossen. So mußte sein Leib nach den Satzungen des Shastras in die Erde begraben werden. Weil sonst niemand war, der den Toten tragen half, so band mein Bruder den toten Körper in sein Dhoti, wie ein Bündel, und trug ihn allein über zwei Meilen bis zu seiner letzten Ruhestätte. Traurig folgten wir bis zum Flußufer und halfen ihm ein wenig. So begruben wir unsern Vater außerhalb des Dorfes, entfernt von allen menschlichen Wohnungen und kehrten mit schweren Herzen zu dem alten Tempel, wo wir unsern Aufenthalt genommen hatten, zurück. Denselben Abend noch wurde unsere Mutter vom Fieber ergriffen, und sie sagte, sie würde nicht mehr lange leben. Doch wir mußten den Platz verlassen, denn dort war keine Arbeit und keine Nahrung zu bekommen. Wir wanderten eine Weile mit unserer kranken Mutter, dann gaben uns barmherzige Leute etwas Nahrung und Geld, unsere Fahrt bis Raichur zu bezahlen. Dort blieben wir mehrere Wochen, weil unsere Mutter so krank war. Unser Leben zu Raichur war eine fortgesetzte Kette von Hoffnungslosigkeit und Hunger. Der Bruder war zu schwach um zu arbeiten, und uns fiel es nicht ein, daß wir je betteln gehen könnten. Ab und zu gaben uns freundliche Menschen etwas Nahrung. Unsere Mutter litt sehr von Hunger und Fieber. Wir andern

litten auch sehr von Hunger und Schwäche, aber die Leiden unserer Mutter konnten wir nicht ansehen. Doch wir mußten in unserer völligen Hilflosigkeit stille sein. In ihren Phantasien bat die Mutter öfters um verschiedene Nahrung. Sie konnte ja nur wenig essen, aber auch das Wenige, das sie brauchte, konnten wir ihr nicht geben. Einstmals litt sie so von Hunger, daß sie es nicht länger aushielt und mich in ein Nachbarhaus sandte, um ein kleines Stück groben Bajree-Kuchen zu erbitten. Zögernd ging ich dorthin. Die Frau sprach freundlich zu mir, aber ich konnte um keinen Preis meinen Mund öffnen und um das Stück Bajree-Brot bitten. Mit übermenschlicher Anstrengung versuchte ich meine Gefühle vor der Frau zu verbergen und meine Thränen zurückzuhalten; aber sie drängten sich durch meine Nase anstatt durch die Augen, trotz meiner Bemühung sie nicht zu zeigen, und der Ausdruck meines Gesichtes sagte alles. Die freundliche Brahmanenfrau, die Ursache meines Kommens erratend, fragte, ob ich etwas zu essen haben möchte, und ich sagte: „Ja, ich möchte nur ein klein Stück Bajree-Brot haben." Sie gab mir sehr gerne, was ich wollte, und ich fühlte sehr dankbar dafür, konnte aber kein Wort hervorbringen, um meine Dankbarkeit auszudrücken. In großer Hast lief ich zur Mutter und gab ihr das Brot, aber sie war zu schwach, um es essen zu können. Das Fieber hatte sie in seiner Gewalt, sie wurde besinnungslos und starb wenige Tage darauf. Ihr Begräbnis war so traurig, wie das des Vaters; nur mit dem Unterschiede, daß zwei Brahmanen dem Bruder und mir halfen, den toten Körper zum Verbrennungsplatze, welcher drei Meilen von der Stadt war, zu tragen.

„Ich will diesen Bericht durch die noch folgenden Erfahrungen nicht unnötig in die Länge ziehen. Meine ältere Schwester starb auch, nachdem sie von Krankheit und Hunger viel gelitten. Einige Monate ehe meine Schwester starb, wanderten wir drei zu Fuß von Ort zu Ort, Arbeit und Nahrung suchend, aber wir fanden leider nicht viel von beiden. Mein Bruder und ich setzten unsere traurige Pilgerreise fort bis zur Nordgrenze von Indien und dann zurück östlich bis Calcutta. Hin und wieder fand der Bruder Arbeit, aber meistens führten wir ein Wanderleben. Sehr oft mußten wir Tage lang ohne Nahrung wandern. Auch wenn der Bruder Arbeit hatte, verdiente er so wenig — vier Rupien den Monat und oft viel weniger —, daß wir uns mit einer Handvoll grobem Getreide, in Wasser aufgeweicht, mit etwas Salz begnügen mußten. Wir hatten keine Decken oder warme Kleider, um uns damit zu bedecken; während der Reise mußten wir barfuß und ohne Sonnenschirm gehen, und zur Nachtruhe legten wir uns entweder unter die Bäume am Wege oder unter die Brückenbogen, oder auf die Erde unter freiem Himmel. Einmal blieben wir am Jhelum-Flusse, im Punjab, über Nacht, und um uns vor der scharfen Kälte zu schützen, gruben wir zwei grabähnliche Löcher, legten uns darein und bedeckten uns ganz d. h., bis zu den Köpfen, mit trockenem Sande vom Flußufer. Zuweilen war der Hunger so groß, daß wir unsere leeren Magen damit zu befriedigen suchten, daß wir eine Handvoll wilder Beeren samt den Steinen und der harten Rinde verschlangen.

„Vier lange Jahre litten wir Mangel. Es griff uns nicht so an, weil wir jung und stark waren; wir konnten es besser ertragen, als unsere armen, alten Eltern und unsere schwache Schwester. Der himmlische Vater nahm unsere Eltern

gnädig von der Erde; daß niemand von ihren Kindern starb oder bei ihren Lebzeiten von ihnen genommen wurde, erkannten wir ja als eine Wohlthat an, aber die Erinnerung an die letzten Tage ihres Lebens bricht mir noch beinahe das Herz. Ich hätte diesen Bericht niemals geschrieben, wenn mich nicht die Verhältnisse meiner gegenwärtigen Lage dazu gezwungen hätten. Niemand meiner Freunde kann je verstehen, wie tief ich für das von Hungersnot heimgesuchte Volk fühle, wenn er nicht weiß, daß ich dieselben Erfahrungen durchgemacht, wie die Tausende Hungernder in Central-Indien. Doch muß ich hier sagen, daß eigenes Leiden nicht immer empfänglich macht für anderer Leiden. Meine eigenen Erfahrungen mit Menschen in ihrem unbekehrten Zustande und die gegenwärtige Bekanntschaft mit den Frauen und Mädchen meines Landes, welche ich genügend Gelegenheit habe zu studieren, zeigen mir, daß Leiden eher einen verhärtenden Einfluß auf das menschliche Herz ausüben. Das Leiden nimmt die zärtlicheren Gefühle von der Seele und macht den Menschen so hart wie Stein. Ich kann jetzt verstehen, was Gott meint, wenn Er zu Israel sagt: „Ich will das steinerne Herz aus deinem Fleische nehmen und dir ein fleischernes geben." Wenn Gott unsere Herzen nicht durch den wunderbaren Akt der Wiedergeburt durch die Kraft seines heiligen Geistes ändert, so können wir keine wahre Liebe zu unseren Mitmenschen haben. Später werde ich hierzu ein Beispiel geben. Nun aber muß ich zur Hauptaufgabe dieses Artikels übergehen.

„Vor etwas über vier Monaten hörte ich von der Not des Volkes in Central-Indien und sogleich schlug ihm mein Herz in voller Sympathie entgegen. Der menschliche Verstand sagte mir: „Du thätest besser hier zu bleiben," und: „Was auch

immer deine Hände thun mögen, thue es hier. Du hast keine Mittel und keine Kraft zu thun, was du möchtest. Deine Kraft ist beschränkt und du wirst in keiner Weise verantwortlich gemacht werden, wenn du den Hungernden nicht hilfst. Und wirklich, was kann ein schwaches Weib thun, um den sterbenden Tausenden zu helfen? Außerdem sind die Regierung von Indien und andere wohlthätige Menschen bemüht, den Armen und Bedürftigen zu helfen. Da ist für dich nichts zu thun." Ich versuchte, die Stimme des Gewissens zu beschwichtigen, aber lauter und lauter tönte Gottes Stimme in meinem Herzen: „Gedenke der früheren Tage." „Du sollst gedenken, daß du ein Knecht gewesen bist in Aegyptenland und der Herr dich errettet hat." „Wer weiß, ob du um dieser Zeit willen zum Königreich gekommen bist?"

Gegenwärtige Hungerscenen.

„Ich konnte nicht länger schweigen und, ungefähr einen Monat zurück, reiste ich ab nach den Central-Provinzen, wohin man schon zwei Arbeiter geschickt hatte, und welche in der Zeit schon ausgefunden hatten, daß dort ein großes Arbeitsfeld sei für solche, welche etwas für die armen Leidenden thun wollten.

„Eine Missionarin, Frau Drynan von Rajputana, begleitete mich eine Strecke Weges, um einige Kinder für Missions-Waisenanstalten in Poona zu sammeln. Zuerst gingen wir nach Sohagpur und begannen dort sogleich unsere Arbeit. Die guten Leute dort sagten uns, daß wir die Kinder ohne Erlaubnis der Regierung nicht nehmen dürften. So mußten wir denn zuerst gehen den Arzt fragen, der das Hospital unter Aufsicht hatte, und den Tahsildar, der die Aufsicht über das Armenhaus hatte. Um 8:30 morgens kamen wir zum Hospital; es war zu frühe, der Doktor war noch nicht da; aber gerade vor dem Hospital sah ich drei kleine, verhungerte,

skelettartige Gestalten, und diesen ersten Anblick ihrer Not werde ich nie vergessen. Wir erfuhren, daß diese drei Kinder von der Chamar-Kaste waren. Ihr Vater war schon einige Zeit zurück gestorben, aber ihre Mutter starb erst den Tag zuvor. Das älteste war ein Mädchen von ungefähr sieben, das zweite ein Knabe von fünf und das dritte ein Knäblein von drei Jahren. Das Mädchen schützte sich vor der großen Kälte durch eine Decke von Lumpen, aber die beiden Knaben hatten nichts auf dem Leibe. Ihre faltigen Gesichter und der geisterhafte, totenähnliche Ausdruck derselben verrieten die schrecklichen Leiden, welche sie aushielten.

„Alle weinten nach Nahrung, aber weil wir nichts bei uns hatten, konnten wir ihnen auch nichts geben. Der jüngste hatte schlimme Augen und konnte dieselben kaum öffnen. Das arme Kind litt so an der Ruhr, daß seine Eingeweide bloßgestellt waren und beinahe herausfielen und noch schleppte er seinen jammervollen Körper durch die Straßen, Nahrung suchend. Zu all diesem Elend kam noch, daß er hinfiel und sich verwundete, denn das Gerassel eines Ochsenkarren und das laute Geschrei des Treibers hatten ihn erschreckt. Das Blut floß reichlich von dem verwundeten Körperteile, welcher ohnehin schon so wund und schmerzhaft war; aber da war niemand, der sich seiner annahm. Er weinte, aber Thränen konnte man in seinen Augen keine sehen. Die Kinder befanden sich direkt vor dem Hospital, aber niemand äußerte ein Zeichen des Erbarmens. Wir waren unter dem Eindruck, daß wir die kleinen Waisen nicht anrühren durften, ehe wir die Erlaubnis der Regierungsbeamten eingeholt.

„Der Schmerz, den ich fühlte, als ich dieses sah, läßt sich nicht in Worten ausdrücken. Ich war vollkommen machtlos und konnte nichts thun, als zum Vater um Hilfe schreien.

Weil wir nichts thun konnten, so mußten wir unsere Herzen verhärten und lenkten unsere Schritte nach dem Armenhause, wo wir den Tahsildar zu finden hofften. Die Erinnerung an die drei Kleinen, besonders an das jüngste, welches sicherlich nicht mehr viele Tage leben konnte, verfolgt mich bis heute. Wenn ich an sie denke, füllt sich mein Herz mit unbeschreiblicher Wehmut. Viele Tage ließ mir der Gedanke an sie weder Ruhe noch Rast. Wir bekamen die Kinder nicht, obwohl wir unser bestes versuchten. Es dauerte zu lange, ehe wir den Beamten sehen konnten, und als wir zurückkehrten, waren die Kinder fortgegangen, und niemand konnte uns sagen, wohin. Ich ging zurück und suchte alle Straßen in und außerhalb der Stadt gehörig durch, konnte die Kinder aber nicht finden. Vielleicht wurden sie auf dem Wege ohnmächtig und fielen in einen Abzugskanal, wo sie vor Hunger starben. Der Herr sei uns allen gnädig, weil wir nicht solchen unschuldigen Leidenden zu Hilfe eilen. Es würde zu lange währen, alles, was ich beim Armenhause und bei den Hilfsanstalten gesehen und gehört habe, zu beschreiben. So will ich nur im allgemeinen erzählen, was mich am meisten berührte.

„Das erste Armenhaus, welches wir sahen, war überhaupt kein Haus. Es war ein Hain in der Vorstadt. Gruppen von hungernden Leuten konnte man überall im Wäldchen umhersitzen sehen. Manche lagen in Haufen oder saßen oder lagen in Asche auf dem schmutzigen Boden. Manche hatten Lumpen, ihre Körper damit zu bedecken, manche hatten nichts. Dort waren alte und junge Männer, Frauen und Kinder, die meisten krank und zu schwach, sich zu bewegen; außerdem litten viele von ihnen vom Aussatz und von anderen unnennbaren Krankheiten. Schlechte Männer, unmoralische Frauenzimmer, keusche junge Mädchen, unschuldige Kinder, alte Leute,

gute und schlechte, waren unter einander gemischt und unterhielten sich mit einander. Sie schliefen unter freiem Himmel oder unter den Bäumen, und aßen die kärgliche, grobe Nahrung, die ihnen von der Regierung verabreicht wurde. Diese Nahrung war weiter nichts, als trockenes Mehl und etwas Salz. Ein geübtes Auge konnte sogleich sehen, daß das Getreide mit Erde vermischt wurde, ehe es zu Mehl gemahlen wurde. Dort waren verschiedene hungernde Waisenkinder, die selber für sich nicht kochen konnten und auch niemand hatten, der es für sie thäte. So mußten sie ihr Mehl entweder trocken essen, oder von der Güte ihrer Mitleidenden, der älteren Personen, abhängig sein, welche, nach dem Rechte des Stärkeren, von der Kinder Nahrung so viel nahmen, als sie nur konnten. Das arme Volk scheint alle menschlichen Gefühle verloren zu haben. Sie behandeln sich gegenseitig, und die kleinen Kinder, höchst ungerecht. Sie geben selbst um ihre eigenen Kinder nichts. Manche Eltern essen alles auf, was sie selbst, und auch was ihre Kinder bekommen, und werden ziemlich fett, während ihre Kinder hungern und wie Skelette aussehen; manche sind sogar im sterbenden Zustande, und doch fühlen ihre Väter und ihre Mütter kein Erbarmen mit ihnen.

„Man kann Eltern sehen, welche ihre Kinder im Lande umherführen und suchen, dieselben für eine Rupie, ein paar *annas* oder für ein wenig Getreide zu verkaufen. Die Nahrung, welche den Kindern gegeben wird, wird ihnen von ihren stärkeren Nachbarn aus den Händen gerissen und verspeist. An manchen Stellen giebt die Regierung jedem Kinde oder jeder alten oder schwächlichen Person zwei *pice*; aber was kann ein dreijähriges Kindlein mit zwei Kupferstücken begin=

nen? Die Münzen werden ihnen bald gestohlen und ihnen bleibt nichts anderes übrig als Hungers zu sterben.

„Auf anderen Plätzen wird Weizen oder Jowari-Mehl und eine Art Hülsenfrüchte zu *dal* und *roti**) gekocht und dann unter die Armen verteilt.

„Die Regierungsbeamten sind freundlich und thun, was sie können für die Armen in den Hilfsanstalten und Armenhäusern. Aber die Mittel, welche ihnen zur Verfügung stehen, befinden sich in keinem Verhältnis zum Bedarf der Notleidenden. Was helfen ein paar tausend Rupien unter so vielen Tausenden, die da monatelang unterhalten werden müssen? Ungefähr acht oder zehn *annas*, höchstens eine Rupie, ist monatlich für eine Person berechnet; wieviel und was für Getreide giebt das wohl? Gott erbarme sich der Armen, die da genötigt sind, die Speise zu essen, welche man ihnen in den Armenhäusern reicht! Nur wenige der untergeordneten Beamten, als die *Mukadams*†) und Köche, welche es in ihrer Macht haben, die Speise, die man für die Armen geordnet, denselben zukommen zu lassen oder vorzuenthalten, haben Herz und Gewissen. Das billigste Getreide wird gekauft und zu Mehl gemahlen, ohne vorher von Sand und Erde gereinigt zu werden. Die herzlosen Köche stehlen von dem Mehle und während sie den *dal* und *roti* bereiten, schütten sie soviel Erde hinzu, und niemand merkt, wie sehr die Speise verfälscht wurde. Das arme Volk hat viel zu große Angst vor den *Mukadams*, um sie bei den höheren Beamten zu verklagen. Dieser *dal* und *roti*, aus dem verfälschten Mehl und Erbsen bereitet, sieht nicht sehr appetitlich aus.

---

*) Eine Art Suppe oder Sauce.

†) Aufseher.

„Die Leute in den Armenhäusern sind so herabgekommen, daß man sie in Betreff der Unflätigkeit nicht einmal mehr mit herumtreibenden Schweinen vergleicht. Die völlige Nacktheit der meisten der kleinen Kinder und Hunderter älterer Leute, welche zuweilen mit Schmutz, zuweilen mit schmutzigen Lumpen bedeckt sind; ihre skelettartigen Körper voller schrecklicher Wunden und ihre traurigen, faltigen Gesichter mit dem geisterhaften, totenähnlichen Ausdrucke, und ihre Verlassenheit bilden einen unbeschreiblich traurigen Anblick.

Manche von diesen Armenhäusern sind offene Plätze mit einer Art Zaun umgeben. Einige Armenhäuser sind temporäre Schuppen, errichtet zum Schutze der Leute. Die elenden Männer, Frauen und Kinder, die hier Unterkunft finden, werden tags von der Sonne gebacken und frieren nachts. Auf manchen Plätzen sind diese Armenhäuser durch einen dünnen Zaun abgeteilt, so daß Männer und Frauen allein sein können. Aber diese Vorrichtung giebt den Frauen nicht viel Schutz. Der Versucher arbeitet sogar in diesen Armenhäusern und Hilfsanstalten, und dieselben sind durchaus nicht geeignet für Frauen und Mädchen. Die europäischen und eingeborenen Beamten, welcher Aufgabe es ist, nach den sterbenden Tausenden zu sehen, thun was sie können; aber sie können auch nicht alles sehen, was hinter ihrem Rücken geschieht. Die *Sepoys* und *Mukadams* sind die eigentlichen Verwalter dieser Plätze. Nehmen wir zum Beispiel ein Armenhaus, welches über 2000 armer Leute enthält, und einen Hilfskamp, wo über 15,000 Menschen arbeiten. Man ist gezwungen, die Arbeit den *Mukadams* zu überlassen, welche thun, was sie wollen. Sie machen von ihren Stöcken und Zungen ergiebigen Gebrauch. Sie zerren und stoßen die arbeitenden Kulies, sogar die Weiber. Ueberall sieht man

junge Männer zu den Frauen und Mädchen sprechen, unter dem Vorwande, daß sie Aufseher-Arbeit thun. Das ist kein gutes Zeichen. Böse Männer und Frauen sind überall auf der Suche nach Frauen und Mädchen. Sie versuchen dieselben, indem sie ihnen Süßigkeiten, andere Arten Speise und Kleider versprechen, und indem man ihnen einredet, daß man sie an einen schönen Platz bringen werde, woselbst sie glücklich sein würden. So sind Hunderte von Mädchen, junger Witwen, verlassener Frauen, welche auf dem Wege zum Armenhause oder zur Hilfsanstalt waren, verführt worden, ehe sie sich im Schutze der Regierung wußten. Die Gottlosen fürchten sich nicht vor Gottes Gericht und führen ihr sündiges Leben fort, mitten unter den schrecklichen Scenen der Hungersnot und der Pest. Sie führen einen *en gros* Handel mit jungen Mädchen, welche genötigt waren, ihre Familien zu verlassen und nach Speise zu suchen. In vielen Fällen wurden die Eltern ein Opfer der Hungersnot und überließen ihre jungen Mädchen der Gnade ihrer Nachbarn, Mitreisenden oder sonstigen Gefährten. Solche Mädchen fallen leicht in die Hände der schlechten Menschen.

„Hier ein Beispiel, welches dich von der Wahrheit der obigen Worte überzeugen wird. Ein junges Mädchen von vierzehn Jahren und ihre achtjährige Schwester waren verwaist, und ein gottloser Mann zu Starsi nahm sie in seinen Besitz. Es traf sich, daß ich dem älteren Mädchen auf der Straße begegnete und sie fragte, wer sie sei. Sie erzählte mir ihre ganze Geschichte und sagte, sie wolle mir ihre Schwester geben, welche ihr grausamer Gebieter nicht haben wollte; sie könne aber nicht fort, denn sie fürchte sich zu sehr vor dem Manne. Ich wollte das arme Kind retten, aber zur Zeit war mir's unmöglich. Ich bat den Herrn, mir einen

Weg zu zeigen — und in der nächsten Woche sandte Er Hilfe. Ein junger Missionar kam mir zu Hilfe. Er ging zur Polizeistation und nahm dem Manne das Kind fort, welches er in Knechtschaft hielt. Mit einem Diener wurde sie ins Missionshaus geschickt, aber ihr voriger Herr entführte sie mit Gewalt. Der Missionar ging wieder zur Stadt und nahm das Mädchen, und in derselben Nacht nahm ich sie mit nach Jabalpur, und jetzt sind sie und ihre Schwester bei einigen Missionarinnen untergebracht. Das älteste Mädchen ist ruiniert für ihr ganzes Leben und leidet an einer schrecklichen Krankheit. Möge der himmlische Vater diesen Kindern helfen!

„Eine meiner Arbeiterinnen ging eines Tages auf dem Wege und sah ein kleines Mädchen von ungefähr zwölf Jahren an der Seite des Weges sitzen. Sie sah betrübt und hungrig aus. Meine Arbeiterin sprach freundlich mit ihr und erfuhr, daß sie eine Waise sei. Als meine Arbeiterin sie fragte, ob sie zu mir kommen möchte, antwortete sie, daß sie eine ältere Schwester habe und mit der sei sie bereit, irgendwohin zu gehen. Mittlerweile war ihre Schwester, welche gewaschen hatte, zu der Stelle gekommen, wo das Mädchen saß. Von ihr erfuhr meine Arbeiterin ihre rührende Geschichte. Ihr Vater war ungefähr drei Wochen zurück gestorben. Sie hatten niemand, der sich ihrer angenommen hätte und wußten auch nicht, wo sie sich hinwenden sollten, um etwas Speise zu bekommen. Sie waren auf dem Wege zur Hilfsstation. Jemand hatte ihnen erzählt, in der Nähe des Platzes sei eine Dame, welche solche Kinder sammle, um ihnen ein Heim zu geben; deshalb seien sie zum Sarai gekommen, nach dieser Dame zu suchen. Daraus merkten wir, daß *sie mich suchten*, aber ich verließ den Sarai, ehe sie kamen, und bekam sie also nicht zu sehen.

„Meine Arbeiterin fragte darauf das älteste Mädchen, welches ungefähr vierzehn Jahre alt ist, ob sie zu mir kommen und unter meiner Aufsicht bleiben wollten. Das Mädchen sagte, sie würden kommen, wenn sie nicht gezwungen werden würden, ein schlechtes Leben zu führen. Sie bat meine Arbeiterin mit Thränen in den Augen, daß man ihr erlauben möchte, keusch zu bleiben und daß man sie ja doch unter die Obhut von guten Leuten geben möchte, denn nach ihres Vaters Tode war sie mit vielen schlechten Menschen zusammen gekommen, welche sie zu Schlechtigkeiten verführen wollten; aber sie hatte entschieden abgelehnt, mit ihnen zu gehen. Während dieser Unterhaltung hatten sich ein halbes Dutzend oder mehr gottlose Männer um meine Arbeiterin gesammelt und wollten die Mädchen wieder fortnehmen, indem sie versuchten, dieselben einzuschüchtern; aber Gott ließ sie nicht diesem schrecklichen Schicksal anheimfallen, und sie kamen glücklich zu mir.

„Angenommen die Hilfe hätte diese Mädchen nicht zur Zeit erreicht, in welcher Lage wären sie heute? Wie lange hätten sie den schlechten Männern Widerstand leisten können, und wie hätten sie sich in den Hilfsanstalten schützen sollen? Der Herr erbarme sich der jungen Mädchen und jungen Frauen, die da zur Hilfsstation oder zum Armenhause gehen müssen! Der Anblick der erbarmungswürdigen Lage dieser armen Waisenmädchen erinnerte mich an die Lage, in der ich selber vor zweiundzwanzig Jahren war. Ich danke Gott, daß Er uns in den Tagen unserer Not nicht zur Hilfsstation gehen ließ. Meine Schwester, eine schöne junge Frau von fünfundzwanzig Jahren, und ich, ein Mädchen von sechzehn, hätten an solchen Plätzen leicht in die schrecklichen Hände dieser verruchten Männer fallen können. Allein die Er-

innerung an die Hilfsstationen, an die Armenhäuser und an die Lage unserer Schwestern daselbst macht mich schaudern, und ich zittre vor Furcht für die vielen Tausende von jungen Frauen und Mädchen, welche dort in diesen harten Zeiten dem Teufel geopfert werden.

„Ein anderes junges Mädchen von fünfzehn Jahren mußte vor einiger Zeit ihr Heim verlassen und begegnete auf ihrer Wanderung einem respektabel-aussehenden Mann, welcher ihr sagte, sie solle mit ihm kommen und seiner Frau in der Wirtschaft helfen. Sie willigte ein und ging mit. Er gab ihr gute Kleider und Nahrung, und für einige Tage ging alles gut; aber der Teufel wirkte im Herzen des Mannes Andere Forderungen wurden an das Mädchen gestellt, aber sie sagte, sie sei nur zum Arbeiten in sein Haus gekommen und zu keinem andern Zwecke. Darauf sagte er ihr, sie würde nicht ein gutes *sari**) und gutes Essen bekommen wenn sie sich seinen Wünschen nicht fügen würde.

„Gut," sagte sie, zog ihre alten Lumpen wieder an, warf ihr gutes *sari* fort und ging auf die Straße, um wieder ihr Brot zu betteln. Noch denselben Tag wurde sie von einer freundlichen Frau aufgenommen und ist jetzt bei mir. Doch es sind nicht viele Mädchen, die da im Angesichte der Hungersnot und des Todes dem Teufel widerstehen.

„Gott sei gedankt für die Beschützung der Tugend dieser Unschuldigen. Aber es ist mein trauriges Los gewesen, viele kleine Mädchen fürs Leben ruiniert zu sehen. Sogar die kleinen Kinder schienen alle Unschuld verloren zu haben und benahmen sich wie kleine Dämonen. Was für Lügen

---

*) Hauptgewand der Frau.

was für Diebstähle und was für häßliche Reden! „O Gott,“ rief ich aus, als ich sie sah, „errette uns, errette unsere Nation vor völligem Untergange.“ Es schien mir, als ob nichts Geringeres als eine Sündflut alle diese Sünden von unserm Lande waschen könne. Wie trägt uns doch der himmlische Vater mit unendlicher Güte und Langmut.

„Für die Regierungsbeamten allein ist es unmöglich nach den kleinen Kindern zu sehen und die Keuschheit der jungen Frauen und Mädchen zu beschützen. Da ist ein großes Arbeitsfeld für dich und für mich, wenn wir uns nur zur Arbeit hingeben. Alte Leute, Personen in mittleren Jahren und zarte Frauen, welche nicht zwölf Körbe voll Steine zerschlagen und dieselben nach einem bestimmten Platze hintragen können, und welche auf den Hilfsstationen keinen Tagelohn bekommen können, weil sie nicht so viel arbeiten können, — die bedürfen unserer Hilfe. Der traurige Anblick von bejahrten Männern und zarten Frauen, welche ihre wunden Hände ausstrecken und dich um Hilfe anflehen, ihre Sorgen dir in die Ohren schreien, ihr hartes Geschick beklagen, während ihre thränenvollen Augen sich in die deinen bohren, um auszufinden, ob nicht der leiseste Funke von Mitgefühl darin zu erspähen sei, ist mehr als ein Mensch ertragen kann, der noch ein Herz von Fleisch hat.

„Warum schicken die Christen in England und Amerika nicht Geld an die Missionare dieses Landes, welche so bereitwillig helfen möchten, welche alles ansetzen, so viel wie möglich zu thun, aber aus Mangel an Mitteln nicht weiter können? Das große mütterliche Herz der Missionarin schlägt den sterbenden Kindern und andern Armen in den Central-Provinzen entgegen. Mögen die wohlthätigen Leute großmütige Gaben zur Unterhaltung der Kleinen senden, die der

Heiland so lieb hat. Männer können viel thun, aber zu dieser Zeit müssen alle gottesfürchtigen Weiber hervorkommen und für die Kinder Sorge tragen helfen und die jungen Frauen beschützen, welchen die Regierungsbeamten nicht helfen können. Dies ist Frauenarbeit und kann nicht den Beamten und Unterbeamten überlassen bleiben.

„Mein Mitgefühl ist zu dieser Zeit besonders durch die Not der jungen Mädchen-Witwen erregt. Dieselben zu den Hilfsanstalten oder Armenhäusern gehen lassen, denselben erlauben, durch die Straßen und auf Landstraßen zu wandeln, ist gleichbedeutend mit ihrem ewigen Ruin.

„Seit der Zeit, daß ich diese Mädchen im Hungerdistrikt gesehen, von welchen manche in die Hände von schlechten Leuten gefallen, manche fürs Leben ruiniert, von ihren Gebietern ausgestoßen und von schrecklichen Krankheiten leidend, nur noch die Aussicht eines hilf- und hoffnungslosen Todes zu sterben hatten; manche, welche im Hospital auskuriert, zu den Lasterhöhlen zurückkehrten, um dort ihren schrecklichen Tod zu erwarten; manche weitersündigend, alles Scham- und Menschlichkeitsgefühls bar; — seit der Zeit ist es mir zur furchtbaren Gewißheit geworden, daß es eine Hölle giebt, und mein Herz blutet für die Töchter liebender Eltern, welche dieselben als Waisen hinterlassen. Wer, mit dem Herzen einer Mutter oder der Liebe einer Schwester, könnte ruhig bleiben und nicht alles thun was in ihrer Macht steht, um wenigstens einige der Mädchen zu retten, die da noch zu retten sind, aus der Hand des Argen! Und ungeachtet der verlockenden finanziellen Verhältnisse in meiner Schule, ging ich nach den Central-Provinzen, um einige der hilflosen jungen Witwen zu retten.

„Der himmlische Vater, welcher ein Helfer in der Not ist, hat mich fähig gemacht, 60 Witwen zu sammeln: 47 davon wollen zur Schule gehen und studieren, die andern wollen arbeiten*). Mehr als 850 Rupien wurden ausgegeben, dieselben hierher zu bringen. Von dieser Summe sind nur 525 Rupien von Freunden geschenkt worden, und ich danke ihnen dafür. Diese Witwen von Central-Indien hierher zu holen, sie zu ernähren und zu kleiden, ist ein kostspieliges Geschäft. Noch schwerer aber ist es, sie zu zivilisieren und ihnen die Ideen der Reinlichkeit beizubringen. Manche sind wenig besser, als wilde Tiere. Die schmutzigen Sitten, die sie sich während der Hungerperiode angeeignet haben, sind ihnen zur zweiten Natur geworden. Es wird lange dauern, sie zu zivilisieren und zu belehren. Doch in der Kraft des Herrn können wir alles thun. Der Herr hat mir eingegeben, aus dem Hunger-Distrikte dreihundert Mädchen zu retten, und ich will in seinem Namen an die Arbeit gehen. Die Mittel, welche mir Freunde aus Amerika geschickt haben, sind kaum hinreichend, fünfzig Mädchen zu ernähren und auszubilden, und manche Leute fragen mich, wie ich alle die Mädchen unterhalten wolle, die möglicherweise aus Central-Indien kommen möchten. Außer Speise und Kleidung anschaffen, müssen neue Schlafsäle und Speisehäuser erbaut werden. Unser gegenwärtiges Schulhaus ist nicht groß genug, um mehr als höchstens hundert Mädchen zu fassen. Und was soll ich in diesem Notfalle thun.

„Ich weiß es nicht, aber der Herr weiß, was ich brauche. Ich kann mit dem Psalmisten sagen: „Ich bin arm und dürftig, doch der Herr gedenket meiner." Und Er hat versprochen,

*) Diese Zahl hat sich schon bedeutend vermehrt.

daß „Ihr sollt die Fülle haben und zufrieden sein, und den Namen des Herrn eures Gottes preisen, der euch wunderbarlich geführet hat. Und mein Volk soll nicht zu Schanden werden." Meine Mädchen und ich, wir sind bereit, alle unsere Bequemlichkeiten dahinzugeben, allen Luxus aufzugeben und so einfach wie nur möglich zu leben. Wir werden ganz zufrieden sein, nur ein einfaches Mahl täglich zu genießen, und so lange wir noch etwas Raum und ein Körnlein Getreide im Hause haben, werden wir versuchen, unsern hungernden Schwestern zu helfen. Es kommt mir sündhaft vor, in diesem guten Hause zu leben und gute Speise vollauf zu haben, während Tausende unserer Mitgeschöpfe vor Hunger sterben und ohne Obdach si..d. Wenn ein jeder treulich das Seine thun wird, so ist Gott treu, sein Versprechen zu halten und wird uns die Hilfe senden, die wir zur Zeit dieser Not brauchen.

„Ich bitte euch demütiglich, für mich und die Meinen zu beten, damit wir stark im Herrn werden und im Glauben wandeln mögen.

Eure, im Dienste des Herrn,

Ramabai.

N. B.—Die lieben Missionare in Hoshangabad, Itarsi, Narsingpur, Jabalpur und Bina waren sehr freundlich zu mir und haben mir in meiner Arbeit viel geholfen. Unsere teure Freundin, Frl. Richardson aus Bombay, arbeitete mit mir und half mir, indem sie mir Fahrgeld für die Mädchen gab, welche ich hierher brachte. Allen diesen lieben Freunden danke ich für ihre Hilfereichung und für alle mir erwiesene Güte.

Ramabai.

Sharada Sadan, Poona, den 20. Januar 1897."

Siebentes Kapitel.

Pandita Ramabais zweite Reise ins Hungerland—Helfer in der Not—Arbeitsanstalten für Witwen—Der schlimmste Hungerdistrikt—Religionslose und viehische junge Männer.

Folgendes ist ein Bericht von Pandita Ramabais zweiter Reise ins Hungerland, in ihren eigenen Worten wiedergegeben:

„Ich verließ Poona den 24. Januar, abends, mit dem Vorsatze noch einige Witwen zu sammeln. Ich fühlte deutlich, daß es ein Ruf vom Herrn sei, und ich keine Zeit zu verlieren, sondern sogleich ans Werk zu gehen habe, obzwar ich meinen Weg kaum sehen konnte; die Zukunft lag dunkel vor mir. Ich hatte kein Geld in der Tasche, noch irgend einen Freund, der mir helfen konnte, die Mädchen aufzusuchen. In dieser Verfassung kam ich nach Starsi, und durch die Vermittlung des Herrn G. Swan von der Mission der Quäker, machte ich die Bekanntschaft des Hindu-Superintendenten der Hilfsanstalten zu Bager. Dieser Herr Buckhle ist ein sehr gutherziger Mann und nimmt großes Interesse an den armen Leuten. Er hat, wie auch ich selber, manches von den Leiden des hungernden Volkes erfahren, und er erzählte mir, daß er durch einen unserer wohlbekannten Reformatoren erhalten wurde, welcher ihn auch auf seine Kosten ausbilden ließ; und heute nimmt er eine gute Stellung im Dienste der Regierung ein. Er hat natürlich Mitleid mit dem armen Volke, das unter ihm arbeitet, und es ist ihm Gewissenssache, alles zu thun, was in seiner Macht steht, um dessen Leiden zu lindern.

„Ich bitte Gott, es möchten mehr gute Menschen, gleichwie er, sich um das arme hungernde Volk in den Central-Provinzen, in den Hilfsanstalten und Armenhäusern bekümmern. Er half mir sechzehn Waisenkinder sammeln, welche ich zu der Mission der Quäker sandte, um sie in den dortigen Waisenhäusern unterzubringen. Es schien so, als ob an dem Orte nichts mehr zu thun sei, und ich wollte am nächsten Morgen mit dem ersten Zuge nach einem andern Platz fahren. Aber ich wußte nicht, wohin ich gehen, noch was ich thun sollte, ich war allein und niedergeschlagen; aber als ich meine Bibel öffnete, schenkte mir der Herr für den Tag und für immer den Spruch: Ps. 55, 22. Ich warf meine Last auf Ihn und wartete stille auf den Zug. Es war ein schöner Morgen und die ganze Natur schien zu lächeln.

„Endlich kam ein Zug und mit dem Zuge kam ein Engel zu meiner Hilfe. Dieser Engel war Frl. Richardson. Ich war sehr, sehr froh sie zu sehen und fragte sie, ob sie besondere Arbeit an Hand habe. Sie sagte, sie habe nichts besonders vor und warte, wohin der Herr sie führen werde. Ich wußte ganz genau, weshalb Gott sie hierher gesandt; mir fehlte jemand zur Hilfe, und sie war gerade die Person, die da herzliches Interesse an dieser Arbeit nahm. Ich erzählte ihr, was der Herr mir gesagt, und sagte ihr, daß Er sie mir zur Hilfe geschickt habe. Sie willigte freundlich ein mit mir für einige Zeit zusammen zu arbeiten, und Gott führte alles so, daß wir keine Zeit verlieren durften, sondern sogleich an die Arbeit gehen konnten.

„Frl. Richardson machte die Bekanntschaft verschiedener Hilfskommissäre der Hungerdistrikte, und bestimmte dieselben, uns besondere Erlaubnis zu gewähren, die Witwen und Waisenkinder aus den Armenhäusern mitnehmen zu dürfen.

So sammelte ich über 100 Witwen, und Frl. Richardson, glaube ich, schickte über 150 Kinder zu verschiedenen Missions-Waisenanstalten; und auch mir schenkte der Herr beinahe 150 Waisenkinder, welche ich an verschiedene Waisenanstalten verschickte. Ich habe 139 Witwen und 6 ledige Mädchen; andere 40 Mädchen haben mich aus verschiedenen Gründen teils verlassen, teils sind sie weggeschickt worden. Alle meine Mädchen halten sich brav und lernen Lesen und Schreiben. Später werde ich speziell erzählen, was für sie gethan worden ist. Zuerst aber muß ich euch erzählen, was die Missionare für das arme Volk der Central-Provinzen thun.

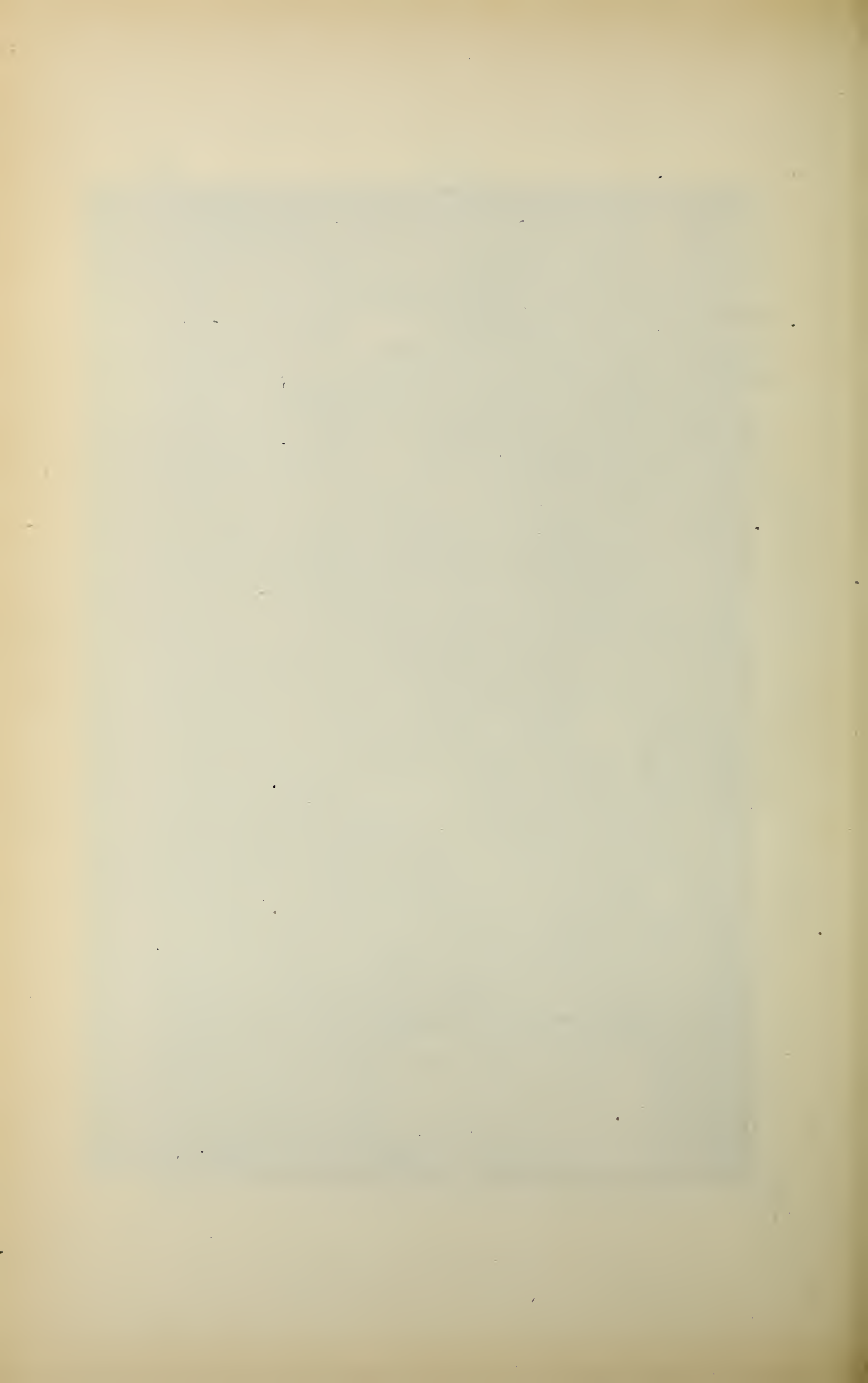
„Die Mission der Quäker zu Itarsi, Hoshangabad, Seoni und Sohagpur thut ausgezeichnete Arbeit. Frl. Hooper von Hoshangabad hat ein Industrie-Heim für Witwen gegründet. Sie lehrt die Frauen, die sie um sich gesammelt hat, verschiedene Industriezweige, aber sie braucht sehr notwendig einen guten Helfer und Geld, um in ihrer besonderen Mission fortfahren zu können. Sie ist eine fähige, mitleidige Frau. Ich kenne keine andere Frau in den Central-Provinzen, die mehr geeignet wäre, unter den Witwen zu arbeiten. Ich wünsche, sie bekäme 100 oder mehr Witwen in ihr Heim, damit sie dieselben lehren könnte, Gott zu lieben und zu dienen, um später für ihr eigenes Land im Segen arbeiten zu können. Christen, welche die Mittel besitzen, können kein besseres Werk thun, als Anstalten, wie Frl. Hoopers, zu unterstützen.

„Mein Herz fühlt sich ganz besonders zu einer heldenmütigen jungen Dame, Frl. Franklin, von der Christlichen Mission zu Damoh, hingeneigt. Damoh ist der schlimmste Hungerdistrikt in den Central-Provinzen.

„Es liegt in der Mitte einer großen Strecke unkultivierten Landes und ist von meilenbreiten Dschungeln umgeben. Das



Gruppe hungernder Mütter, mit kl.inen Kindern.



Volk dort ist schrecklich arm und unzivilisiert. Frl. Franklin ist bereits über drei Jahre in Damoh gewesen und war durch diese ganze Zeit Zeuge der schrecklichen Leiden des von Hungersnot heimgesuchten Volkes. Niemand, der nicht in jener Gegend gelebt hat, kann eine Idee davon haben, ein wie schrecklich schweres Arbeitsfeld Damoh ist. Aber Missionarinnen sind im Namen des Herrn in jene Wüste gegangen, um dort zu arbeiten. Ich konnte nicht anders als Frl. Franklin und ihre Schwester lieben und achten, als ich sie unter einem Volke Tag und Nacht arbeiten sah, welches für die ihm bewiesenen Wohlthaten nicht im geringsten dankbar ist. Es ist undankbare, ermüdende Arbeit, doch diese beiden Christinnen haben sich derselben im Namen christlicher Liebe unterzogen. Nichts als die dringende Liebe des Heilandes kann einen Menschen zwingen, zu einem Orte wie Damoh zu gehen und dort zu leben. Ich wünsche sehr, ich hätte die Mittel und die Zeit, Frl. Franklin in ihrer Arbeit unter den Waisenkindern in den Dörfern um Damoh zu helfen. Wenn Frl. Franklin Geld und zwei gute christliche Helfer hätte, so könnte sie noch Hunderten der sterbenden Leute helfen. Sie hat ungefähr 120 kleine Knaben in ihrem Waisenheim. Beinahe alle kamen sehr arm, ja manche sterbend, zu ihr; aber sie und ihre gute Schwester sind ihnen treuliebende Mütter geworden. Diese Knaben sind so gut versorgt worden, daß sie jetzt durchaus nicht mehr verhungert aussehen. Sie fangen an, wie wohlgenährte, gutgesittete und zivilisierte Kinder auszusehen. Die Kleinen, welche von ihren Eltern und Verwandten verlassen und als tot aufgegeben wurden, leben und gedeihen jetzt im Sonnenschein der Liebe. Es that meinem Herzen wohl, die lieben Knaben hinter ihren Pflegemüttern, lachend, hüpfend, tanzend und springend herlaufen zu sehen. Heute,

nachdem diese Knaben wenige Monate unter Frl. Franklins mütterlicher Pflege waren, schmecken sie die Liebe Gottes, lesen sein Wort und singen Hymnen. Frl. Franklin hat nicht vergebens gearbeitet. Gott hat ihre uneigennützigen Bemühungen zum Heile des Volkes von Damoh gesegnet, 120 Kinder wachsen auf unter ihrer Pflege und Hunderte von Frauen, welche sie in den umliegenden Dörfern besucht, werden aufstehen und sie segnen. Gott segne sie! Ich hoffe, Er wird es vielen Christen ans Herz legen, diesen Schwestern zu helfen. Ich wünsche sehr, Frl. Franklin hätte wenigstens 1,000 Knaben und Mädchen.

Die gewerbliche Ausbildung, welche die Mission der Quäker ihren Neubekehrten und Waisen zu teil werden läßt, hat mir sehr gefallen. Ich sah 100 oder mehr Männer und Frauen in der Weberei auf der Missionsstation der Quäker zu Itarsi arbeiten. Unter der fähigen Leitung der Herren Swan und Kilby verfertigen die Weber ein ausgezeichnet gutes und starkes Zeug. Ich kaufte eine Masse davon für meine Mädchen. Es ist etwas teurer, als die Zeuge auf den Bazars, aber auf die Dauer kommt es doch billiger. Die Farben sind sehr gut und die Muster zeigen geschmackvolle Harmonie. Es wäscht sich gut. Missionare und andere Freunde, welche große Waisenhäuser zu unterhalten haben, würden gut thun, ihre Bestellungen für Zeuge an die Christliche Weber Co. zu Itarsi zu senden. Sie würden dadurch die christlichen Weber in ihrer Arbeit ermutigen. Solche Ermutigung hat für die Hindu-Christen einen größeren Wert, als wenn ihr sie lesen und schreiben lehrt.

„Ein besonderer Zug der Mission der Quäker, welcher mir sehr gefiel, war, daß die Christen und Waisen unter ihrer



Eine gut verwaltete Hungersnot-Station in den Central-Provinzen.



Ihr ergebenster Diener, die Armen in Jabalpur speisend.

Pflege in keiner Weise anglisiert wurden. Europäische Stiefel und Schuhe, sowie europäische Frauen- und Männer-Kleider sind den Christen auf der Missionsstation der Quäker unbekannte Dinge. Sie sind mit ihrem einfachen *dal* und *roti* zufrieden und tragen kein Verlangen nach Thee, Kaffee, Englischbrot und Biscuits. Tabakrauchen und Weintrinken kommen gar nicht vor. Ich wünsche, es wäre überall so; aber unglücklicherweise versuchen manche von unsern Christen im westlichen Indien sich das Aussehen von Europäern zu geben, werden unzufrieden mit ihrer indischen Nahrung und Kleidung, leben über ihre Mittel und kommen in Schulden. Auch fallen manche von unseren Christen im westlichen Indien der Sitte des Rauchens und Trinkens anheim. Katecheten, Prediger und Pastoren, in ihrem hohen Berufe, schämen sich nicht ihrer ausgedörrten Lippen, durch den Tabaksrauch und Alkoholgenuß verunreinigt. Oh, wären ihre Lippen doch von einem Seraphim mit der lebendigen Kohle vom himmlischen Altar berührt! Dann würden sie das reine Evangelium verkündigen und die Herzen vieler gottlosen Leute zum himmlischen Vater bekehren.

Anstalten für die Hungernden zu Jabalpur.

„Die C. M. S.-Mission zu Jabalpur hat viel für die Hungernden in jenem Distrikt gethan. Herr Gill, der frühere Superintendent, gründete ein allgemeines Armenhaus zu Jabalpur und ein anderes zu Cutni, nur für Kinder. Auf beiden Plätzen wird so gut und systematisch gearbeitet, daß die Armenhäuser bequem eingerichteten Lagerwohnungen gleichen. Arme Leute und Kinder werden gut gespeist, und in besonders für sie gebauten Hütten bequem häuslich eingerichtet. Cutni ist eines der schlimmsten Plätze in der Nähe Jabalpurs, aber das Waisenhaus des Herrn Gill kommt einem

vor, wie eine Oase in der Wüste. Ich sah über 190 Knaben und Mädchen im Waisenhause zu Cutni, alle schön, rein und nett gekleidet und wohlgepflegt. Herr Gill hat sechs Jahre zu Jabalpur gearbeitet und ist bei allen Christen sehr beliebt; durch das Armenhaus zu Jabalpur und das Waisenhaus zu Cutni hat er seiner Missionsarbeit die Krone aufgesetzt. Er ist nach England gereist, aber sein Werk wird darunter nicht leiden; denn er hat die Arbeit in die Hände des Herrn Latham gelegt, welcher so gut, freundlich und fähig ist, als Herr Gill selber.

„Die Wesleyanischen und Methodisten-Missionen zu Jabalpur leisten Ausgezeichnetes für Waisenkinder. Sie haben Hunderte von Knaben und Mädchen in ihrer Pflege. Die Wesleyanische Mission hat für ihre Waisen Webereien und Spinnereien eingerichtet. Einige Knaben zeigen große Intelligenz, und es ist ein Vergnügen zuzusehen, wie den Knaben ihre Arbeit interessiert und mit welchem Eifer sie sich derselben hingeben.

Waisen zu Saugor.

„Herr und Frau Lundborg von der schwedischen Mission arbeiten in interessanter Weise für Knaben und Mädchen zu Saugor. Sie haben große Waisenanstalten, und die Kinder in denselben werden gut gepflegt. Frau Lundborg ist den Kindern eine treue, gute Mutter, und obzwar sie selber einen großen Haushalt hat, schenkt sie ihren Waisen doch persönliche Aufmerksamkeit. Einige Jahre zurück legte Herr Lundborg das Fundament zu einem großen massiven Gebäude, aber die Direktoren seiner Mission mißbilligten seinen Plan, denn sie dachten, man habe keinen Gebrauch für solch ein teures Haus, und der Bau wurde aufgegeben, und es schien, als ob das Fundament umsonst gelegt worden sei; aber der Herr wußte,

was geschehen würde. Herrn Lundborgs langjährige Arbeit ist jetzt mit Erfolg gekrönt, und das Gebäude auf dem alten Fundamente schreitet rasch seiner Vollendung entgegen, und bald werden über 100 Knaben in demselben von den Missionaren erzogen und gebildet werden. Doch nicht nur dieses Gebäude wächst empor, sondern auch ein früher von der Regierung gebautes, jetzt von den Stadtautoritäten als nutzlos aufgegebenes Arbeitshaus ist Herrn Lundborg zur Verfügung gestellt, und wird derselbe davon sicher guten Gebrauch zu machen wissen. Manche von den Waisenknaben zu Saugor werden in dieser Werkstatt zu Schmieden oder Zimmerleuten ausgebildet werden. Möge der Herr den guten Missionar in seinen Bestrebungen, die Lage des hungernden Volkes im Saugor-Distrikt zu heben, segnen.

„Herr und Frau Denning von der M. E.-Mission zu Narsingpur haben auf ihrer Station ein Waisenhaus gegründet. Ich habe nicht das Vergnügen gehabt, dasselbe zu sehen, aber ich höre sehr ermutigende Berichte über die Arbeit in demselben. Sie haben hier Hunderte von Kindern gesammelt und dieselben an verschiedene Waisenhäuser verschickt, und haben auch mir freundlichst beigestanden, Witwen aus den Armenhäusern im Narsingpur-Distrikt zu sammeln.

„Allen Missionaren, deren Namen ich hier genannt, und auch manchen andern guten Leuten, bin ich zu tiefem Dank verpflichtet, weil sie mir in den Central-Provinzen in meiner Arbeit geholfen, und weil sie mir und meinem Volke Gutes erwiesen haben.

Der Anfang eines großen Werkes.

„Es wird die Leser interessieren, etwas über den Anfang von Frau Brueres Arbeit für die hungernden Kinder zu hören. Es war zur Zeit der indischen National-W. C. T. U.-

Konvention zu Poona, als Frau Bruere zu mir den Wunsch aussprach, sie möchte einige der notleidenden Kinder aufnehmen. Sie hatte damals kein Geld. Ihre weisen Freunde rieten ihr, sie solle bei völligem Mangel an Geld von solchem Unternehmen abstehen. Diese guten Freunde, zu denen sie naturgemäß um Hilfe aufschaute, entmutigten sie auf alle Weise; aber sie setzte ihr Vertrauen in Gott und begann das herrliche Werk, welches sie und ihr Mann heute betreiben. Damals waren es Tage großen Schmerzes, und die liebe Frau Bruere erlag schier der großen Last. Aber Gott belohnte ihren Glauben, denn Er gab ihr beinahe 100 Kinder und die Mittel, dieselben zu unterhalten. Es war für mich ermutigend zu sehen, wie dieses von Gott eingegebene Werk trotz aller Widerwärtigkeiten so gut gedieh. Möge der Herr sie und ihren Gemahl segnen und ihre Hände stärken.

„Mit Freuden habe ich vernommen, daß Frl. Patteson, eine erfahrene Zenana-Missionarin, ein Heim für verlassene Witwen eröffnet hat. Ich denke, in den Nordwest-Provinzen kann keine mehr für dieses Werk geeignetere Person gefunden werden. Ihre Arbeit begann sie zu Chunar, nahe Benares, und ich hoffe, die Christen in Indien und im Auslande werden sie mit ihren Gebeten und mit ihrem Gelde unterstützen.

„Ungeachtet alles dessen, was für die Hungerleidenden bereits gethan worden ist, scheinen sie der Hilfe noch immer bedürftig zu sein. In Bezug auf Armenhäuser und Hilfsanstalten habe ich meine Meinung durchaus nicht geändert. Ich weiß, daß die Verwaltung einiger Armenhäuser jetzt besser ist, als im Anfange der Hungersnot; daß die Körper von Personen, die darin Unterkunft gefunden, jetzt besser gepflegt werden, — aber sie sind moralisch und geistig in Gefahr. Es kann nicht anders sein, solange noch boshafte, gott-

lose und viehische Männer dort als *Mukadams*, Köche, Krämer, Aufseher und Verwalter bedienstet werden.

„Als ich in einem der Armenhäuser nach jungen Mädchen und Witwen suchte, fragte ich ein vierzehnjähriges Mädchen, ob sie mit mir kommen möchte. Sie sagte, sie möchte wohl mit, würde aber dort von jemanden „gehalten“. Anfänglich verstand ich sie nicht und fragte dreimal, ob sie denn dort gegen ihren Willen sei; aber ich verstand die schreckliche Bedeutung des Wortes „halten“ erst, als ein neben ihr sitzendes altes Weib mir dasselbe erklärt hatte. Dieses war in einem Regierungs-Armenhause, wo die Beamten die Tugend der jungen Weiber, die hier unter dem einen oder dem anderen Vorwande gehalten werden, beschützen sollten. Ich erzählte dieses dem Hilfskommissär des Distrikts. Er lebte in derselben Stadt. Er nickte mit dem Kopfe und meinte, es sei wohl möglich, daß in den Armenhäusern solche Sachen passierten, er könne aber nichts dagegen thun.

„Die armen Arbeiter in den Hilfsanstalten werden nicht nur mit ihrem Gehalt betrogen, sondern von dem wenigen, das sie erhalten, müssen sie noch eine gewisse Summe für die *Mukadams* abgeben, welche wiederum ihre Vorgesetzten bestechen müssen, um Anstellungen zu erhalten. Junge Weiber müssen entweder verhungern oder ihre Tugend verkaufen. Da ist kein anderer Ausweg für sie.

„Auf meinen Reisen durch die Central-Provinzen erfuhr ich, daß die Anglo-Hindus im Durchschnitt den Missionaren nicht nur gleichgültig, sondern sogar feindselig gegenüber stehen. Im Bundelkhund und andern einheimischen Territorien sind die Rajas, wie ich höre, nicht so gegen die Missionare, welche unter ihrem Volke leben, als die englischen Soldaten und andere weiße Leute von Stand. Einige der Damen vor

der amerikanischen Mission der Quäker versuchten sich im Kantonment Guna zu stationieren; aber die britischen Soldaten, welche dort standen, erlaubten den Missionarinnen nicht in ihrer Nachbarschaft zu bleiben.

„Eine englische Dame, die Frau eines Offiziers, die einzige Dame, die dort lebte, fragte, weshalb denn die Missionarinnen nicht in Guna bleiben sollten, sie seien doch nur Frauen und könnten den Soldaten kein Leid anthun. Aber die englischen Soldaten kannten die Macht und den Einfluß frommer Frauen besser als sie. Sie sagten, die Frauen seien die schlechtesten Geschöpfe; denn waren es nicht Dr. Kate Bushnell und Frau Andrew — diese beiden schrecklichen Frauen — welche die Thaten hoher Militär-Beamten bloßstellten? Und wird man das der Sekte und dem Geschlechte, zu welchen diese beiden gehörten, jemals verzeihen? So wurde der Beschluß, den Missionarinnen das Bleiben in Guna nicht zu erlauben, einstimmig angenommen und durchgeführt.

„Der Grund, weshalb man Missionarinnen nicht erlaubt, in indischen Territorien festen Fuß zu fassen, ist der, daß viele englische Soldaten und Offiziere in schrecklichen Lastern leben, welchen sie in den Territorien viel besser fröhnen können, als in Britisch-Indien, und deshalb wollen sie niemand in ihrer Nähe haben, der sie stören könnte.

„Guna und manche andere Plätze sind dicht mit einfachen, unterwürfigen und unwissenden Menschen bevölkert. Die Soldaten können irgend ein schönes Mädchen, das ihnen gefällt, nehmen und „halten." Deren Eltern, manche von hoher Kaste, betrauern ihr Schicksal, sind aber machtlos, den englischen Soldaten gegenüber. Diese Teufel in Menschengestalt halten die Mädchen, so lange sie wollen, schicken sie fort, wenn sie ihrer müde sind, und nehmen sich frische, um ihren

Gelüsten zu fröhnen. Gottlose Männer und Weiber, welche mit jungen Mädchen handeln, wissen genau ihre Kunden zu finden, und die Hilfsanstalten der Regierung und die Armenhäuser tragen viel zum Aufschwung ihres Handels bei.

„Daß man junge Mädchen in Armenhäusern und Hilfsanstalten hält und deren wirklichen, wohlwollenden Freunden nicht erlaubt, die armen Geschöpfe zu befreien, das heißt, den obenerwähnten sündhaften, schrecklichen Handel begünstigen. Denn die Schlechten gewinnen Zeit, machen mit den Mädchen Bekanntschaften, und verlocken sie durch schöne Versprechungen fortzulaufen, bis sie außerhalb des Bereiches ihrer Freunde und Verwandten sind. Ich denke, die Befürworter des gesetzlichen Lasters werden sich um dieses nicht kümmern und keine Notiz hiervon nehmen. Aber die Christen in Indien und England sollten zu dieser Zeit aufwachen und nicht zugeben, daß der schreckliche Dämon, der C. D.-Akt, wieder in Existenz käme. Das Geburtsrecht der indischen Frauen war lange genug unter die Füße getreten worden. Wenn der C. D.-Akt wieder zur Geltung kommt, so wird britische Ungerechtigkeit ihren Höhepunkt erreichen und Gottes Rachegericht wird sicher auf die regierende Nation hernieder kommen. Die Gottlosen sollen nicht denken, daß die armen, unwissenden Frauen dieses Landes keinen Verteidiger haben, denn „Ihr Erlöser ist stark, der heißt Herr Zebaoth; der wird ihre Sache ausführen."

„Verschiedene Freunde haben mir geraten, ich solle nicht versuchen, noch mehr Mädchen aus den Hungerdistrikten zu bekommen, aber ich habe die Entscheidung Gott überlassen. Wenn Er will, daß ich noch mehr Mädchen erhalten soll, so wird Er mir welche senden; wenn nicht, so will ich zufrieden sein mit dem, das ich habe. Ich will niemanden im Wege sein,

auch setze ich keinen Stolz darauf, meine Schule mit einer großen Zahl von Mädchen zu füllen, sondern ich will einfach versuchen, so vielen zu helfen, als da nach Gottes Willen zu meinem Waisenheime kommen. Ich lebe der Hoffnung, daß ich doch im stande sein werde, noch einige Mädchen aus dem Hungerdistrikt zu retten. Häusliche Störungen veranlaßten mich, früher als ich dachte, nach Hause zu fahren. Hier erwarteten meiner große Prüfungen und Not, wovon ich in Central-Indien bis jetzt zum Glück nichts geahnt hatte. Eine dieser Prüfungen war, daß aus fremder, unbekannter Ursache die gewöhnliche Sendung meiner amerikanischen Freunde ausblieb. Ueber sechs Wochen waren wir täglich in Gefahr, zu verhungern. Aber der Vater der Vaterlosen und der Gott der Witwen kannte unsere Not und hat es seinen Kindern irgendwie ins Herz gegeben, mir zum Unterhalt meiner Mädchen, Geld zu schicken.

„Doch Mangel an Mittel, meine Mädchen zu unterstützen, war nicht die einzige Prüfung, die mich bei meiner Heimkehr aus den Central-Provinzen erwartete. Einige meiner besondern Freunde waren böse und ungehalten auf mich, daß ich aus dem Hungerdistrikt Mädchen geholt hatte. Zu dem allem war noch die Pest zu uns gekommen. Die Verfügungen der Vorstadtbehörde kamen über mich, wie ein Gewittersturm. Vorschrift auf Vorschrift kam von den Behörden, innerhalb vierundzwanzig Stunden dies und das, und sonst noch was zu thun. *Ich sollte über hundert Mädchen in zwei Tagen fortschaffen.* Ich hatte weder einen Platz für sie, noch hatte ich die Mittel, sie wegzubringen. Als ich dieses dem Magistrate (Herrn Plunkett) mitteilte, sagte er, wenn ich die Mädchen aus dem Hungerdistrikt gebracht hätte, könne ich sie auch wieder wegschicken, wenn es mir gefalle; aber er hielt es nicht für notwendig, von unserer Not und Schwierigkeit

weiter Notiz zu nehmen. Daß ich die Mädchen hierher gebracht, dieselben dem Hungertode entrissen, das stempelte man mir zum Verbrechen. Er sagte mir, ich solle sie doch zur Hilfsanstalt schicken, wenn ich sonst keinen Platz für sie wüßte. Er könne mir nicht erlauben, die Mädchen in Poona zu halten, auch wenn ich mit großen Kosten geräumige Häuser pachten möchte. Ich erhielt auch keine Erlaubnis, mein altes Schulhaus zu Poona zu vergrößern. Unser Anwesen, beinahe drei Acker groß, sollte nur dreißig Personen Unterkunft gewähren. Eine Schreckensregierung hatte in Poona begonnen; es schien, als ob unsympathische Moghuls, und unzivilisierte Christen, die Regierung der Stadt in Händen hatten. Ein alter, erfahrener Mann hätte mir etwas Besseres befehlen sollen, als, daß ich über hundert Mädchen auf einen offenen Kamp bringen und dieselben dort dem Pöbel bloßstellen sollte. Vor allen Männern in Indien, sind unsere Poona-Männer berühmt, wegen ihrer Misachtung der weiblichen Gefühle, und unser lieber alter Magistrat ist bedauerlicher Weise unter ihren Einfluß gekommen. Er ist schließlich auch nur ein schwacher Mensch, und ich wundere mich nicht, daß er unzivilisierte Manieren angenommen hat und Frauen so behandelt, wie er uns behandelte. Er denkt, Frauen sind eine böse Last und schwer zu regieren; aber der Gedanke macht mich unwillkürlich froh, daß es doch eine Frau war, die ihn säugte und seine Wiege schaukelte, als er ein kleines hilfloses Kind war. Unser Stadt-Magistrat sollte sehr dankbar sein, daß Gott Frauen erschaffen hat, welche den Mann pflegen und glücklich machen.

„Herr Plunkett befahl mir, innerhalb achtundvierzig Stunden meine Mädchen von diesem Platze zu schaffen. Ich wußte, daß ich sie nicht alle im Hause halten konnte, und ich hatte

deshalb im Hofe für sie Schuppen errichten lassen, aber die halfen uns jetzt nichts. Ich konnte die Mädchen ja doch nicht zur Hilfsstation schicken und beschloß, sie nach Telegaum, ungefähr zwanzig Meilen von hier, zu schicken. Sie hatten auch dort kein gehöriges Obdach. Dort war schlechtes Wasser, und die Sonne brannte sehr heiß. Eines unserer Mädchen, ein nettes, gesundes Kind, das einzige Kind eines alten Vaters, starb zu Telegaum am Sonnenstich, einige Wochen nach dem Umzuge, und auch andere Mädchen wurden sehr krank. Später starben noch zwei. Sie waren zu schwach, um die Strapazen eines Lebens im Freien aushalten zu können.

„Das Ueberführen der Mädchen von Platz zu Platz und die infolgedessen zunehmende Krankheit unter ihnen, vergrößerten meine Ausgaben und auch meine Besorgnis; aber der gnädige himmlische Vater erhielt mich in all diesen Prüfungen. Lange konnten wir in Telegaum auch nicht bleiben. Bei Kedgaum ist eine Farm, welche unserer Schule gehört. Das ist ungefähr vierzig Meilen von hier. Es ist ein großes Grundstück, aber es sind keine Schattenbäume auf dem ganzen Platze und es ist gefährlich, dort in dieser heißen Jahreszeit zu leben. Aber ich hatte keinen andern Platz, die Mädchen hinzubringen. So wurden an der passendsten Stelle, welche von Babul-Dornsträuchern umwachsen ist, Schuppen errichtet. Vor etwas über fünf Wochen ging ich mit allen meinen Mädchen nach Kedgaum, um dort zu wohnen. Die Hitze ist dort intensiv. Ungeachtet aller unserer Bemühungen, die Mädchen wohl zu erhalten, werden sie uns krank. Sie sind zu zart, die Hitze auszuhalten. Sie bekommen Fieber und schlimme Augen. Einige unserer älteren Mädchen, sowie einige Gehilfen, leiden unter der unerträglichen Hitze.

„Meine Augen waren beinahe erblindet und ich kann nicht viel schreiben, auch habe ich mein Geschäft gegen meinen Willen vernachlässigen müssen. Es muß ein Haus gebaut werden, als Obdach für die Mädchen. Die Stadtbehörde von Poona hat beschlossen, mir nicht zu erlauben, daß ich mein Schulhaus größer baue. So will ich denn den Kollektor um Erlaubnis bitten, auf unserem Lande bei Kedgaum ein Haus bauen zu dürfen. Ein großer Viehschuppen ist dort im Bau begriffen und wir werden darin zur Regenzeit mit unseren Kühen und Ochsen leben müssen. Aber wir können nicht immer mit unserem Vieh zusammen leben. Ich habe im Plane, mehrere kleine Häuser zu bauen, damit die neuen Mädchen allein in kleinen Familien leben können.

„Einige meiner älteren Mädchen, welche für diese Arbeit erzogen worden sind, werden die Aufsicht über diese Häuser übernehmen.

„Die zu Kedgaum zu bauenden Wohnungen werden über 12,000 Rupien kosten. Das neue Gebäude, welches ich zu Poona für die neuen Mädchen zu bauen anfing, noch ehe ich mit der Stadtbehörde zerfiel, wird 7,000 Rupien kosten; von dieser Summe habe ich 4,000 Rupien bezahlt und habe auch noch Geld, das übrige zu bezahlen. Sicherlich wird der Herr, der unsere Not kennt, uns Geld schicken, die Wohnhäuser auf der Farm zu bauen.

„Die fähigen Mädchen können in der Schule unterrichtet werden, während die anderen auf der Farm bleiben können, etwas Lesen und Schreiben lernen und sich sonstige Fertigkeiten aneignen, die ihnen im späteren Leben von Nutzen sein können. Auch im Garten und in der Melkerei sollen sie helfen. Wenn es nicht der Hitze und noch einiger Hindernisse halber

wäre, möchte ich meine Schule überhaupt zu Kedgaum haben. Die neue Schule scheint Gestalt zu gewinnen, und die Arbeit kommt ins Geleise. Die frischen Mädchen aus dem Hunger-distrikte sind in kleine Klassen eingeteilt, welchen ihre bereits gebildeten Schwestern vorstehen. Sie lernen ein regelmäßiges Leben zu führen und fangen an, recht nett und zivilisiert auszu-sehen. Jedes Mädchen hat seine Arbeit zu thun und auch gewisse Stunden am Tage in der Schule zu lernen. Meine älteren Mädchen sind mir in edelmütiger Weise in dieser Arbeit zu Hilfe gekommen. Manche waren recht begeistert und froh, daß sie das, was sie in all den Jahren aus Büchern und Gesprächen gelernt, nun praktisch verwerten durften.

„Es ist angenehm, zu sehen, wie manche der älteren Mäd-chen geradezu wetteiferten, um ihren neuen Schwestern zu helfen und ihnen Freundlichkeiten zu erweisen. Das jüngste Mädchen, das einer Klasse vorsteht, ist vierzehn Jahre alt. Es wurde von ihrem Vater als Kind dem Hungertode über-lassen, aber gute Leute nahmen und pflegten es. Der Mann starb nach wenigen Jahren, und die Frau kam mit ihrem Pflegekind zu meiner Schule. Nachdem die Witwe fünf Jahre in meiner Schule gewesen, wurde sie auf eigenen Antrieb eine Christin, und ihr Pflegekind folgte ihrem Beispiel.

„Dieses Kind hat jetzt ein anderes dreijähriges Kind adop-tiert und ist dem hilflosen, unansehnlichen Wesen eine treue Mutter. Diese kleine Mutter hat dreiundzwanzig kleine Kin-der unter ihrer Aufsicht, und ihre Klasse ist die beste in der neuen Schule. Ich habe mit der Witwe sechs ganz kleine Mädchen hergebracht. Alle sechs sind von sechs älteren Mäd-chen adoptiert worden und werden von denselben gut gepflegt. Alle diese Kleinen waren in einer traurigen Lage und hätten sterben müssen, wären sie nicht so gut gepflegt worden. Ein

zweijähriges Mädchen wurde von einem Polizisten im Damoh-Distrikt am Wege gefunden. Der Hilfs-Kommissär sandte es zu den dortigen Missionaren, und ich holte es mir von dort. Niemand weiß, wessen Kind es ist oder wie es heißt. Dieses Kind schien allen Verstand verloren zu haben. Es konnte weder weinen noch lachen oder freundlich schauen, und saß stundenlang still wie ein Steinbild, das traurige Köpfchen zur Seite geneigt. Es sprach nicht, bat auch nicht um Nahrung, wenn ihm niemand etwas gab, weinte nicht vor Hunger oder Schmerz, wenn es von andern unfreundlichen Kindern geschlagen wurde. Das war traurig anzusehen, und ich konnte es nicht über mich bringen, von Damoh ohne das kleine Ding zu gehen.

„Als ich einige Mädchen von Damoh fortbrachte, fand ich bei dunkler Nacht zwei Mädchen, welche in die Dschungeln gingen. Wir reisten im Ochsenkarren, und um Mitternacht hielten wir am Wege im Gebüsch eine Stunde Rast.

„Ein Wolf schlich um den Platz und kam, nach Leuten suchend, ganz dicht an einen unserer Wagen, als wir eben fortfahren wollten. In diesem Augenblicke kamen zwei kleine Mädchen, acht oder neun Jahre alt, in unsere Nähe. Wir erfuhren von ihnen, daß sie niemand hätten, der für sie sorge. Ihre Eltern waren gestorben, und sie, eines ein Brahmanen- und das andere ein Chamar-Mädchen, seien fortgegangen, Nahrung zu suchen. Sie hatten keinen Platz, wo sie ruhen konnten; auch keinen Freund, der für sie sorge. Ich fragte sie, ob sie mit mir kommen möchten, und sie willigten freudig ein. Es war uns eine große Freude, diese hungrigen Kleinen zu speisen und sie vom sicheren Tode errettet zu haben, denn der hungrige Wolf hätte sie noch in derselben Nacht zerrissen, wenn der gnädige himmlische Vater uns nicht dorthin geführt

hätte. Ich ließ das Chamar-Mädchen den Missionaren zu Jabalpur und nahm die kleine Brahmanen-Witwe mit mir.

„Nach einer anstrengenden Reise von zwei Tagen und zwei Nächten im Ochsenkarren, kamen wir zu den Ufern des Flusses Hernn ungefähr dreiundzwanzig Meilen westlich von Jabalpur. Es war ein feiner Morgen, und die schöne Landschaft umher, und das klare Wasser des Stromes, der am Fuße des Berges dahinfloß, war eine große Verlockung für uns, an den lieblichen Ufern des Herna ein wenig zu rasten. Wir stiegen alle aus dem Wagen, wuschen uns und erfrischten uns durch ein kaltes Mahl und durch einen kühlen Trunk aus dem klaren Flusse. Doch ein Mädchen war unzufrieden mit dem, was sie zu essen hatte, ging in ein Feld und pflückte sich grüne Gräser. Andere wollten schon ihrem Beispiel folgen, als meine Aufmerksamkeit durch ihre verdächtigen Bewegungen auf sie gelenkt wurde. Das Korn wurde ihr wieder weggenommen und still dem Eigentümer zurückgebracht. Danach erhielt das Mädchen und die andern eine Lektion über Ehrlichkeit, und auch Zeit, darüber nachzudenken. Bald nachher stellte es sich jedoch heraus, daß diese Lektion der Anführerin der Bande kleiner Diebe nicht gut bekommen war, denn sie verließ uns und verschwand.

„Ich wollte sie gehen lassen und nicht versuchen, sie zurück zu bekommen und sagte auch nichts darüber; aber einer unserer Ochsentreiber verfolgte sie eine lange Strecke und brachte sie auch zurück. Ich gedachte, ihr eine Lektion zu geben und sie für andere als Beispiel aufzustellen und sagte ihr, sie hätte gar nicht wegzulaufen brauchen, daß sie gerne gehen könne, wenn sie nicht länger bei uns bleiben wolle, und ich sei auch gar nicht gesonnen, sie wieder in unsere Familie aufzunehmen, denn sie habe sich dieses Vorrechtes unwert erwiesen.

Sie stellte sich weinend und reuig; aber ihr Gesichtsausdruck blieb ein falscher. Um solch ein schlechtes Betragen bei den andern nicht zu bestärken, sagte ich ihr, sie möge fortgehen, ich wolle sie nicht mitnehmen.

„Der Abend kam; um 5 Uhr wurden alle unsere Wagen wieder beladen und für die nächtliche Reise in Stand gesetzt. Die lange Reihe von sieben Ochsenwagen setzte sich langsam in Bewegung. Mein Wagen war der



Ochsenwagen für schwere Fuhren.

hinterste, und ich konnte die Gegend hinter uns übersehen. Die kleine Uebelthäterin sagte mir in wenigen Worten, daß sie einen Fehler begangen habe, nun aber mit uns gehen wolle. Es kam mir jedoch vor, als ob es ihr nicht von Herzen käme, und ich weigerte mich noch, sie mitzunehmen. Sie sagte, sie würde uns zu Fuß folgen, wenn ich sie nicht in den Wagen nehme. Ich wollte sehen, ob

sie Wort halten würde und befahl, daß die Wagen sich in Bewegung setzen sollten, ohne ihr zu erlauben, einen derselben zu besteigen. Das arme Mädchen stand einige Augenblicke und dann, als ob ihre dünnen Beine die Last des Körpers nicht tragen könnten, setzte sie sich nieder und sah schweigend der abziehenden Wagenreihe nach. In der Hoffnung, daß das Mädchen aufstehen und folgen würde, ließ ich meinen Fuhrmann langsam fahren; aber sie that es nicht. Ihre Reue schien nicht echt zu sein. Einige der Vorbeigehenden sammelten sich um sie, als wir sie verlassen hatten. Man sprach zu ihr, aber sie stand nicht auf und so gingen die Leute ihres Weges. Man bekümmerte sich nicht weiter um sie.

„Man mußte mich für sehr kalt und gleichgültig halten, und vielleicht dachte das arme Mädchen, ich liebe sie nicht und wolle von solch einer lieblosen Person, wie sie, gar nichts wissen. Sie blieb deshalb still auf dem Platze sitzen, und mein Wagen fuhr weiter. Es wurde finster, der Himmel war bewölkt und es schien, als ob es regnen würde. Der dunkle Bergrücken und das, jetzt von Menschen leere Flußufer bildeten den Hintergrund zu dem Bilde der Armut und Hilflosigkeit. Die Welt schien groß, sehr groß zu sein, und ein kleines Mädchen, freundlos, heimatlos und hoffungslos, schien in dieselbige hineingeworfen zu sein. Dieses Bild ist *meinem Herzen auf ewig eingegraben.* Nie werde ich die kleine Gestalt vergessen, die dort auf erhöhtem Grunde unter dunklem Himmel so einsam saß. Das traurige Bild war viel zu viel für mich. Ich befahl dem Treiber stillezuhalten, denn es war mir unmöglich, noch einen Schritt weiter zu fahren.

„Mein Herz brannte mir, und ich gedachte der göttlichen Liebe, mit der mein himmlischer Vater mich geliebet. Wie oft habe ich mich gegen Ihn aufgelehnt und bin meinen eigenen

Weg gegangen, und wie oft hat Er mich zurückgerufen und mich wieder angenommen. „Ich recke meine Hände den ganzen Tag aus nach einem widerspenstigen Volke, welches in Wegen wandelt, die da nicht gut sind, nach seinem eigenen Gutdünken.“ Dieses gilt von mir so gut, wie von Israel. Und wie oft hat der liebende Vater sich vernehmen lassen: „Wie lange willst du umhergehen, o, du abtrünnige Tochter?“ „Ich habe dich mit ewiger Liebe geliebet und dich deshalb mit liebender Zärtlichkeit gezogen.“ „Kehre wieder, du abtrünniges Israel, spricht der Herr, und ich will meinen Zorn nicht auf dich fallen lassen; denn ich bin gnädig, spricht der Herr, und will nicht ewig Zorn halten.“ Der Herr hat mir seine Liebe dort in der Wüste herrlich veranschaulicht, und sein heiliger Geist nahm Röm. 5, 8 zum Text und zeigte mir, daß, wie ich selber Gegenstand seiner Liebe sei, dieses arme wandernde Mädchen ein Gegenstand meiner Liebe sein sollte.

„Ich saß einige Augenblicke im Wagen still, um das Bild vor mir in mich aufzunehmen, und dann winkte ich dem Mädchen, zu mir zu kommen. Sie war zu weit ab, um meine Stimme hören zu können, aber sie sah die Bewegung meiner Hand und sprang auf und kam zu mir gelaufen. Sie sah aus, als ob neues Leben in ihre tote Seele gekommen. Ich war glücklich, ihr Gesicht von Hoffnung verklärt zu sehen, und es war mir ein Trost, sie wieder in meine Familie aufnehmen zu können. Diese Girija, ein Kind der Berge, wie ihr Name sagt, ist jetzt ein sittsames Kind, fängt an, zivilisiert zu werden und lernt ihre Lektionen gut.

„Zum Schluß muß ich allen lieben und guten Freunden, welche so großmütig beigetragen haben, meine armen hungernden Mädchen zu unterstützen, meinen Dank abstatten. Ich bin ihnen und allen sehr dankbar für alle mir erwiesene

Liebe und Freundlichkeit. Der Herr wird Euch segnen und es Euch vergelten, wie Ihr es verdient.

„Ich habe noch etwas Geld an Hand und werde dasselbe benutzen, um für die Mädchen Obdach zu bauen, als auch, um sie zu unterhalten. In aller meiner Not sehe ich auf zu Gott. Er sagt: „Ich bin der Herr, dein Gott, der dich aus Aegyptenland geführet hat: öffne deinen Mund weit, und ich will ihn füllen."

Eure, im Dienste des Herrn,

Ramabai.

Poona, den 6. Mai 1897."

Ueber das Einsammeln und Pflegen der Witwen und Waisen in Pandita Ramabais Heim zu Khedgaon, sagt Frl. A. Parsons von der Poona- und Hindu-Dorf-Mission in einem Briefe, geschrieben den 20. September 1897, folgendes:

„Der Herr hat mir während des Septembermonats das Vorrecht geschenkt, unter einigen dieser lieben Leute zu weilen und selber zu sehen, wie reichlich Er Gebete erhört. Die größere Zahl derselben sind in Poona und besuchen die Schule in Ramabais Heim, aber weil dort nur eine beschränkte Anzahl Zutritt hat, ist der Rest zu Khedgaon untergebracht, ungefähr 36 Meilen von Poona, wo Ramabai Land hat, wo man jetzt ein bequemes Heim für die Armen baut. Zu Khedgaon bin ich unter ihnen, und der Herr hat uns schon viele herrliche Stunden geschenkt, sowohl bei den Frauen, als auch in den Nachbardörfern.

„Gestern erhielten wir Zuwachs von vierundsechzig Frauen und Kindern, und unsere Zahl beträgt jetzt zwischen einhundertundzwanzig und einhundertunddreißig. Eine große, glückliche Familie! Ohne Zweifel werden manche

daheim etwas über diese große Familie hören wollen. Diese Leute bilden einen traurigen, erbarmungswürdigen Anblick, wenn sie ankommen. Wie soll ich sie beschreiben! Manche zu schwach, um gehen zu können; manche durch Mangel an Nahrung und Reinlichkeit, mit Ungeziefer bedeckt, daß es schmerzlich ist, sie zu sehen; manche andere haben ein und dieselben Kleidungsstücke so lange auf dem Leibe tragen müssen, daß man von dem ungesunden Geruch, welcher denselben entströmt, ohnmächtig werden könnte. Gelobt sei der Herr für das, was wenige Monate im Heim für solche bedeuten! Sie sind nicht nur rein und die Mehrheit auch stark und gesund, sondern sie sind durch Christi Einfluß, welcher über sie gekommen, wunderbar besänftigt, und anstatt zu streiten und zu zanken, thun sie jetzt williglich alles, einer für den andern, oder für die, welche die Aufsicht über sie haben.

„Als sie aus den Central-Provinzen kamen, sprachen und verstanden sie nicht ein Wort in der Marathi-Sprache, und für die, welche die Aufsicht über sie hatten, war es schwer, sie in ihrer Mischsprache zu verstehen. Der Herr hat auch in dieser Hinsicht wunderbar Gebete erhört, und obgleich sie noch nicht viel sprechen können, verstehen sie doch, wenn man in der Marathi-Sprache zu ihnen spricht, und das Evangelium macht einen wunderbaren Eindruck auf sie. Manche haben Christum als ihren Heiland angenommen. Und wir, die wir im Christenleben schon älter sind, möchten sie wohl beneiden um ihren einfältigen Glauben an einen Gott, der nicht nur für sie einen Weg zur Erlösung gefunden, sondern der auch für sie sorgt und versprochen hat, sich aller ihrer Not anzunehmen. Da wird vielleicht mancher fragen:

„Wie werden ihre Bedürfnisse befriedigt?" Soviel ich weiß, hofft Ramabai allein auf den Herrn.

„Jetzt noch ein Wort über die Hausordnung. Um 6 Uhr morgens kann man die Mädchen in einem nahen Felde sehen, wo ein großer Brunnen ihnen hinreichend Wasser zu einem tüchtigen Bade liefert, von wo sie erfrischt heimkehren. Dann wird einer gewissen Anzahl die Morgenspeise zugemessen, welche sie selber kochen müssen. Eine gewisse Anzahl ist angewiesen, das Korn zu Brot, welches einfach große, platte, aber sehr nahrhafte Mehlkuchen sind, zu machen. Während einige dieses thun, müssen andere das Gemüse zubereiten, welches reichlich da ist. Ramabai hat hier sehr große Gemüsegärten, welche sich jetzt sehr gut rentieren. Der Reis wird in solch großen Gefäßen gekocht, daß die kupfernen Waschkessel zu Hause klein dagegen scheinen möchten! Zur gesetzten Zeit ist das Kochen beendigt, und eine Glocke ruft alle Mädchen zum Gebet in den Schul-Schuppen. Es ist mir eine Freude, unter ihnen zu sein, denn sie haben schon verschiedene Marathi-Lieder gelernt und singen dieselben so herzlich mit, und weil noch niemand von ihnen lesen kann, wird ihnen eine biblische Geschichte erzählt, und um sich zu überzeugen, ob sie dieselben verstanden haben, werden Fragen gestellt; es ist recht ermutigend, ihre Antworten zu hören. Dann folgen Gebete, wobei ihnen die Bedeutung derselben, als auch, wie man für sich selber beten soll, gelehrt wird.

„Wenn dieses um 10 Uhr vormittags vorüber ist, dann bringt jedes Mädchen ihren Messingteller und ihr Trinkgefäß, und der Reis u. s. w. wird in hinreichenden Portionen ausgeteilt. Die da nicht sehr stark sind, werden gut gepflegt und reichlich mit Milchspeisen versehen. Um halb zwölf läutet die Schulglocke und erinnert sie daran, daß es Zeit ist, ihr

Alphabet zu lernen, denn nur wenige sind bis jetzt schon weiter gekommen, als bis, was sie die „erste Lektion" nennen. Außerdem müssen sie Tabellen und Rechnen lernen. Wenn die Schule aus ist, beginnen die Kochvorbereitungen für das Abendbrot, um 6 Uhr abends. Darauf muß jedes sein Messinggefäß spülen und scheuern, und alle ziehen sich zur Nachtruhe in den großen Bungalow zurück. Jedes rollt sein Bettzeug auseinander, und was für eine Scene grüßt uns, wenn wir um 7 Uhr abends dort zum Gebet hineingehen! Denkt euch, einen sehr langen Raum mit keinen Möbeln, außer einem oder zwei Stühlen, welcher ungefähr hundert Personen Schlafraum bietet!

„Die Geschichten, welche von manchen dieser Frauen und Kindern erzählt werden, sind äußerst traurig. .... Eines ist eine kleine Witwe, ungefähr neun oder zehn Jahre alt. Ihr Mann starb, als sie fünf Jahre alt war. Und sie hatte nichts weniger als ein glückliches Leben seit der Zeit geführt. Einige Abende zurück hatten wir uns zum Gebet verspätet, und als wir bis zur Thüre kamen, fanden wir, daß die liebe kleine Witwe alle Frauen und Kinder um sich gesammelt hatte und laut mit ihnen betete, und daß die übrigen ihr Gebet nachsprachen. Wie mag es das Herz Gottes, des Vaters, erfreut haben, solche Bitten und Danksagungen zu vernehmen, die aus diesem Raume aufstiegen. „Lieber himmlischer Vater, wir danken Dir, daß Du uns hierhergebracht und uns solche lieben Freunde, besonders Ramabai, geschenkt hast. O, lieber Vater! wir, die wir Dich lieben, bitten Dich, unsere Herzen sehr rein zu halten und die Herzen derer, die Dich nicht lieben, rasch zu reinigen und dieselben durch Deinen heiligen Geist, welcher darinnen wohnen möchte, rein zu halten. O, lieber Vater! bewache uns alle

in der bevorstehenden Nacht in diesem, auch im Poona-Heim; segne alle, die uns pflegen, segne Ramabai und Sunderbai, welche uns so gut pflegen, reichlich. Nun, Vater! Wir danken Dir für Jesum und was Jesus versprochen hat, für uns zu thun. Bewahre uns in dieser Nacht und vergieb, wo wir Dir am Tage Schmerz bereitet haben, um Jesu willen. Amen!"

„Ich danke Gott, daß ich solch ein ernstes, einfaches Gebet hören durfte und ich bin sicher, daß Ihr Euch mit mir zu Gottes Preis vereinigt, für das, was Er hier in weniger als einem Jahre an manchen Herzen gethan hat. Wahrlich, Er kann „über Bitten und Verstehen" geben. Eph. 3, 20. Ihm sei die Ehre."



Achtes Kapitel.

Arbeit unter den hungernden Gonds—Ein alter Stamm—Schwierigkeiten in der Hilfsarbeit—Schreckliche Beispiele von Hilflosigkeit und Leiden—Leiden, verursacht durch Regen und Kälte—Cholera im Kamp.

Der folgende Brief aus Mandla in den Central-Provinzen wird von allen mit großem Interesse gelesen werden. Gott gebe, daß dadurch manche Herzen für die Leiden andrer empfänglich gemacht werden. Die Schwierigkeiten, welche hier aufgezählt sind, sind nur einzelne Beispiele von dem, was ich überall fand. Der Brief wurde den 4. März 1897 begonnen und beinahe zwei Monate später beendigt und lautet also:

„Diejenigen meiner Leser, welche erst kürzlich angefangen haben, sich für die Gonds zu interessieren, möchten vielleicht etwas mehr über ihr Leben und ihre Sitten wissen. Sie sind der größte Stamm der Ureinwohner von Indien, über zwei Millionen an der Zahl. Durch mehrere Jahrhunderte waren sie die Beherrscher eines großen Teiles von Central-Indien, aber ihre Macht wurde gebrochen, und jetzt sind sie fast alle Ackerbauleute und leben in den Dörfern, zerstreut über das ganze wilde Hügelland der Central-Provinzen. Von Charakter sind sie tapfer, friedlich, ruhig, ehrlich und treu; und obgleich wir nicht sagen können, daß sie von rascher Auffassungsgabe sind, finden wir doch, daß sie, wenn sie erst einmal die Wahrheit ergriffen, und beschlossen haben, dieselbe anzunehmen, sie auch fest daran hängen und nicht abweichen. Ihre

Sprache ist die Gondi-Sprache; dieselbe hat keine Schriftzeichen und wird nur in gewissen Distrikten gesprochen, und hauptsächlich nur von den Frauen. In der Regel verstehen sie die Hindi-Sprache und ist diese oft, wenn auch in verfälschter Form, die einzige Sprache, die sie gebrauchen. Die Häuser, in welchen diese Leute wohnen, sind von Lehm und Bambusrohr gebaut; sie sind sehr dunkel, mit niedrigen Thüren und tief herabhängendem Strohdache. Den ganzen Tag arbeiten Männer und Frauen im Felde, und die Männer müssen dort auch oft in Grashütten nächtigen, um die Hirsche, Affen, Pfauen oder Schweine abzuhalten. Die Frauen arbeiten so schwer wie die Männer und tragen gleich schwere Lasten, nur mit dem Unterschiede, daß die Männer ihre Lasten in Bhangies auf die Schulter nehmen, während die Frauen alles auf den Köpfen tragen.

„Unter diesem Volke Besuche zu machen, ist durchaus nichts Leichtes, denn die Dörfer liegen in den dichten hügeligen Dschungeln oft meilenweit von einander. Zwischen den Dörfern sind, außer in einem oder zwei Fällen, keine Wege, und zuweilen kann nur ein geübtes Auge in dem hohen Grase oder in den dichten Wäldern den Fußpfad erspähen. Der Leser wird deshalb verstehen, wie schwer und kostspielig es für uns ist, die Nahrung in die entfernteren Plätze des Distrikts zu bringen.

„Ein Jahr zurück machte sich unter den Gonds, Baigas (ein anderer Stamm der Ureinwohner), Pankahs und anderen Hindus von niedriger Kaste, der Mangel fühlbar. Drei Jahre schlechter Ernten und jetzt sozusagen eine totale Fehlernte in „Kodo" und „Kutki"—die Hirsearten, von welchen diese Bergstämme leben — haben die Bewohner zum Hungern gebracht. Während des Winters 1895 haben hier manche Leute von

Wurzeln und anderen Produkten der Dschungeln leben müssen; in 1896, als das Jahr vorrückte, lebten sie von Früchten, Beeren und Dschungelsamen, und wo diese nicht gerieten, von Blättern. So war es kein Wunder, daß in den Monaten April, Mai und Juni die Cholera Hunderte dieser halb verhungerten Geschöpfe hinwegraffte, und daß, als die Regenzeit begann, und Kälte und Nässe die Leiden vermehrten, sie zu Tausenden fielen, in den Dschungeln, in den Häusern, an den Wegen und vor unseren Thüren. Die Regierung thut viel, um der schrecklichen Not abzuhelfen. In diesem Distrikt, welcher eine Bevölkerung von 330,000 Seelen hat, sind ungefähr 23,000 auf den Hilfsstationen, und diese Zahl ist stets im Zunehmen. Auf vier Stellen hat man angefangen, Arbeit auszugeben für so viele Leute, als da kommen; und auf siebzehn Stellen für kleinere Gruppen. Auch befinden sich zu Mandla ein Hospital und ein großes Armenhaus, von welch letzterem ein Teil für Waisen oder verlassene Kinder eingerichtet ist.

„Gut," sagt jemand, „was wollt ihr denn mehr! Da braucht niemand zu sterben, wer nicht will. Wenn die Regierung alles dieses thut, weshalb braucht ihr denn noch Privathilfe?" Laßt mich diese Frage beantworten und ich denke, daß ich mit der Erklärung der Not in diesem Distrikte auch zugleich die Not an anderen Orten beschreibe.

1) „Manche unserer Dörfer sind wenigstens zwanzig Meilen von irgend einer Regierungs-Hilfsstation entfernt; das Volk muß deshalb seine Häuser und Felder verlassen, sein Vieh verkaufen (aber hier liegt der Schwerpunkt, daß niemand kaufen kann!), seine Pflüge verkaufen oder dieselben liegen und rosten lassen, und zu den Hilfsstationen zu gehen, wo es, so lange die Hungersnot dauert, genügend *pice* erhält, um

sich davon zu nähren. Manche versuchen ihr bestes, für die Zukunft einige dieser *pice* zu sparen, aber sie müssen schier verhungern, um solches thun zu können.

„Wenn die Hungersnot zu Ende ist, werden die Hilfsanstalten geschlossen werden, und Hunderte und Tausende haben dann kein Zugvieh, keine Ziegen, keine Pflüge; nur eingefallene Hütten, leere Felder und die wenigen *pice*, die sie in der Anstalt gespart haben.

„Die Gonds werden aber ihr äußerstes versuchen, ehe sie ihre Heimaten aufgeben. Die Regierung borgt ihnen dann wohl Saatgetreide, die Winterregen werden den Boden aufgeweicht haben, Viehfutter ist reichlich, sie können ihre Felder pflügen, ihr Getreide säen. Dann müssen sie aber Nacht für Nacht ihre Saaten bewachen, damit dieselben nicht von wilden Tieren zerstört werden, und unterdessen müssen sie von Wurzeln, Blättern, Beeren u. s. w. leben, die in den Dschungeln wachsen.

„Von Tag zu Tag werden sie dünner und schwächer; die Cholera rafft viele dahin und vom Reste geben einige alles in der Hoffnungslosigkeit auf, und, bis zum letzten Stadium des Verhungerns herabgekommen, versuchen sie noch bis zu der nächsten Hilfsanstalt zu kommen. Beinahe zu schwach, um gehen zu können, unternehmen sie doch die Reise, und während einige hinkommen und mit der Zeit wieder stark werden, sinken andere am Wege nieder, oder, wenn sie ihren Bestimmungsort erreichen, unterliegen sie oft in wenigen Tagen den Folgen des Hungers, der Blöße und der Mühseligkeiten.

2) „Eine andere Schwierigkeit, die Leute zu den Hilfsstationen zu bekommen, liegt darin, daß sie sich vor denselben fürchten. Sie haben Furcht vor der regierenden Gewalt, aber unglücklicherweise ist diese Furcht oft in eine närrische, unver-

nünftige Angst übergegangen, und wenn sie nicht müssen, gehen sie dieser Gewalt nicht in die Hände. Der einzige Weg in diesem Falle ist, die Leute eine Zeit zu halten und zu warten, bis man ihr Vertrauen gewonnen hat, dann können wir sie oft überreden, zur Hilfsanstalt der Regierung zu gehen.

„In Bezug auf die Armenhäuser der Regierung ist es noch schlimmer, denn diejenigen, die dort hinkommen, können dieselben ohne Erlaubnis nicht wieder verlassen. Dem Dschungel-Volke ist solch eine Gefangenschaft fast unerträglich. Ich glaube, viele Gonds und Baigas würden lieber in ihren Häusern oder in ihren heimatlichen Dschungeln sterben, als sich die Einschränkungen eines Regierungs-Armenhauses gefallen zu lassen.

3) „Nun folgt die Schwierigkeit mit den Kranken, Alten und mit den Kindern. Wenn eine Familie es versucht, sich bis zum nächsten Herbst durchzuschlagen, so mögen die starken Männer und Frauen schon durchkommen, während die Kranken, die Alten und die Kinder, mit ihren schwachen Konstitutionen, aus der unverdaulichen Speise nicht genug Nahrung erhalten. Was sollen diese thun? Sie können doch nicht ihre Freunde und Verwandten verlassen und sich mit ihrer Hilflosigkeit unter Fremde begeben. Sie können nur gerettet werden, wenn ihnen in ihrem Heim geholfen wird.

4) „Für die Waisen und die verlassenen Kinder darf ich schon nicht sprechen; ihre Lage spricht zu jedem Herzen, und jeder einzige wird nach kurzem Nachdenken verstehen, daß die Kinder, die wir aufnehmen und persönlich pflegen, mehr Aussicht auf Leben haben, als diejenigen auf den Hilfsstationen und Regierungs-Armenhäusern, wo solche persönliche Pflege einfach unmöglich ist. Mir ist gesagt worden, daß auf einer Hilfsstation allein 3,000 Kinder sind! Wo man mit solchen

Zahlen rechnet, da wäre es doch grausam, die kranken Kleinen, die da in unsere Hände kommen mögen, dorthin zu senden, wenigstens solange unsere Freunde zu Hause uns mit Mitteln versorgen, die Kleinen zu nähren, zu kleiden und ihnen Obdach zu geben.

5) „Kleidung ist ein anderes Ding, wofür Privathilfe dringend nötig ist.

„Die Regierungsvorschriften haben nichts über Kleidung zu sagen: sie bestimmen, Arbeit zu geben, wer Arbeit braucht; sie zahlen genug, um Nahrung zu kaufen; auch wird denen, die nicht arbeiten können, großmütigst geholfen; Kleidung aber muß sonstwo herkommen.

„Aus dem oben Gesagten kann man ersehen, daß die Anwendung von Privathilfe einen großen Spielraum hat, und daß dadurch doch manches vom elenden Untergange gerettet werden kann. Ich möchte nun noch erzählen, wie die Mittel, die uns anvertraut werden, zur Verwendung kommen.

„Zwischen Mandla und Marpha haben wir neben Patpara (sieben Meilen von Mandla), wo einige unserer Missionare wohnen, quer durch den Distrikt Ruhehäuser. In diesen Ruhehäusern haben wir nach folgender Vorschrift angefangen Hilfe zu leisten:

1) „Wo immer Dörfer weitab von Hilfsstationen sind, erkundigen wir uns auf alle mögliche Weise nach den Leuten, die wir in übler Lage sehen. Wenn sie keine Felder oder kein Vieh haben, das sie zu Hause hält, dann versprechen wir solchen für die Reise zur nächsten Hilfsstation genügend Nahrung. Um diese erhalten zu können, müssen sie selber mit gepacktem Hausgerät danach kommen und sogleich abgehen; sind einige aber sehr schwach, so speisen wir sie erst ein paar Tage. Nachdem sie die Erlaubnis zum Reisen erhalten haben, wird

ihnen mitgeteilt, daß, wenn sie zurückkehren sollten, nichts mehr für sie gethan werden wird. Einigen, die da Vieh, Pflüge und Felder haben, geben wir wöchentlich kleine Getreiderationen.

2) „Wenn wir es unmöglich finden, ihre Vorurteile und Menschenfurcht sogleich zu beseitigen und sie zu bewegen, zur Hilfsstation zu gehen, so speisen wir sie entweder eine Weile und schicken sie, wenn wir ihr Vertrauen erst gewonnen haben, dorthin, oder wir geben jedem Familiengliede, welches krank oder alt ist, kleine Portionen Speise, welche gekocht*) von den Kindern abgeholt wird, während wir den anderen einige Tage Zeit geben, über ihre Thorheit nachzudenken. Dieses hat möglicherweise den gewünschten Erfolg, und ein oder zwei Glieder der Familie wagen sich zur Hilfsstation. Diese kommen nach einigen Tagen zurück und berichten, daß dort Obdach sei, daß Tagelohn regelmäßig ausgezahlt werde, daß man mit der Zeit bei großer Sorgfalt etwas Geld sparen könne; aber nicht, daß man gehört habe, daß man Leute auf die Thee-Plantagen geschickt hat, oder andere schreckliche Sachen. Diese gute Nachricht verursacht einen allgemeinen Auszug und viele kommen vertrauensvoll zu uns, ihre Reiserationen in Empfang zu nehmen.

3) „Den Kranken und Alten leisten wir Hilfe, soviel wie möglich; ihre Hilflosigkeit und Schwäche erfordert persönliche Pflege, doch bemühen wir uns zur selben Zeit auszufinden, ob sie nicht Verwandte haben, die im stande wären, sie zu unterhalten.

4) „Waisen und verlassene Kinder können wir nur hal-

---

*) Kinder sind kastenlos; aber Erwachsene werden in der Regel nichts Gekochtes aus unseren Händen nehmen.

ten, bis sie jemand haben will. Diese speisen und kleiden wir und in manchen Fällen müssen wir sie auch sorgfältig pflegen.

5) „Kleider haben wir bis jetzt (mit einigen Ausnahmefällen) keine gegeben, und dann hauptsächlich Kindern. Eine Draperienfirma in Calcutta hat uns freundlichst eine große Anzahl Reste von Tuch, Flanell und anderen warmen Stoffen geschickt; davon haben wir warme Jacken gemacht und sie unseren Waisen und anderen Kindern, welche besonders wärmerer Kleidung bedurften, gegeben.

„Hier kann ich nicht unterlassen, eines hervorragenden Zuges unserer Arbeit zu erwähnen, nämlich der Kinder-Küchen. Auf jeder der Hilfsstationen versammeln sich die hilfsbedürftigen Kinder aus der Nachbarschaft zweimal täglich und werden mit gekochter Speise versehen. Damit dieselbe auch den Kindern selbst zu gute komme, müssen sie die Speise dort am Platze aufessen. Wir finden, daß diese Küchen von Kindern und Eltern hochgeschätzt werden und auf unsern verschiedenen Stationen kommen täglich ungefähr 420 Kinder zur Mahlzeit.

„Während des letzten Winters wohnten ich und Herr Molony in einem oder dem andern Ruhehause, setzten in jedem die Arbeit ins Werk und inspizierten die andern von Zeit zu Zeit.

„Zu Marpha, dem Mittelpunkte der gondischen Evangelischen-Gesellschaft, haben Herr Price und Herr Hack alle Hände voll zu thun. Die Kinder kommen zweimal des Tages, um gespeiset zu werden, und Leute kommen aus der ganzen Umgegend, den ganzen Tag um Speise zu betteln. Die wirklich Bedürftigen erhalten sogleich Speise, denn man ist über sie, so weit wie möglich, informiert; und danach werden die Leute behandelt. Renovierungen am Hause sind

stets nötig und man bringt die Leute dazu an die Arbeit; ihr Tagelohn kommt aus der Renovierungskasse von der Christlichen Missions-Gesellschaft. Die Arbeit in Diuari (12 Meilen von hier) wird auch von den Missionaren auf Marpha beaufsichtigt.

„Zu Patpara führen Herr Freyer und unsere beiden neuen Missionare von Australien, Law und Holloway, ein sehr geschäftiges Leben. Ihre Arbeit wird euch interessieren und ich will euch einen kurzen Bericht darüber geben.

„Innerhalb der letzten Monate sind dort fünf Gebäude errichtet worden und ein anderes nicht weit davon.

„1) Ein Waisenhaus für Knaben.

„2) Ein Waisenhaus für Mädchen; und in Verbindung damit ein Haus für den Hausvater und seine Frau; ein Küchenraum für die Kinder und ein Schuppen für Kühe und Ziegen.

„3) Ein Kinderhospital und daneben ein kleines Haus für eine Wärterin.

„4) Temporäres Heim für verlassene Kinder und für kranke Leute, welche zu abgezehrt sind, um zu den Hilfsanstalten abgeschickt werden zu können.

„5) Ein Heim für Aussätzige, am entferntesten Ende des Grundstückes.

„6) Ein Cholera-Schuppen, wohin jeder Cholera-Fall gebracht werden kann. Dieses Gebäude steht allein, außerhalb des Grundstückes.

„Diese Gebäude sind größtenteils von dem notleidenden Volke aufgeführt und es hat die Zahlung in Gestalt von Getreide für sich und die Kinder erhalten. In zwei Dörfern haben wir den Leuten Arbeit gegeben mit Brunnengraben,

und wir hoffen, daß wir bald im stande sein werden, dieselben mit Ziegeln auszumauern, da die Regierung uns dazu ein Geschenk von 100 Rupien gemacht hat, welches für einen reicht, und weil der Eigentümer des Dorfes geneigt zu sein scheint, für den andern Brunnen zu bezahlen. Diese Brunnen werden eine permanente Wohlthat für die Dorfbewohner sein.

„In Bezug auf unser Waisenheim, ist es unsere Absicht, dasselbe zu einem Dorfs-Waisenhause zu machen, für die Kinder der Dorfbewohner. Die Knaben sollen pflügen und allgemeine Landwirtschaft, weben, Matten-flechten und vielleicht etwas Stellmacherei lernen. Nebenbei müssen sie ihre eigenen Häuser bauen und decken helfen. Die Mädchen besorgen das Kochen, Kehren, Kinderwarten, Waschen u. s. w. Alle Kinder werden etwas Schulunterricht und tägliche Unterweisung in der heiligen Schrift erhalten. Gegenwärtig haben wir von 60 bis 70 kleine Kinder, von welchen einige schon mehrere Monate bei uns gewesen sind; sie sehen stark und gesund aus, aber die Neuankömmlinge bilden einen traurigen Anblick.

„Laßt mich euch ins Hospital führen und euch dort unsere kleinen Freunde zeigen. Zehn Betten sind besetzt, aber fünf davon sind nur krank an Fieber, Husten oder anderen unbedeutenden Unpäßlichkeiten; wenn ihr euch aber links wendet, so sehet ihr genug, daß euch die Thränen in die Augen kommen und daß euch euer Herz weh thut.

„No. 1. Ein Waisenmädchen, schrecklich mager, an Durchfall leidend, wie so viele dieser hungernden Leute. Sie ist besser und wird durchkommen, wenn es Gottes Wille ist.

„No. 2. Ein kleines Mädchen von zwei Jahren, obgleich ihr sie für kaum sechs oder neun Monate alt halten würdet. Sie und ihre Mutter kamen hier vor einigen Tagen in schreck-

lich abgezehrtem Zustande an. Die Mutter kann schon etwas arbeiten, aber das Kind ist noch zu schwach, um sich aufrichten zu können; es liegt da und ruht seinen kleinen Körper und nimmt alle Nahrung von uns, die wir ihm in seinem schwachen Zustande nur geben dürfen. Sie ist das gutherzigste Kind unter allen, immer bereit, euch ein Willkommen zuzulächeln. Wenn ihr es fragt: „Wie viel hast du heute gegessen, Kleine?" dann streckt sie ihre Aermchen so weit wie möglich aus und sagt lächelnd: „So viel!" Als ob sie sagen wollte, daß sie so viel Nahrung erhalten habe, als sie nur wünschen könne. Wir hoffen, daß diese Kleine leben bleiben wird; sie hat eine heitere Natur, und trotz aller ihrer Leiden weint sie selten.

„No. 3 ist, gleich No. 2, mit ihrer Mutter gekommen; es ist der schlimmste Fall in der Anstalt und es ist wenig Hoffnung für ihr Durchkommen. Ihre Mutter war zu krank und schwach, um nach ihr sehen zu können; sie war schrecklich schmutzig und an einer Seite ganz voller offener Wunden. Diese wimmelten von Maden, welche das Fleisch bis auf die Knochen am Ellbogen, am Schenkel und an den Rippen abgefressen hatten. Die tägliche Reinigung dieser Stellen ist ein schreckliches Geschäft, und des Kindes Schmerzensschreie sind bis ins Extrem jammervoll. Sogar jetzt noch, nach zweiwöchentlicher, aufmerksamster Pflege, ist der Ellbogenknochen zu sehen, und ein großer Teil des Armes und der Seite sind ganz wund, während das Kind nur wenig mehr als Haut und Knochen ist und verdorret aussieht wie ein Affe.

„Im Hinblick auf diese zwei Kinder und in der Erinnerung an manche andere, die wir gespeist und gepflegt haben, kann ich mit Wahrheit einen Brief anführen, welcher kürzlich in einer englischen Zeitung erschien, und erfahrungsgemäß die in demselben gegebene Beschreibung bescheinigen. „Ich habe

in Indien Männer, Frauen und Kinder gesehen, denen die Haut von den untern Rippen bis auf die Hüftknochen hing, die keinen Bauch hatten, denen jeder Knochen sichtbar hervorstand, deren Kopf nur aus dem Schädel zu bestehen schien, welcher mit Haut bedeckt war, deren Augen von Fieber fieberhaft glühten. Diese Skelette habe ich gehend, kriechend, sterbend und tot gesehen. Ich habe solche gesehen, für die feste Speise einfach der Tod gewesen wäre. Niemand, der solches nicht gesehen hat, kann glauben, wie weit der menschliche Körper herabsinken kann.“ Dieses ist vollständig wahr, und ich kann noch hinzufügen, daß manche zu uns gekommen sind, bei denen ein Blick in ihr Gesicht uns die traurige Gewißheit kund gab, daß diese Unglücklichen ihrem Schicksal bereits verfallen, daß hier keine menschliche Hilfe mehr retten könne. Aber ich schweife ab, laßt uns zum Hospital und zwar zu No. 4 zurückkehren.

„No. 4. Das kleine Mädchen, welches dort liegt, muß unaufhörlich viel leiden, ihre Zähne sind fest geschlossen; ein tiefes Stöhnen ertönt in einem fort von ihr und bricht von Zeit zu Zeit in einen Schmerzensschrei aus. Wir können kaum hoffen, sie noch durchzubringen. Ein Polizist fand sie vor einigen Tagen im Gebüsche, ausgestoßen, von ihren Eltern verlassen, den wilden Tieren*), den Geiern und Raben zur Beute.

„No. 5 ist ein Waisenknabe. Als er vor einiger Zeit hier anlangte, war sein Körper größtenteils mit Schwären bedeckt. Letztere sind nun wohl heil, aber er ist noch immer schrecklich

*) Schakale und Vögel greifen lebendige Menschen an, wenn dieselben krank und schwach sind, und ich habe von einem Kinde gehört, das noch gerettet wurde, als sein Gesicht bereits von Raben zerfressen war.

dünn. Doch hoffen wir, ihn in einigen Tagen wohlauf zu haben.

„Gegenwärtig besorgt Herr Freyer die Pflege dieser kleinen Leidenden, während einige der älteren Waisen ihm dabei helfen. Wir sind aber eifrigst bemüht, ihn von dieser schweren Zugabe zu seinen sonstigen Verantwortlichkeiten zu befreien und wollen versuchen, jemand anzustellen, der die Besorgung des Hospitals unter Herrn Freyers Oberaufsicht übernehmen kann. In Bezug auf unser Heim für Aussätzige ist nicht viel zu sagen; es ist am entferntesten Ende des Grundstückes erbaut. Obzwar es erst wenige Wochen zurück fertig wurde, hat es doch schon 25 Insassen. Diese sind nicht alle Aussätzige, denn manche haben ihre Kinder mitgebracht, welche vorläufig noch keine Anzeichen der schrecklichen Krankheit, von welcher sie angesteckt sind, zur Schau tragen. Einer der traurigsten Anblicke, die ich jemals gehabt, war der, einer mit Aussatz bedeckten Mutter mit drei kleinen Kindern; eines davon war ein Säugling und nährte sich von seiner Mutter Milch! Wenn wir nur dieses Kind fortschaffen könnten, so möchte es am Ende dem furchtbaren Schicksale, welches es nun sicherlich zu erwarten hat, entgehen. Aber die Mutter ist nicht zu bewegen, sich von ihrem Kinde zu trennen, und wir besitzen nicht die Macht, sie dazu zu zwingen. Es macht einen schaudern, wenn man bedenkt, daß dieses Kindes einzige Nahrung die Milch einer Aussätzigen ist!

„Auf unserer letzten Reise von Marpha nach Patpara fanden wir diese Frau mit ihren Kindern und brachten sie in unser Heim. In unserer Gesellschaft befand sich auch ein Aussätziger, dessen Hände und Füße schon vom Aussatz aufgefressen waren und ein anderer, dessen Gesicht vom Aussatz ergriffen war, und ein kleines Waisenmädchen, sodaß wir eigentlich eine

auffallende Karawane bildeten; überhaupt als noch einer unserer Diener sich von uns wandte und uns dadurch in nicht geringe Unannehmlichkeit brachte. Die letzte Station von Khajri bis Patpara ist eine lange, deshalb schickten wir die Aussätzigen einen Tag voraus, um ihnen so auf halbem Wege eine Rast zu gewähren. Die Frauen und ihre Kinder setzten das gut durch, aber einer der Männer war zu schwach und wir fanden ihn mit seinem Gefährten im Busche, unfähig, die Reise fortzusetzen. Herr Molony mußte anderthalb Meilen zurückreiten und im nächsten Dorfe eine Tragbahre machen lassen, um den Hilflosen zu unserem Heim zu bringen.

„Das vorläufige Heim für verlassene Kinder und Kranke ist noch nicht fertig, aber in einigen Tagen hoffen wir es fertig zu sehen. Das Cholera-Hospital geht auch seiner Vollendung entgegen.

Marpha, den 7. April.

„Wir sind einmal wieder in Marpha und ich habe Zeit, diesen Brief zu beendigen. Der letzte Monat war ein geschäftiger, und das fortwährende Fieber machte mich unfähig für jegliche Anstrengung.

„Herr Molony und ich befanden uns im Khajri Ruhehause und wurden plötzlich hierher gerufen. Einer der Katecheten schrieb uns, daß Herr Price krank sei und daß er, weil Herr Hack nach Allahabad gereist sei, um dort ordiniert zu werden, nun zu allem allein sei. Wir mieteten uns darauf einige Lastträger, um die nötige Nahrung und Betten zu tragen und reisten unverzüglich ab und erreichten noch in derselben Nacht das nächste Ruhehaus. Den letzten Teil des Weges mußten wir beim Schein der Bambusfackeln zurücklegen. Am nächsten Morgen waren wir schon um 3 Uhr auf, und Herr Molony ritt stracks auf Marpha zu und machte die 24 Meilen vor

Frühstück, zum größten Teil bei Fackellicht. Ich konnte in meiner Sänfte nur langsam reisen und mußte den Trägern Ruhe gönnen; brach auch nur am Nachmittag auf, kam nur bis Diuari und blieb dort über Nacht. Als wir um drei Uhr am nächsten Morgen wieder aufstanden und ein großes Feuer machten, sah ich, daß das Gepäck zur Reise fertig sei. Rasch brachen wir auf, zwei Fackelträger vorauf den Weg weisend; dann kam ich in meiner Sänfte, und eine lange Reihe von Lastträgern und Dienern bildete die Nachhut. Endlich begann es zu tagen. Wir kreuzten einen Fluß. Uns fror. Von den Resten der Fackeln machten wir uns ein Freudenfeuer, erwärmten uns schön und setzten dann unsere Reise durch den dichten Wald und über steinige *nalahs* fort, in der kühlen, frischen Luft rüstig vorwärtsschreitend. Wir erreichten Marpha noch ehe die heiße Sonne Zeit bekam, uns durch ihre sengenden Strahlen zu ermüden. Wie gewöhnlich, so liefen mir auch jetzt ganze Schwärme von Kindern entgegen, und die Männer und Frauen begrüßten mich am Bungalow.

„Herr Price war sehr krank, als Herr Molony ankam, ist aber jetzt viel besser und kann schon umhergehen. In einigen Tagen erwarten wir auch Herrn Hack und dann wollen wir zu Ostern nach Mandla zurückkehren, um danach wieder in den Kamp zu gehen und die heiße Jahreszeit zu Khajri und Muria Rachka zu verleben. Vielleicht bleiben wir dort auch die Regenzeit, wenn die Dächer, welche nun eine neue Rohrschicht erhalten haben, sich als wasserdicht erweisen.

„Als wir dort Weihnachten zur Regenzeit waren, mußten wir unter wasserdichten Decken schlafen, und über dem Bette hatten wir ein Becken, um das reichlich hereinströmende Wasser

aufzufangen. Letzten Samstag hatten wir hier eine ähnliche unerquickliche Erfahrung zu machen: ein starker Wind brach plötzlich mit viel Staub herein. Das Schilfdach wurde zuerst in Bündeln, dann in großen Stücken, samt den Bambusstäben davongeweht, so daß das eine Ende des Hauses vollständig abgedeckt wurde. Auf den Staub goß dann der Regen herab und strömte von oben und durch die Thüröffnungen herein, über Tische, Bücher, Betten u. s. w. Uneingerahmte Bilder wurden vom Winde von den Wänden gerissen und nebst Briefen, Büchern, Kragen, Staubröcken und sonstigen Dingen auf dem Hofe umhergeweht. Wir versuchten, die Thüröffnungen durch das Bambusgeflecht zu verhängen (Thüren hat man hier nicht); aber einige waren fortgeweht, andere vom Winde zerbrochen. Wir rollten unsere Betten zusammen und warfen eine wasserdichte Decke darüber und waren froh, später noch zwei Decken und zwei Matratzen für die Nacht brauchbar zu finden. Im Hause und draußen hatte der Sturm ein wüstes Durcheinander angerichtet. Die Veranda war ein Teich und durch das Empfangszimmer floß ein kleiner Bach. Rund um das Haus lagen Haufen vom Dache losgerissenen Schilfes, und das Dach selber sah aus, als ob man Heu darüber gestreut habe.

„Wir haben jetzt im Ganzen 800 Personen*) unter uns, von diesen sind 450 Kinder und die übrigen sind Frauen mit Kindern, oder Kranke und Schwache. Obige Zahlen wachsen täglich, obgleich wir so viele wie möglich nach den Hilfsanstalten schicken.

„Unsere schlimmste Zeit aber, fürchte ich, wird mit der Regenzeit kommen, denn die Nässe erzeugt wieder manche

*) Den 2. Mai: Ihre Zahl beträgt jetzt über 1,000.

neue Krankheiten, und viele besitzen außer einem Streifen Lendentuch absolut kein ander Kleidungsstück.

„Samstag nach dem Sturm war es jammervoll anzusehen, wie die zarten Kinder, skelettgleich, in den Ecken kauerten, mit keinem Fetzen bedeckt, die knochigen Arme fest über den Leib gekreuzt, während der kalte, nasse Wind scharf über ihre zitternden Körper strich. Ich hatte *eine* warme Jacke für alle! Ich gab sie dem schwächsten Kinde und entfloh dann eiligst den Bitten der anderen. Wer es nicht selber gesehen hat, weiß nicht zum zehnten Teil was „Hungersnot" bedeutet. Hungrige Weiber verlieren sogar ihren weiblichen Zartsinn gegen ihre eigenen Kinder. Ich habe eine Frau gesehen, welche ihrem hungernden Kinde das Stück Brot aus der Hand riß, und wie das arme Würmlein sich verzweifelt dagegen wehrte. In dieser Provinz hat es Beispiele gegeben, wo hungrige Eltern ihre eigenen Kinder gegessen haben, um den Qualen des Hungers zu entgehen. Nicht lange zurück wurde uns ein Fall berichtet, daß eine Frau ihre zarte Nichte *lebendig* begrub, weil für zwei nicht genug Nahrung vorhanden war. Doch das Kind wurde entdeckt, gerettet und ist auf dem Wege der Besserung, obzwar ein Arm von der schweren Erde zerbrochen worden war. Zuerst hatte ihre Tante sie in den Dschungeln wilden Tieren ausgesetzt, aber sie hatte noch Kraft genug nach Hause zu kriechen und sich der Krähen und Geier zu erwehren, welche ihr nahten. Einige Tage später brachte die Frau sie wieder in den Wald, und um sicher zu sein, *begrub* sie ihre Nichte. Zum Glück war erstere zu schwach, um das Kind tief zu begraben, und das Kind bekam den Mund und eine Hand frei. Ein Mann, der durch die Dschungeln ging und die kleine, sich bewegende Hand sah, errettete das arme Kind aus seiner schrecklichen Lage.

Ach! während ich dieses schreibe, ist wieder eines der Kinder erlegen. Sie war eine Woche in unserer Anstalt gewesen und hatte Nahrung und Medizin genommen. Diesen Morgen ging sie wie gewöhnlich in den Sonnenschein sich zu wärmen, trank aus dem Brunnen und legte sich in der Nähe desselben hin. Ich glaube, sie hatte einen Anfall von Ermüdung und nun liegt sie dort tot. Herr Molony ist soeben bei ihr gewesen, aber da ist nichts mehr zu thun, das kleine Leben ist entflohen. Es ist zum Herzbrechen. —

Den 8. April.

„Traurige Nachrichten sind soeben von Patpara gekommen. Eins der Waisenkinder hat die Cholera, drei Kinder eines Dieners sind schon tot und andere liegen an der Krankheit darnieder. Nicht lange zurück hatten wir vier Cholerafälle im Dorfe, von welchen zwei tödlichen Ausgang hatten; aber wir hatten gehofft, daß die prompten Maßregeln die Seuche unterdrückt hätten. Dieses neue Auftreten derselben unter den Kindern ist eine sehr ernste Sache. Ich weiß, Ihr werdet in allen unsern Schwierigkeiten und Aengsten für uns beten, und bin sicher, daß Gott Eure Gebete hören und erhören und uns die nötige Weisheit und Kraft schenken wird.

Ich verbleibe mit Aufrichtigkeit,

E. H. Molony.



Neuntes Kapitel.

Dritte Reise in den Hungerdistrikt—Die Mission der Brüder zu Bulsar—Baroda und Ahmedabad—große Not, wenn auch weniger vom Hunger—Das Hilfskomitee.

Meine dritte Tour ins Innere machte ich im Juni. Von Bombay ging ich nördlich bis Bulsar, wo die Brüder (Tunker) eine Missionsstation unter Aufsicht von W. B. Stover nnd Frau und Bertha Ryan unterhalten. Obzwar diese lieben Leute sich nicht gerade im Hungerdistrikt befinden, so müssen sie ihre Arbeit doch recht ernst nehmen, denn auch in ihrem Distrikt herrscht großer Mangel. In der That kommen die Missionare auch nicht, um eine Vergnügungsreise zu machen, oder um eine „gute Zeit", nach der landläufigen Auffassung dieses Begriffes, zu haben, sondern um schwere Arbeit fürs Reich Gottes zu thun. Eine Anzahl Waisenkinder sind aus den verschiedenen Teilen des Hungerdistrikts gesammelt und werden hier gepflegt und zu frommen Menschen erzogen. Diese lieben Leute verdienen, aufs beste unterstützt zu werden.

Baroda, eine schöne Stadt mit feinen Palästen und Gärten und die Hauptstadt eines der indischen Staaten, war einer der Halteplätze auf dieser Tour. Prediger S. V. Karmacker, in dessen Hause ich mich sehr bald heimisch fühlte, hat mir viel Freundlichkeit erwiesen. Er und seine Frau waren in der guten Sache thätig, denn sie hatten sich aus dem Hungerdistrikt, sogar von Jabalpur, eine Anzahl Waisen gesammelt, welche sie aus eigenen Mitteln unterhalten. Wie ich erfuhr, war Frau Karmacker mit dem Hospital eines ein-

heimischen Fürsten in Verbindung. Dieser Fürst oder Häuptling war ein feiner, intelligenter Mann, welchen die Wohlfahrt seines Staates durchaus interessierte, und welcher die jeweiligen, wenigstens die augenblicklichen Bedürfnisse sehr gut begriff. Die edlen Bemühungen der Christen in Amerika für Indien hatten einen großen Eindruck auf ihn gemacht. O, die christliche Religion, die sich so praktisch geäußert hat, wird sogar auf diejenigen Eindruck machen, welche infolge heidnischer Umgebung und vorurteilsvoller Belehrung das Heil noch nicht ergriffen haben.

Andere Missionare und eingeborene Arbeiter, zu denen auch R. V. Tikekar, wenn ich seinen Namen richtig behalten habe, gehörte, arbeiten gleich ernst für die von der Hungersnot Heimgesuchten.

Während viel Geld von willigen Gebern direkt an die Missionare geschickt wurde, kamen Irrtümer vor, denn die Gabenspender wußten ja nicht, wo Hilfe am meisten not that, noch wo die Gaben am vorteilhaftesten verteilt werden würden. So stellte es sich heraus, daß die „Home and Foreign Relief Commission" doch sehr weise gehandelt, daß sie einen Mann schickte, um zu sehen, wo die Not am größesten sei, und um dort die Gaben zu verteilen, denn einige Orte lagen ziemlich weit ab vom wirklichen Hungerdistrikt. Doch zur Ehre einiger Missionare sei es gesagt, daß das Geld, welches zur Unterstützung der Entblößten und Hungernden geschickt wurde, mit der größten Gewissenhaftigkeit an solche Orte geschickt wurde, wo es am nötigsten gebraucht wurde; eine edle Handlung, die man leider nicht allen indischen Missionaren nachrühmen kann, welche von wohlmeinenden Freunden aus Amerika Geld zugeschickt erhielten. Nicht, daß sie von dem gesandten Gelde etwa nicht guten Gebrauch

machten; aber anstatt die Hungernden damit zu speisen, wurden damit Missionsschulen u. s. w. aufgebaut. Doch ich will mich darüber nicht lange aufhalten; solche Fälle waren Ausnahmen, nicht die Regel, und ist solch ein Fehler eher dem Kopfe, als dem Herzen zuzuschreiben.

Seit meiner Ankunft in Indien hatte ich eifrigst auf Nachricht betreffs der Schiffsladung von Korn und Bohnen unter Aufsicht des Pred. R. G. Hobbs von Jacksonville, Ill., gewartet. Ich erfuhr auch zur gehörigen Zeit, daß diese Ladung an Bord des Dampfers „City of Everett" nach Calcutta bestimmt sei und das Ziel seiner Fahrt wohl ausgangs Juni erreichen werde. Eine Depesche der „Home and Foreign Relief Commission" sagte mir, daß der Plan, noch mehr Mais über New York und Gibraltar zu schicken, aufgegeben worden sei, weil es befürchtet wurde, daß das Getreide unterwegs von der großen Hitze verderben könne, und daß man Geld statt Getreide schicken werde. Die Enttäuschung einiger Missionare hier war deshalb auch groß, als sie von der Aenderung des ursprünglichen Planes hörten, denn sie glaubten, man könne für einen Dollar in Amerika fünfmal so viel Getreide kaufen als in Indien. Dieses war nur zu wahr, aber in der Folge hat es sich herausgestellt, daß die „Home and Foreign Relief Commission" doch von der Vorsehung geführt wurde, als sie ihren Plan änderte, und daß, wenn wir Korn statt Geld erhalten hätten, die Verteilung desselben sich so verzögert hätte, daß noch viel mehr den Hungertod hätten erleiden müssen.

Als ein Beispiel der traurigen Enttäuschung nehme ich mir die Freiheit, einen Brief von Frau Pandita Ramabai, diesbezüglich an mich geschrieben, zu veröffentlichen: —

Nowgong, Bundelkhan, den 4. Juli 1897.

„Lieber Bruder! Es war sehr freundlich von Ihnen, daß Sie mich in Poona besuchten. Ich war wirklich froh, von Ihnen selber zu erfahren, was Ihr Wunsch bezüglich des Geldes sei, welches Sie mir geschickt. Das Geld, welches Sie mir zur freien Verteilung übergeben haben, lasse ich gerade hier, wo meine Freunde es verteilen werden, wo es am nötigsten gebraucht wird. Ich finde nicht Worte, meine Trauer über die mir von Ihnen gebrachte Kunde, daß das in Amerika gesammelte Getreide überhaupt nicht hergeschickt werden soll, auszudrücken. Ich weiß nicht, wer da mag geraten haben, das Korn zu verkaufen, statt unter den armen Leuten zu verteilen. Gott verzeihe den Männern oder Frauen, die diesen schrecklichen Rat gaben. Ich denke, sie haben die Qualen des Hungers nie gefühlt, noch haben sie das arme, von der Hungersnot heimgesuchte Volk gesehen, wie es zu Hunderten, ja Tausenden aus Mangel an Nahrung dahinstirbt. Unser Notschrei in Central-Indien ist jetzt um Brot und nicht um Geld.

„Unsere Regierung hat das meiste von dem für die Hungernden bestimmten Gelde genommen, um den Beamten, welche in den Hilfsanstalten angestellt worden, hohe Gehälter zu zahlen. Den Rest haben die *Mukadams* in Form von Bestechung erhalten und nur ein sehr kleiner Teil ist in die Hände des hungernden Volkes gekommen. Der Fehler, den unsere Regierung beging, war, glaube ich, unvermeidlich; aber wie kamen unsere Freunde in Amerika dazu, uns Geld statt Mais zu senden? Haben Sie jemals die armen Leute des Landes über diesen Punkt befragt? Ich habe eine kleine Hilfsstation auf unserer Farm zu Khedgaon. Dort ist die Hungersnot nicht so groß, wie hier, und doch wird die Nahrung und

andere Bedürfnisse des Lebens immer knapper. Wir geben beinahe hundert armen Leuten Arbeit. Vielen Witwen mit ihren Kindern oder sonstigen Angehörigen, die von ihnen abhängig sind, wird dort zur Zeit der Not Hilfe geleistet. Vor ungefähr sechs Monaten, als ich die Farm besuchte, umringten mich ungefähr 50 Arbeiter und Frauen und baten mich, ich solle doch ca. 1,000 Rupien wert Getreide kaufen und aufspeichern, um später für ihre Arbeit Getreide statt Geld erhalten zu können. Das war mal ein gutes Zeugnis dafür, daß Speise in der Umgegend immer knapper wurde, und es wurde mir dann auch klar, daß das arme Volk nicht Geld, sondern Brot brauche. Deshalb war ich so froh, in den Blättern zu lesen, daß Sie uns eine Schiffsladung Mais gebracht hätten und daß uns noch mehr von Amerika geschickt werden solle. Und es ist schade und für mich eine große Enttäuschung, daß unsere großmütigen amerikanischen Freunde nun das Korn nicht schicken wollen, welches sie für uns gesammelt. Ich wünsche, Sie und andere Vertreter der amerikanischen Unterstützungs-Kommission würden selber in die Hungerdistrikte gehen, um selber zu sehen, was dort am nötigsten gebraucht wird, anstatt sich von den Ansichten gewisser guter Leute abhängig zu machen, die da nie das Hungerland besucht, die da in frischer, kühler Bergesluft diese heiße Zeit gemütlich verleben und von dort oben herab ihre Ansichten schreiben.

„Wenn wir so in diesen Hungergegenden umhergehen, dann sammeln sich in jedem Dorfe Hunderte um uns und betteln um Brot. Wir geben ihnen einige *pice*; aber ein, zwei oder vier *pice* reichen nicht aus, den hungrigen Magen eines einzelnen zu befriedigen, und sie betteln um mehr Geld; alte Frauen, junge Kinder und hungernde Männer folgen uns viele Meilen nach und betteln in einem fort um Geld.

Wir wissen sehr wohl, daß ein oder zwei *pice* nicht hinreichen, eine einzige Mahlzeit zu bezahlen; aber was können wir thun? Wir haben nicht viel Geld zu verteilen, so stellen wir uns taub gegen ihr Schreien und gehen zum nächsten Dorfe. Wie viel besser wäre es für uns, wenn wir etwas Getreide verteilen



Hindumädchen, in der Nähe eines Baumes gefunden. Sie wanderte Nahrung suchend umher, bis sie erschöpft niedersank und vor Hunger starb.

könnten. Ich höre, daß die Amerikaner das Korn für acht oder zehn Cents per Buschel verkaufen. Sie wissen aber, daß zehn Cents, in unser Geld umgewechselt, nicht mehr denn vier, höchstens fünf *annas* ausmachen. Fünf *annas* können keine Familie einen einzigen Tag unterhalten; hätten sie uns aber statt dessen ein Buschel Korn gegeben, welches beinahe anderthalb *maunds* sind, so hätte eine Familie davon über einen Monat leben können, wäre vom Hungertode gerettet und würde sie ihr Lebenlang segnen. Die Regenzeit hat,

Gott sei Dank, in diesem Lande begonnen; aber fünf Jahre Hungersnot haben das Land verwüstet; Vieh und Menschen sind zu Tausenden gefallen; ganze Dörfer sind verwüstet, und das Land ist mit Gebüsch bewachsen. Es wird wenigstens zwei Jahre nehmen, bevor das Land die frühere Ertragsfähigkeit wiedererlangt hat.



Das Tragen einer Leiche zum Begräbnis. Der hintere Träger selber an der Pforte des Todes.

„Einige arme Leute haben ein Herz gefaßt, und man kann sie in ihren Feldern arbeiten sehen; aber viele haben weder Vieh noch Farmgerätschaften. So kann man Männer, Frauen und Kinder in den öden Feldern nur mit ihren Händen arbeiten sehen; aber viel Ackerbau kann auf diese Weise nicht betrieben werden.

„Das hungernde Volk wird sich bald überarbeitet haben und vor Hunger sterben. Es ist höchst notwendig, sie jetzt mit

Nahrung zu versorgen, daß sie doch etwas Kraft in ihre Gl e-der bekommen, um in ihren Feldern arbeiten zu können, damit sie nächstes Jahr zu essen haben.

„Geld ist notwendig, um die Leute mit Kleidern und anderen Notwendigkeiten zu versehen; aber Getreide ist am nötigsten. O, hätten wir doch ein tausend Schiffsladungen Getreide unter diesem hungernden Volke zu verteilen!



Ein Mann, welcher Hungers starb und von Kameraden begraben wurde, welchen ein ähnliches Schicksal droht.

„Wir, die wir aus dem Hungerdistrikt Kinder gesammelt haben, brauchen sicherlich Geld; aber wir sollten es nicht zum Nachteil der hungernden Tausenden erhalten. Sicherlich wird der Herr weder unsere Schule noch unsere Missionsarbeit segnen, wenn wir das Geld nehmen, welches bestimmt ist, der Hungernden Leben zu retten. Warum können wir uns nicht in allen Dingen auf den Herrn verlassen, denn Silber und

Gold, ja „die Fülle der Erde ist Sein" und Er wird für die hungernden Kinder sorgen.

„Wenn Sie, lieber Freund, es noch in Ihrer Macht haben, Mais statt Geld zu nehmen, so bitte, thun Sie es so rasch wie möglich und geben Sie es dem hungrigen Volke, wo es desselben am meisten bedarf. Sie mögen uns Geld für unsere Schulen geben—wir werden in dieser Beziehung dafür dankbar sein — aber verkaufen Sie doch nicht das Getreide, welches für unser hungerndes Volk gesammelt ist, so billig. Ich schreibe dieses an Sie aus der Hungergegend. Ich bin Augenzeuge der Leiden des Volkes; habe selber die Qualen des Hungers gefühlt, und ich sage Ihnen mit Ueberzeugung: das hungernde Volk von Central-Indien braucht gegenwärtig das Getreide nötiger als Geld.

„Der Herr stehe Ihnen bei in der Arbeit an unserem Volke.

Ihre, im Herrn verbundene,

Ramabai."

Obige Anschauung wurde jedoch nicht von allen Missionaren und Arbeitern am Hilfswerk geteilt. Andere, welche die näheren Umstände kannten, drängten mich, Geld statt Getreide zu nehmen. Die Not war groß; das Geld, oder die Tratte dafür konnte per Telegraph geschickt werden, aber nicht das Getreide. Weil in Indien genug Getreide war, aber nicht Geld, dasselbe zu kaufen, so ist erklärlich, weshalb es besser war, für das arme Volk, Geld zu erhalten. Was hätte das hungernde Volk von tausend Schiffsladungen Getreide für Nutzen gehabt, wenn es dahinstarb, während ersteres auf dem Meere schwamm? Es ist wahr, hätte man das Getreide vier Monate eher abschicken können, dann wäre die Sache anders; aber es kam eben nicht darauf an, was da hätte gethan werden

können, sondern was sogleich geschehen mußte. So kam es, daß das Getreide, welches man schon nach New York zum Verladen aufs Schiff geschickt hatte, zu Geld gemacht und uns per Kabel geschickt wurde.

Als die Zeit kam, daß man die Ladung jeden Tag in Calcutta erwarten durfte, begab ich mich von Bombay nach Calcutta. Ich reiste durch den Hungerdistrikt, in Jubbulpore, oder



Hütte der Eingeborenen. Leute in großer Not.

wie es oft geschrieben wird, Jabalpur, Halt machend. Ein Komitee von Vertretern der verschiedenen Missionsgesellschaften in diesem Lande trat hier zusammen, um über die beste Art und Weise zu beraten, wie die $40,000, welche durch den *Christian Herald* von New York nach Indien geschickt waren, verwendet werden sollten. Ein vollständiger Bericht hierüber wird später erscheinen. Welch schreckliche Not sahen wir überall auf unserer Reise durch dieses Land! Doch war es tröst-

lich, zu sehen, daß die Regierung jetzt die angestrengtesten Bemühungen machte, alle mögliche Hilfe zu leisten. Es war dieses eine Herkulesarbeit, und ungeachtet dessen, was gethan wurde, starben die Leute zu Tausenden.

Was man hier sah, spottet jeglicher Beschreibung. Die stärksten Männer wurden zu Thränen gerührt. Es ist wahr, geregnet hatte es überall im Hungerdistrikt, Gott sei Dank; aber

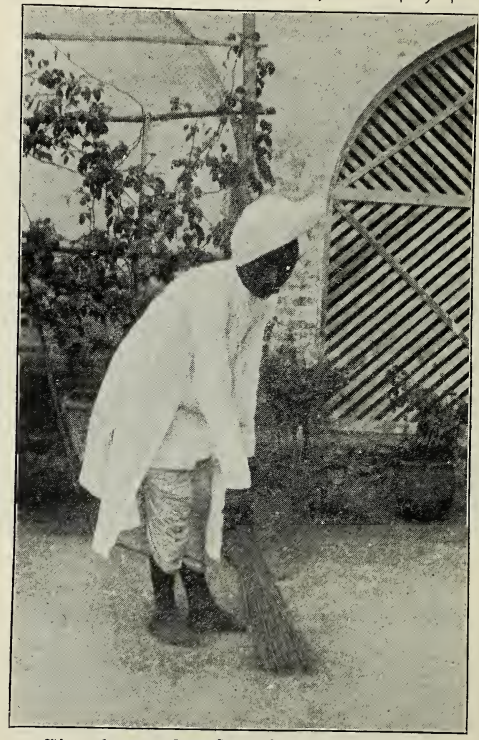


Wie die Eingeborenen pflügen. Central-Provinz, Indien.

da waren noch „vier Monate bis zur Ernte" und die Not war groß, denn Jabalpur ist im Centrum der Hungerdistrikte. Hier sah ich eine arme Mutter mit ihrem Kinde. Ihre Blöße hatte sie mit wenigen Lumpen bedeckt und auf dem Kopfe hatte sie ein zerfetztes Tuch, während das Kind weiter nichts um hatte, als ein abgetragenes Hemde. Der Regen floß in Strömen auf die beiden herab, und das Kind schrie vor Hunger und Kälte. Denkt's euch, ihr Mütter! Gleich wie eine Henne ihre Küchlein schützet, so setzte sich diese Mutter auf die

Erde, zog das Kind an ihre Brust und versuchte es vor dem Wetter zu schützen.

Dr. A. L. Duff (Wundarzt), welcher von der Regierung in den Hilfsanstalten bedienstet war, wurde während der Arbeit vom Fieber ergriffen. Er war kein Christ, aber die schrecklichen Scenen, die er gesehen, hatten sich seinem Geiste

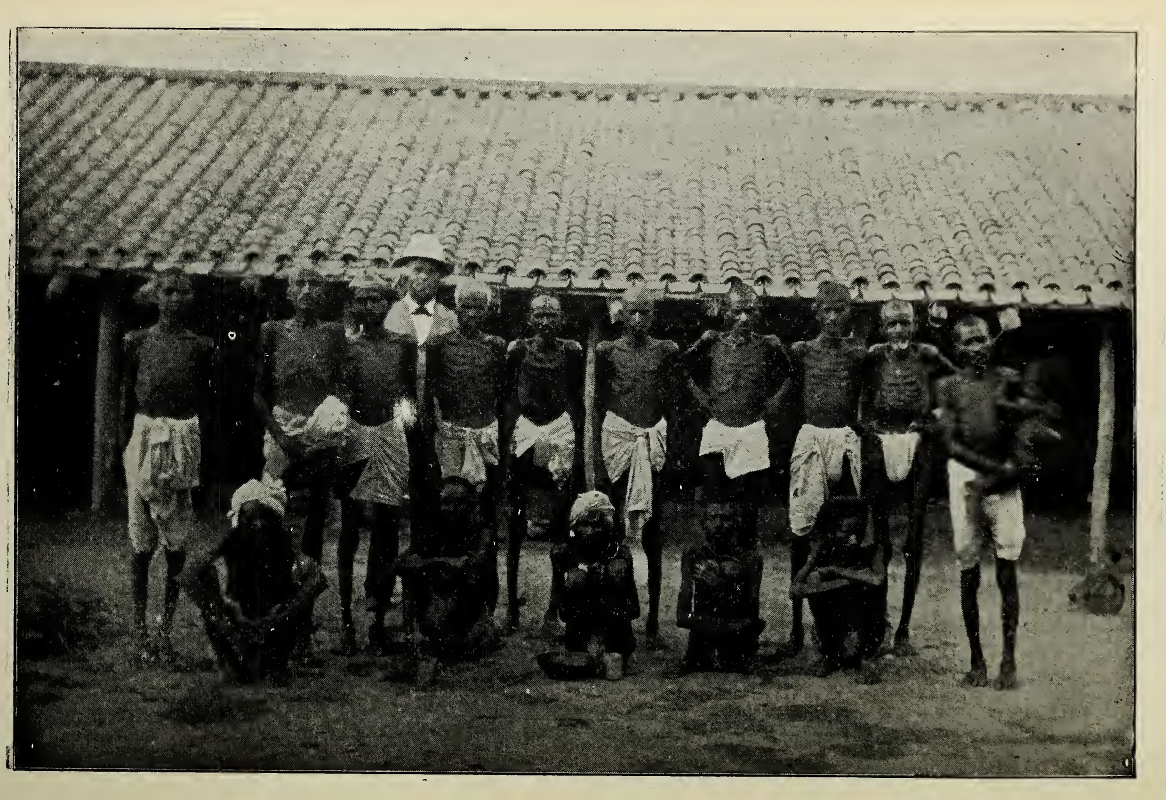


Eingeborene Straßenkehrer, Jubbulpore.

so eingeprägt, daß er in seinen Phantasien immerfort schrie: „O, das arme Volk! Es muß sterben! Was kann ich thun? O, ich kann nichts thun!“ So fuhr er fort zu schreien, bis der Tod seine Stimme erstickte.

Mein Herz blutete, wenn ich die armen kleinen Kinder sah, welche im Freien, schutzlos, hungrig, kalt, weinend und sterbend sich befanden. Als ich eine Gruppe von Kindern sah, die mein Mitleiden besonders erweckte, kaufte ich ungefähr 100 Decken und ließ dieselben verteilen. Ihr hättet die Freude sehen sollen, mit welcher die lieben Kleinen die Gabe des „Sahib" in Empfang nahmen. Es verursachte Freudenthränen, zu sehen, wie diese Kinder so leicht und rasch froh und zufrieden wurden. Aber Tausende von andern, welche nicht in dieser Weise versorgt werden konnten, erlagen, denn es scheint, als könnten die kleinen, abgezehrten Körper die Hitze und die Sonne besser ertragen, als den Regen. Und in der That, während man den Regen erhoffte und darum bat, fürchtete man ihn auch, weil er eine erhöhte Sterblichkeit unter den Leidenden verursacht.





Ein: Gruppe Hungerleidender in Jubbulpore.

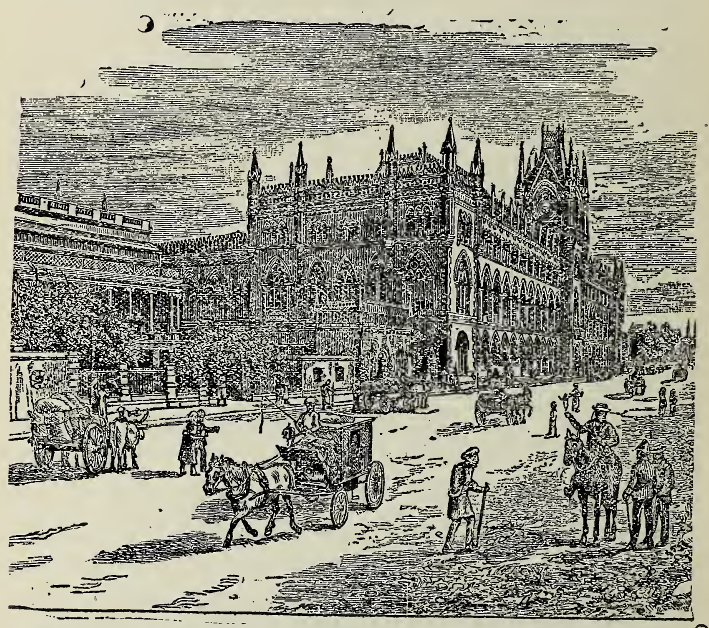
Zehntes Kapitel.

Ankunft in Calcutta — Das große Erdbeben — Ein heimgesuchtes Reich—Ankunft des Dampfers „City of Everett"—Ausladen des Getreides—Verteilung des Getreides —Rückkehr zu den Hungerdistrikten.

Am 20. Juli reiste ich von Jabalpur nach Calcutta. Hier fanden wir keine Anzeichen einer Hungersnot vor; die Felder waren grün und die Verhältnisse der Leute sehr verschieden von denen, die ich vor Kurzem verlassen hatte. Dennoch war dieser Teil des Landes nicht unangefochten davongekommen; gleich als ob das ganze Indien auf irgend eine Art bestraft werden solle, war dieser Teil von einem schweren Erdbeben heimgesucht worden, welches alles Land zwischen dem Himalaya-Gebirge und dem Bengalischen Meerbusen mächtig erschüttert hatte. Nur wenige Wochen vor meiner Ankunft war dieses geschehen. In den Himalayas hatte man nur eine leichte Erschütterung verspürt, aber mit telegraphischer Schnelle bewegte es sich süd-ostwärts und wurde immer stärker, so daß es Calcutta und andere bengalische Städte dem Ruin nahe brachte und am stärksten in der weiter östlichen Provinz Assam auftrat. An einem andern Ort wird jedoch mehr hievon erscheinen und es genüge hier, wenn ich sage, daß die Bauleute überall beschäftigt waren, beschädigte Gebäude wieder herzustellen.

Calcutta, die Hauptstadt Indiens und Sitz der Landesregierung, liegt an dem östlichen Ufer des Hugli- oder Hoogli-Flusses, ungefähr 80 Meilen von der Küste. Mit Recht könnte man es das Chicago oder New York Ostindiens nennen.

Ein großer Strich des bebauten Landes, besonders wo jetzt der schönste Stadtteil ist, war vor einem Jahrhundert ein schädlicher, Malaria erzeugender Sumpf und zum Teil niedriger als der Fluß. Die Sterblichkeit in dieser Stadt war in früherer Zeit so groß, daß die Schiffsleute den Namen Calcutta, nach dem Dorfe Kalighat genannt, mit dem Namen Golgatha (Schädelstätte) vertauschten.



High Court, Calcutta, der schönste Stadtteil, wo früher ein Sumpf war.

In der Geschichte ist Calcutta besonders dadurch bekannt, daß die Stadt anno 1756 geschleift und die starke Festung William erobert wurde von Suraj-ud-Daula (man nimmt an, daß dieses eine Entartung von Sir Roger Douglas sei), dem mächtigen Nawale (Herrscher) von Bengalen. Die meisten

englischen Beamten, welche sich im Interesse der Ost-Indien-Gesellschaft zur Zeit hier aufhielten, flüchteten zur Mündung des Hugli-Flusses. Die zurückgebliebenen Europäer mußten sich nach kurzem, hartnäckigem Widerstand dem jungen Prinzen ergeben. Die Gefangenen, 140 an der Zahl, wurden mit dem Schwerte in einen kleinen Raum, weniger als zwanzig



Der Hugl.-Fluß, unterhalb Calcutta.

Fuß im Quadrat mit nur zwei Oeffnungen — Fenstern — getrieben, um dort zu schmachten. Schauderhaft waren die Folgen davon in dieser heißesten Jahreszeit, denn am nächsten Morgen waren nur noch dreiundzwanzig taumelnde Gefangene am Leben, um die Schrecken dieses "*Black hole of Calcutta*" (Finstre Höhle von Calcutta) zu beschreiben. Einer der Gefangenen, Holwell, hat eine lebhafte Beschreibung davon geliefert.

Diese teuflische That wurde strenge gerächt von Robert (später Lord) Clive, ein junger Beamter der Ost-Indien-Gesellschaft, welcher am 23. Juni 1757 als Führer der englischen Scharen dem grausamen Nawale in der Schlacht zu Plassy,

am Ufer des Hugli und nicht weit von Moorshedabad, damals die Hauptstadt von Bengalen und zu jener Zeit mit London gleich groß, das große Reich mit tausend Städten entriß.

Aber wir weichen ab in das historische Gebiet und müssen jetzt zurückkehren in das Calcutta der Jetztzeit mit seinen prachtvollen Palästen und Regierungsgebäuden und seiner Einwohnerzahl (einschließlich der Vorstädte) von über einer Million. Obgleich in und um Calcutta keine Hungersnot herrschte, so sah man doch in den äußersten Distrikten der Stadt die dürftigen Verhältnisse der Bewohner. In der Familie des Pred. Jewson von Calcutta fand ich treue Gehilfen in meiner Arbeit. Diese Familie war mit den Bedürfnissen der Notleidenden sehr wohl bekannt und konnte mir daher bei der Gabenverteilung mit Rat und That behilflich sein. Frau Jewson hat ein Waisenheim gegründet, und viele lieben Kleinen erhalten dort mütterliche Pflege und lernen den Weg des Lebens kennen.

Bis zu dieser Zeit hatte Gott mich mit bester Gesundheit gesegnet, und wenn mir das Wetter manchmal schier unausstehlich heiß wurde — wenn das Thermometer im Schatten von 90—110 Grad zeigte — so hatte ich doch gut dagegen ankämpfen können und meine Arbeit war ohne Unterbrechung von statten gegangen. Aber bald nach meiner Ankunft in Calcutta, wahrscheinlich wegen Ermüdung von der fast ununterbrochenen Reise und dem teilweisen Wechsel der Verhältnisse, verließen mich plötzlich meine Kräfte. Ich wurde von einem heftigen Fieber befallen und in zwei Tagen waren meine Kräfte hin. Ich dachte bei mir, der Herr wäre vielleicht bereit, mich heimzurufen. Jedoch nach zweien Tagen verließ mich das Fieber und, dank der sorgfältigen Pflege der teuren Familie, bei welcher ich war, wurde es mir vergönnt, mich



Frau Mary Jewsons Waisenheim in Calcutta und Aufenthaltsort des Autors während seiner zweitägigen Krankheit.



Ausladung des Getreides vom „City of Everett", Calcutta.

schnell zu erholen und in wenigen Tagen wieder meine Arbeit aufzunehmen.

Damit den Lesern eine Vorstellung geboten werde von der ermüdenden Natur meiner Arbeit im Hungerlande, und wie es in der großen Hitze möglich ist, daß man sich überanstrenge, gebe ich hier ein Programm, wie es mir von den Missionaren für einen Nachmittag vorgeschrieben wurde. Bequemlichkeit halber nehme ich das, welches sich auf den Besuch in Ahmednagar am 30. Juni bezieht.

Angekommen, 11:59.
12:15–1:30, Besuch und Unterredung mit Pred. H. G. Bissell.
1:30–2:00, Mittagessen bei Pred. Bissell.
2:00–2:30, Besuch der Mädchenschule. Frl. E. Bissell.
2:30–2:45, Besuch bei J. S. Haig, Esq.
2:45–3:30, Besuch bei Pred. J. Smith.
3:30–3:45, Frl. Stockbridge.
3:45–4:45, Buroodgaw.
4:45–5:15, Bei Frau Bissell zum Thee.
5:15–5:30, Besuch in der Küche. Dr. Julia Bissell.
5:30–6:30, Fahrt in die Armen-Viertel der Stadt.
6:30–7:30, Bei Pred. R. A. Hume.
7:30–8:00, Abendbrot bei Pred. Hume.
8:15–9:15, Konferenz auf der Station.

Die ersehnte Schiffsladung war noch nicht angekommen, aber eine Depesche von Singapor berichtete uns am 27. Juli, daß der Dampfer „City of Everett“ dort angehalten habe und etwa am 8. oder 9. August Calcutta erreichen könnte. Es wurde beschlossen, daß das Getreide-Verteilungs-Komitee den Hugli hinab dem Dampfer entgegenfahren solle, welcher endlich am 9. August in den Hafen einfuhr. Groß war überall die Freude. In kurzer Zeit war durch den ganzen Distrikt die frohe

Botschaft getragen, „das Getreide von Amerika ist angekommen“.

Es wurden Anstrengungen gemacht, das Getreide frei oder doch für reduzierte Preise in die Hungerdistrikte zu bringen, aber soweit ohne Erfolg. Man sah, daß jegliche Verzögerung für viele den Tod bedeute, und das Komitee beeilte sich, zur Beförderung des Getreides einen Weg zu öffnen, damit wir es nicht der Regierung überlassen dürften, denn letztere hatte sich bereit erklärt, das Getreide zu befördern und zu verteilen.

Es wurde abgemacht, daß die „Home and Foreign Relief Commission“ die Beförderungskosten, welche auf etwa 33,000 Rupien veranschlagt wurden, bezahlen und dafür einen Teil des Getreides erhalten solle. Schon war das Geld eingezahlt worden und man hatte mit der Beförderung begonnen, als uns die unerwartete Nachricht und Freude zu teil wurde, daß die Vorsehung noch mehr für uns thun könne; denn bald nach unserer Verabredung traf die gute Botschaft ein, daß das *Mansion House Fund Committee* (welches die englischen Gelder kontrollierte) unserm Komitee zur Beförderung des Getreides 20,000 Rupien erlaube. Gleich darauf wurde uns noch das freudige Anerbieten zu teil von der *Bengal and Nagpur Ry. Co.*, unser Getreide umsonst über ihre Bahnen in die Hungerdistrikte zu tragen. Somit war uns der Weg geöffnet, und wir waren sehr ermutigt. Sehr bald wurde das Getreide umgeladen vom Schiff in die Eisenbahnwagen und den Hungernden zugesandt, und viele Herzen wurden freudig gestimmt. Mit großer Genugthuung beteiligte sich der Schreiber an dieser Aussendung, denn er wußte, daß diese Hilfe von Lieben aus der Heimat herübergeschickt worden, und unsere lieben amerikanischen Missionare freuten sich und begrüßten die sehr

willkommene Hilfeleistung. Alle Missionen, welche in den Hungerdistrikten vertreten waren — die Christliche Mission, Baptisten-Mission, Heils-Armee, Christliche Allianz, Episkopalen, Quäker, Methodisten, Lutheraner und Reformierte — alle beteiligten sich an der beschwerlichen Arbeit und wirkten sehr friedlich mit einander. Der teure Bischof J. M. Thoburn von der Methodisten-Episkopalkirche, ein Mann, welcher viele Jahre mit schwerer Arbeit in Indien zugebracht und das Vertrauen aller Missionare gewonnen hatte, einer der edelsten und offenherzigsten Männer, zeigte hier so recht, daß man ihm nicht zu viel anvertraut hatte, wenn man ihm die Verantwortlichkeit des Vorsitzes über diese Hilfeleistungsarbeit aufgebürdet hatte, denn er erfüllte seine Pflichten treulich, erfolgreich und allgemein befriedigend.

Wenige Nachrichten sind in Indien von so großer Wichtigkeit gewesen, wie diese von der Ankunft des Getreides, und dennoch hörten wohl viele die Nachricht, ohne von dem Getreide kosten zu dürfen, und viele waren von Wunden und Krankheiten soweit dem Tode entgegengerückt, daß das Getreide sie schon nicht mehr retten konnte. Aber wenn wir gleich trauern, daß wir vielen nicht mehr helfen konnten, so lasset uns eingedenk sein, daß noch viele Tausende mehr dem Bereich unserer Hilfe entgangen wären, wenn das Getreide nicht gekommen wäre. Diesen Ueberlebenden war das Getreide ein unwiderlegbarer Beweis der christlichen Wohlthätigkeit.

Das Korn war in San Francisco vor der Aufladung gründlich ausgetrocknet worden, und Gott hatte es auf der Reise beschützt, daß es im besten Zustande ankam und man sofort mit der Ausladung anfangen konnte. Wie erfreute es die Herzen, als man das gelbe Korn durch die Säcke scheinen

sah — ein Zeugnis der Freigebigkeit vieler christlicher Farmer unserer westlichen Staaten.

Etliche Säcke waren nicht dauerhaft gemacht und infolgedessen beim Hantieren geborsten und das Korn wurde in Haufen auf dem Verdeck verschüttet, während einiges an der Seite hinunter ins Meer fiel. Als ich mich erinnerte, wie ich vor wenigen Tagen gesehen hatte, daß die Kinder in Jubbulpore die einzelnen Körner von der Erde gesammelt hatten, beeilte ich mich aufs Schiff und tadelte scharf solche Verschwendung. In befehlendem Ton rief ich dem phlegmatischen, kommandierenden Beamten, und in ernsten Worten, wie er sie vielleicht nicht gewohnt war, sagte ich ihm, daß diese zerplatzten Säcke sorgfältiger behandelt werden müßten, und daß er verantwortlich gehalten werde für alles Getreide, das verloren gehe. Die Worte machten ihren Eindruck, es wurde nicht mehr Korn verschüttet!

Ohne weiteren Verzug wurde das Getreide abgeteilt, und Korn, Bohnen und Reis wurden, in Frachtwagen geladen, zu je 280 Centner, oder vierzehn amerikanische "*tons*" und so schnell als möglich den Hungernden im Inlande zugesandt, wo schon so lange darauf gewartet worden. Die Totalsumme des Getreides betrug 23,010 Säcke Korn, 9,777 Säcke Roggen, 5,777 Säcke Bohnen, 8 Säcke Weizen, 45 Säcke Mehl, 7 Säcke Kleie und 5 Kisten *crackers*. Im Durchschnitt enthielten die Säcke etwas mehr als je zwei Buschel. Welch ein Liebes- und Wohlthätigkeitszeichen in der That war dieses von den Christen Amerikas den dunkeln, sterbenden Brüdern in Indien!

Nachdem ich noch kurze Zeit in und um Calcutta zugebracht, begab ich mich wieder in die Central-Provinzen, um

dort persönlich die Verteilung des Getreides zu beaufsichtigen.

Es würde zu viel Zeit und Raum einnehmen, diese Verteilung ausführlich zu beschreiben oder dem Leser alle Dankesaussprüche der Missionare und Hungerleidenden zu überbringen. Gott der Herr, welcher aller Herzen und Gedanken kennet, und weiß, mit welcher Absicht die Gaben gereicht wurden, belohne die Geber reichlich mit seinem Segen und verwende diese Gelegenheit zur Ausbreitung seiner Reichssache auch im fernen Indien.



Elftes Kapitel.

Rückkehr von Calcutta nach Bombay über Bilaspur, Nagpur und dem Berar-Distrikt—Wunderbare Veränderungen durch Regen herbeigebracht—Grüne Felder, aber noch keine reife Ernte—Speisung der Hungrigen.

Am Abend des 25. August verließ ich Calcutta. Das Getreide war beinahe alles ausgeschickt worden. Mein Weg führte mich über Bilaspur und Nagpur durch den Berar-Distrikt. Wenn es bei meinen früheren Besuchen schon angenehm war, diesen Armen etwas Geld zu bringen, so war es jetzt viel mehr befriedigend, den Hungrigen die Nahrung zu reichen.

Auf meiner Reise nach Indien hatte ich mir eine Art Bescheinigungsschreiben ausgearbeitet, damit ich ausführliche Rechnung ablegen könnte für alles Geld und alles Getreide, das durch meine Hände ging. Ich danke meinem Gott, daß Er mich auf diesen Gedanken kommen ließ, denn jetzt habe ich diese Bescheinigungen in ein Buch gebunden und kann für jeden Cent und jedes Buschel Getreide, das mir übergeben wurde, Rechnung ablegen. Ich sahe diese Verteilung an, als ein Geschäft, wofür ich vor Gott und Menschen genaue Rechnung ablegen sollte, und die Beamten in Indien bewunderten und lobten meine Methode. Es folgt hier ein genauer Abdruck von den gebrauchten Scheinen. Jeder Schein wurde ausgefüllt, vom Missionar oder Relief-Agenten unterschrieben und mit der offiziellen *anna*-Marke versiegelt. Vieles von dem Getreide, wofür ich diese Scheine erhielt, wurde unter meiner Aufsicht verteilt.

............Rupien. ....Indien ....1897.

Erhalten von George Lambert, Vertreter der „Home and Foreign Relief Commission", Getreide und Nahrungsmittel im Werte von........ Rupien und ....*annas*, zur freien Verteilung unter die armen Hungerleidenden, wozu ich meine Dienste anbiete und verspreche, die Verteilung nach bestem Vermögen auszuführen.

....

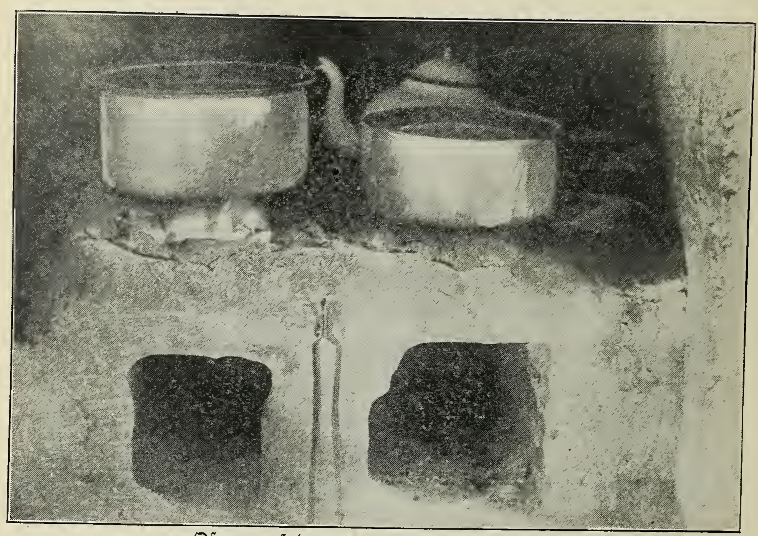
Bemerkungen ....

....

Wie ich vorher schon erwähnte, hielt ich in Bilaspur, eines der am schwersten heimgesuchten Orte in Indien, an. Hier wurden morgens und abends etwa 600 Menschen gespeist. Die meisten hievon erforderten persönliche Pflege, weil sie schon zu schwach waren, sich selbst die Speisen zuzubereiten. Das Getreide wurde entweder gekocht oder es wurde gemahlen und dann gebacken. Aus den Bohnen wurde eine Art Brühe, welche sie *dal* nennen, gemacht und über das andere Essen gegossen. Ihre Oefen sind recht primitiver Art, wie eine Abbildung uns zeigt.

Im Zusammenhang mit der Speisung dieses armen Volkes könnte man viele traurige Begebenheiten erzählen. Gerade hier zu Bilaspur, nachdem wir den ganzen Tag uns angestrengt hatten, die armen Hungernden zu speisen und alle Nahrung, die für den Tag gebracht war, zubereitet und verteilt hatten, und völlig erschöpft waren, blieben noch ungefähr 100 arme Menschen ungespeist. Es war ein trauriger Gedanke mit uns ins Bett zu nehmen; ein Gedanke, der uns wohl öfter aus dem Schlafe wecken möchte, aber wir konnten nicht mehr thun. An einem Orte, wo eine große Anzahl—ich denke, etwa sechszig—in einem Hospital waren, wurden die Missionare vom frühen Morgen bis zum späten Abend von den Außenstehenden so in Anspruch genommen, daß die Kranken

ganz vergessen wurden. Etliche derselben hatten Fieber, andere waren krank oder wund und alle waren dem Hungertode nahe. Der Tag war sehr heiß und drückend, sogar in der freien Luft; aber die treuen Missionare strengten sich vom frühen Morgen an, die Menge der Hungrigen zu speisen. Durch ein Mißverständnis bei der Einteilung der Tagesarbeit. waren die Kranken ganz vernachlässigt worden. Den ganzen



Ofen, auf dem man das Essen kocht.

Tag hatten sie in der Hitze in einem ärmlichen Zelt gelegen, ohne etwas zu essen, und diese Vergessenheit wurde erst am späten Abend entdeckt, und zwar zu spät, um sie noch zu speisen, denn die für den Tag gebrachte Nahrung war alle verteilt worden, und diejenigen, denen es am meisten not that, mußten bis zum nächsten Morgen warten, bis mehr Speise gebracht und zubereitet wurde! O, Gott! vergieb diese unabsichtliche Nachlässigkeit! Der Morgen kam, aber etliche der

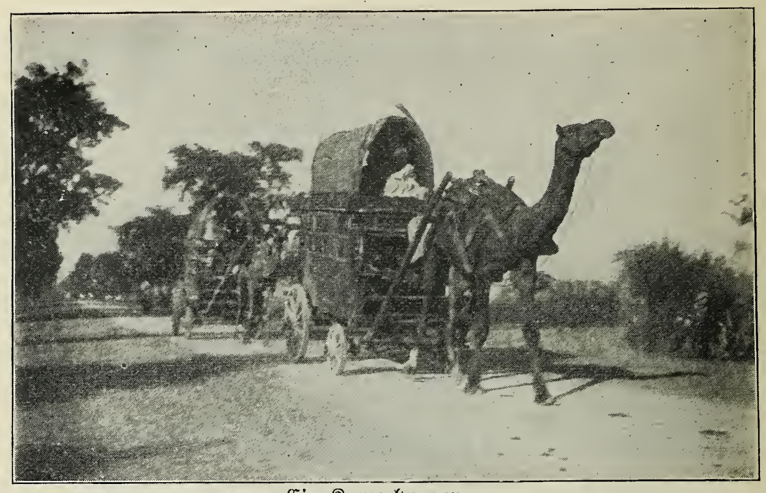
armen Leidenden hatten in der Nacht dieses dunkle Pilgerthal mit einer besseren Heimat vertauscht. Kannst du dir vorstellen, lieber Leser, was es heißt, zu solcher Zeit ein Missionar zu sein? Ich kann nicht begreifen, wie sie durchmachen können, was ihnen da begegnet. Die geistige Anstrengung, Aufregung, Ermüdung und was sonst solche traurige Umstände mit sich bringen, können nicht mit menschlicher Kraft getragen werden, und es war einzig und allein die tragende Gnade Gottes, welche den Missionaren von Tag zu Tag, von Monat zu Monat, Kraft, Mut und Ausdauer verlieh, weiter zu wirken und nicht zu verzagen. Sie nehmen wohl oft die Eingebornen zu Hilfe, aber diese unbekehrten Eingebornen müssen stets unter Aufsicht sein. Die meisten davon stimmen überein mit der Beschreibung des Apostels—voller Unflats— und die Missionare können ihnen sehr wenig anvertrauen, was von bedeutender Hilfe für sie wäre. Die Folgen der Teurung verschlimmern diesen Zustand auch noch. Das Verlangen, sich selbst zu erhalten ist so stark in ihnen, und Mitleid zu ihren Mitmenschen kennen diese armen Heiden nicht, daß sie sich selbst so viel zueignen als möglich, wenn es gleich für ihre Mitmenschen den Tod zur Folge hat.

Das unwiedergeborne Herz ist in unserm eigenen Lande derselben Natur. Die Goldene Regel wird in unserem zivilisierten Lande vielleicht eben so offenkundig übertreten als in jenem Lande, wenn auch anderer Art; dennoch bleibt es wahr in allen Ländern, „Des Menschen Härte zum Menschen bringt unzählige Tausende in Elend."

Während meines Aufenthalts in Bilaspur besuchte ich das Hospital. Hier waren viele dem Tode so nahe, daß die Nahrung, welche sie noch zu sich nahmen, nicht mehr verdaute, und einer nach dem andern wurden sie als Leichen vom

„Totengräber", wie der Diener genannt wird, der die Leichen besorgt, hinausgetragen und beerdigt oder verbrannt, je nach ihren Verhältnissen und ihrem Glauben; denn einige Kasten verbrennen ihre Leichen nur, während andere sie begraben.

Am Tage hört man überall die kleine Handmühle der Eingebornen, womit die Hausfrau das Getreide mahlt. Korn

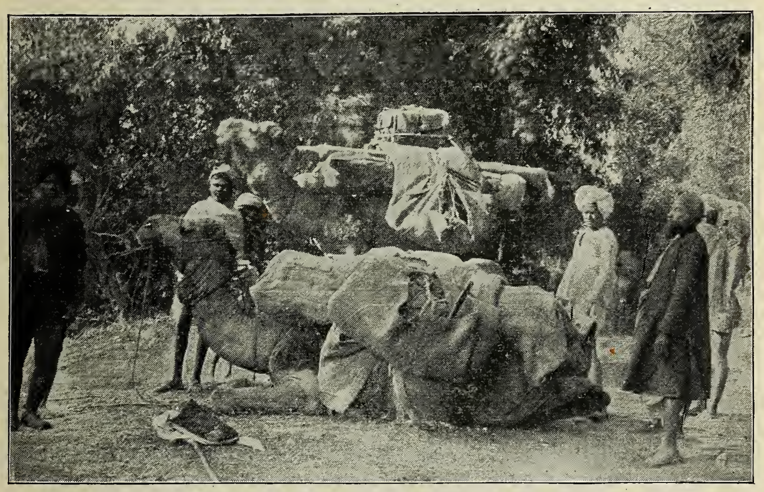


Ein Kameelwagen.

und Roggen werden gemahlen und zu Kuchen gebacken, während die Bohnen, wie schon erwähnt, zu *dal* — eine Brühe — gekocht und dann mit den Kuchen, Reis oder ungemahlenem Getreide gegessen werden.

Von Bilaspur reiste ich dann über Nagpur zum Berar-Distrikt, wo ich schon im Mai und Juni gewesen war. Bei meinem ersten Besuch war alles trocken und ohne Leben; jetzt aber wuchsen die Saaten und alles sah frisch und grün aus. Der Leser täusche sich jedoch nicht in dem scheinbaren Wider-

spruch der grünen Bäume mit den sterbenden Gruppen in den Abbildungen. Man bedenke, daß der gefallene Regen, nach einer Dürre von drei Jahren, zwar die Vegetation wieder ins Leben gerufen hatte, daß jedoch noch kein Getreide zur Ernte reif war, und daß das Volk gerade jetzt vor der herannahenden Ernte im schwersten Stadium der Hungersnot sich befand.



Kameele werden für die Reise beladen

In einigen entfernten Stationen hatte das Distrikts-Verteilungskomitee Mühe genug, Getreide zu liefern, um das hungrige Volk am Leben zu erhalten. Das Getreide wurde gewöhnlich bei der Nacht auf Kameelen oder Ochsenwagen befördert, wie es in der begleitenden Abbildung gezeigt wird.

Hier, wie auch an anderen Orten, werden jährlich zwei Ernten erzielt, wenn der Regenfall normal ist; wenn der Regen jedoch ausbleibt, dann schaut der Hunger schon ins Haus, denn die Eingebornen sind nicht wie unser amerika-

nisches Volk, welches arbeitet und für Zeiten der Notdurft weglegt. Viele Eingeborne, welche Land besitzen, arbeiten auch, während andere ganz arm sind und nichts thun können, als warten und vertrauen, und Tausende erhalten Unterstützung. In Akola sammelten sich große Scharen an, um Hilfe zu erlangen, daß wahrlich manchmal eine Menge von 1,500 Personen beisammen war, wovon etwa 1,000 gespeiset wurden. Viele waren der Hilfe nicht wert und erhielten auch kein Getreide.

Bei meiner Ankunft in Akola erfuhr ich von R. P. M. Stanley, Aufseher über die Verteilung des Getreides, welches dorthin geschickt wurde, daß die Stadtbehörde nicht erlaube, daß die Armen in den Grenzen der Stadt gespeiset würden, wegen der ansteckenden Krankheiten, welche im Volke grassierten. So wurden denn sofort Anstalten getroffen, die 1,800 außer den Stadtgrenzen versammelten Hungernden zu speisen, dadurch, daß man ihnen Getreide zuteilte. Viele traurige Ansichten boten sich hier dem Auge dar. Br. Stanley und die andern christlichen Arbeiter mußten große Vorsicht üben, daß sie nicht solchen Getreide zuteilten, welche der Hilfe unwert oder nicht bedürftig waren, denn in der großen Aufregung kamen recht viele, welche keiner Hilfe bedurften; um aber Getreide für sich zu erhalten, bedienten sie sich grober Unwahrheiten. Das machte es für die Verteilungskommission recht schwer. Kinder kamen und baten um Hilfe, unter dem Vorwande, daß ihre Eltern tot seien. Natürlich, sie waren nur die Werkzeuge ihrer Eltern. Andere wieder versuchten, sich zum zweiten Mal in die Reihen zu stellen, um dann wieder an dem Ort der Verteilung vorbei zu gehen und eine zweite Gabe zu erhalten. Deshalb mußten sich denn die Missionare manchmal recht ernst und strenge be-

nehmen, um die Armen zu schützen und die Unwürdigen zu strafen.

Das Getreide war soeben von Calcutta angekommen, und ungefähr fünfunddreißig Säcke, mit je zwei Buschel des Getreides, wurden in einem Verdeckwagen, ähnlich wie unsere Expreßwagen, von zwei Stieren gezogen und an den Verteilungsort gebracht. Die meisten Säcke trugen den Stempel der „Home and Foreign Relief Commission" und das wirkte rührend auf die armen Heiden. Das folgende Bild giebt dem Leser einen besseren Begriff von der Scene.

Das Volk schätzte diese Gabe sehr hoch, und die lieben Missionare dieses Orts, unter Aufsicht des Herrn Stanley, welcher diesen ganzen Distrikt zu übersehen hat, schafften nach ihren Kräften, um die Armen zu retten. Waisenkinder wurden eingesammelt und gespeiset, während ihnen zur selben Zeit die heilige Schrift gelehrt wurde. Man sieht eine große Veränderung sogar in solchen, die nur kurze Zeit gepflegt worden sind. Der christliche Einfluß hat auf diese Kleinen eine heilsame Wirkung.

In allen Missionen, wo Getreide verteilt wird, predigt man den Armen auch das Evangelium. Waisenschulen sind an verschiedenen Orten errichtet worden, und es ist ein herrlicher Anblick, wie die Missionare so freudig mit Leib und Seele sich der Aufgabe weihen, die kleinen dunklen Gestalten, welche ihnen zur Pflege übergeben worden sind, zu versorgen und zu erziehen. Hierin sehen die Missionare einen Silberstreifen in der dunkeln Wolke der Hungersnot und des Elends. Die Waisen werden in Zukunft eine Macht ausüben bei der Bekehrung ihrer Brüder, und die Missionare fühlen eine große Verantwortlichkeit als Lehrer und Erzieher der zukünftigen Prediger und Evangelisten Indiens.

In Shegaon, wo ich auf dieser Reise auch anhielt, wurden viele gespeiset. Eine Großmutter brachte zwei Kinder, eines drei und das andere fünf Jahre alt, um sie in dieser Station unterzubringen, oder wie man dort sagt, sie wegzugeben. Sie sagte, die andern Kinder seien schon gestorben; auch diese waren dünn und mager, aber sie waren schön von Aussehen. Unter einem Baum ruhete eine Frau von achtzehn Jahren, welche eben von einer weiten Reise kam. Ich glaubte, sie würde sterben; als sie aber etwas Speise genossen und etwas geruht hatte, erzählte sie uns, auf unser Fragen, daß ihr erster Mann sie von sich gestoßen habe; dann heiratete sie nach Hindu-Sitte einen andern, von welchem sie ein Kind zeugte; aber das Kind starb, und auch er stieß sie hinaus. Sie sagte weiter: „Meine Eltern starben vor etwa drei Monaten den Hungertod. Ich habe drei Schwestern, aber die wohnen nicht hier, und jetzt muß ich sterben; aus Verzweiflung kam ich hierher, und hier bin ich jetzt." Arme Frau! Man nahm sie freundlich ins Haus und pflegte sie. Beinahe alle Missionsstationen waren mit solchen Personen angefüllt, und das amerikanische Getreide verursachte große Freude in den Herzen der Missionare und der armen Heiden.

Ueberall wurde ich mit Dankesausdrücken überschüttet. Viele *salaams* (Dankesausdrücke) gingen mir von den armen Hungernden zu.

Am 2. September war ich in Khamgaon, Berar, wo Schwester Alice Yoder, früher von Pennsylvanien, wirksam ist und in einer Waisenschule unterrichtet. Ich traf sie alle sehr glücklich an; aber auch hier waren sie mit Arbeit überhäuft, denn der Hof war mit Armen, Kranken und Sterbenden angefüllt, welche hier gepflegt und versorgt wurden. Eine Gruppe zog meine Aufmerksamkeit an: es waren Mütter mit

Getreideverteilung zu Akola, Berar.

Waisenschule zu Akola.

ihren hungernden Kindern in den Armen. Man gab ihnen Brot und Milch, und viele andere erhielten gekochtes Getreide.

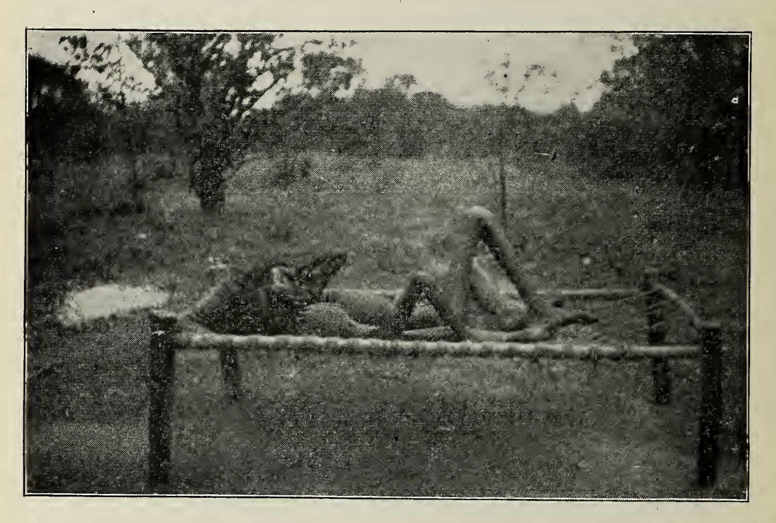
Hunderte und Tausende sah man, deren Tage gezählt waren. Sie sahen aus wie Personen im letzten Stadium der Auszehrung. Sie fanden keine Ermutigung; ihre Körper waren so zerrüttet, daß die inneren Organe ihre Arbeit nicht mehr thun konnten. Viele Gebete stiegen zu Gott empor, daß die Hungersnot bald ihre schreckliche Verheerung beendigen möge.

Man könnte Beispiele beim Dutzend anführen, welche die Zustände hier in Khamgaon schildern. Schwester Yoder erzählte mir, wie sie eines Tages ein armes Kind sah an einer Ratte nagen, welche an einer Krankheit oder vor Hunger gestorben sei.

Etliche arme Kinder, deren Vater und Mutter gestorben waren, wanderten ziellos in dem Walddickicht umher, denn sie wußten nicht, wo sie hin sollten. Sie gingen ohne einen Zweck im Auge zu haben, wie Kinder es öfters thun, bis sie endlich vor Ermüdung hinsanken, ohne Freund in der Welt, der sie sehen und sich ihrer annehmen möchte. Dann schleppten sie sich noch mühevoll weiter, wie man's im Staube sehen konnte, bis sie auch dazu keine Kraft mehr hatten, und dann entschwebte der Geist endlich seiner sterblichen Hülle. Ein paar Knochen oder einige Haare waren in kurzer Zeit nur noch von den Armen übrig geblieben, denn die Geier, Krähen und wilden Tiere der Hyänen-Art hatten die magern Leichen bald vollständig verzehrt.

Dieses war keine seltene Begebenheit. E. M. Gordon von der christlichen Mission zu Mungeli in der Central-Provinz, schreibt in einem Briefe an mich: „Ich bin zum Sonntag von Selgange, einer neuen Relief-Station, nach Mungeli

gekommen. Mein Besuch in Selgange brachte mich dort mit den grausigsten Folgen der Hungersnot zusammen. Es ist viel schlimmer als in Mungeli. Ich schrieb die Namen ein und teilte Karten aus an 212 Personen (diese erhielten dann ihre Rationen nur bei der Aufweisung ihrer Karten) in fünfzehn Dörfern, und wenn ich morgen zurückreise, muß ich

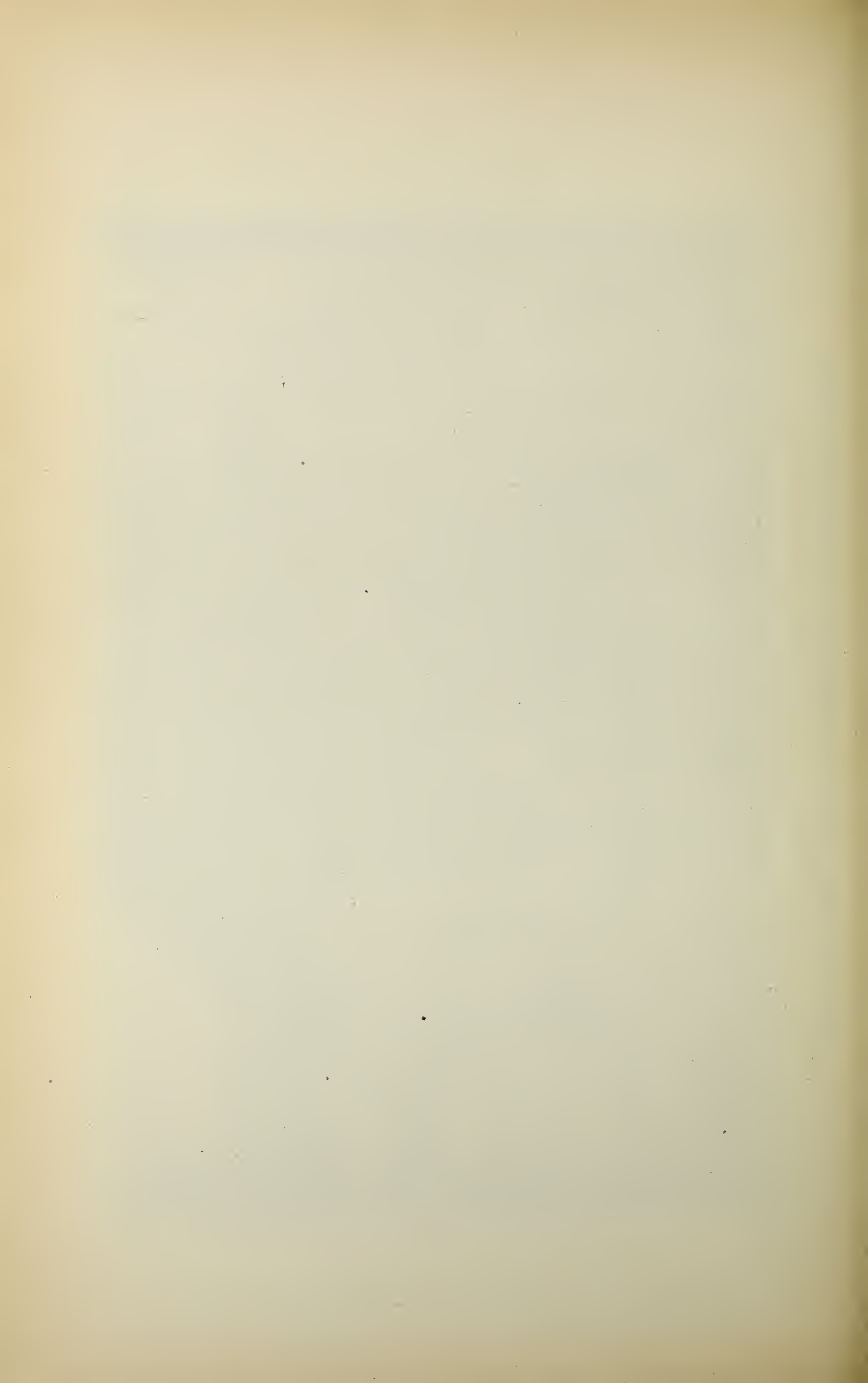


Ein Bett der Armen. Zwei im Felde tot gefunden.

noch eben so viele Karten verteilen. Einige von denen, die ich einschrieb, hatten vor wenigen Tagen durch den Tod ihre Anverwandten verloren. Etwa ein halbes Dutzend waren so schwach vom Hunger, daß sie nicht mehr bis zu ihrer Hütte gehen konnten. Sie waren nur noch Gerippe und hatten einen starren, verzagten Blick. Wir können uns keine Vorstellung machen, was es für jene Leute bedeutet, wenn man ihnen sagt: „Hier ist eine Karte; zeige sie an jenem Ort, und man wird dir täglich etwas Reis dafür geben“.



Getreideausteilung zu Khamgaon, Berar. Unter den Damen zur rechten Hand ist die in der Mitte Fräulein Alice Yoder; zu ihrer Linken ist Frau Johnson und zu ihrer Rechten, Frau Nelson.



„Auf meiner Reise zu einem Dorfe in dieser Gegend fand ich das Bein eines Knaben. Haare lagen umher verstreut, und das war alles, was noch übrig geblieben. Wir wanderten zum Dorfe und schrieben dort ein Mädchen ein. Als wir nach ihren Verwandten fragten, erzählte sie, daß ihre Mutter ausgegangen sei, des Mädchens Bruder zu begraben, von dem sie am Abend vorher gehört habe, daß er tot am Wege liege. Ich konnte mir sofort den Zusammenhang vorstellen. Der Knabe war am Tage vorher am Wege gestorben, sein Leichnam war von Schakalen oder Hyänen aufgefressen worden, und die Mutter ging, sobald sie von seinem Tode erfuhr, mit gebrochenem Herzen, um die Ueberreste zu begraben. Was sie bei ihrer Ankunft fand, habe ich schon erwähnt.

„Am selben Tage sah ich noch einen Leichnam am Wege, mit Geiern und Füchsen umgeben; und an jenem Abend sah ich eine Frau am Wege liegen, welche dem Tode nahe war."

Aber ich muß mich gegenwärtig nicht länger bei diesen traurigen Thatsachen aufhalten. An einer andern Stelle in diesem Buche findet man Berichte verschiedener Missionare über die traurigen Zustände und die Dankbarkeit, mit der die Armen die christliche Hilfe und Unterstützung entgegennahmen.

Von Khamgaon kehrte ich dann wieder zurück nach Bombay. Ich war ziemlich wohl, nur sehr müde von den Strapazen, die ich auf dieser, meiner vierten Tour durch die Hungerdistrikte, hatte ausstehen müssen.

Zwölftes Kapitel.

Waisenschulen in Bombay—Fünfter und letzter Besuch in den Hungerdistrikten—Rahuri, Sholapur, Ahmednagar, Poona und andere Orte in der Bombay-Provinz—Regierungs- und andere Linderungs-Anstalten—Rückkehr nach Bombay.

Kurz vor meiner Rückkehr nach Bombay erhielt ich ein Telegramm von J. S. Lehman, Geschäftsführer des Mennonitischen Verlagshauses zu Elkhart, Ind., in dem er mich fragte, ob ich mich wohl befinde. Es war mir etwas wunderlich, daß er mir solche Frage stellte, aber um ihn nicht zu täuschen, telegraphierte ich zurück, daß ich gesund sei. Später erfuhr ich, daß man meine Krankheit in Calcutta nach Amerika berichtet habe, und daß dieser Bericht übertrieben worden sei, so daß es hieß: „Aeltester Geo. Lambert, Vertreter der „Home and Foreign Relief Commission" sei, nach glaubwürdigen Berichten aus Indien, in Calcutta am Fieber gestorben". Br. Lehman hatte daher zur Sicherstellung, ob der Bericht wahr sei, an mich telegraphiert. Dieser Bericht gehörte nur zu dem vielen „Hörensagen", denn wenn ich wirklich gestorben wäre, hätten meine vielen Freunde in Indien sofort an die „Home and Foreign Relief Commission" telegraphisch berichtet, oder vor allen doch meiner lieben Familie Nachricht gesandt.

Wenngleich die Teurung in Bombay nicht so gefühlt wurde, als in den Central-Provinzen, so war dennoch großer Mangel und Elend auch in dieser Stadt unter den Eingebornen und es waren viele Wohlthätigkeitsanstalten thätig, die



Mädchenschule der M. E. Mission zu Bombay.



Mädchen und deren eingeborene Lehrerin in Frau Haines' Schule zu Bombay.

Not lindern zu helfen und die Kinder zu erziehen. Die Pest, welche in Bombay so schrecklich gehaust hatte, hatte viele Waisen zur Verpflegung zurückgelassen und ich sah zu meiner großen Freude, daß die Missionare sich der armen Kinder annahmen. In der M. E. Mission ist eine Mädchenschule gegründet worden und viel Gutes wird dadurch gestiftet. Diese kleinen Eingebornen scheinen besondere Fähigkeiten zum Singen zu haben und ihr Gesang machte einen bleibenden Eindruck auf mich. In einer Versammlung von mehreren hundert Kindern, hörte ich sie in ihrer eigenen (Marathi) Sprache das Lied singen: „Wenn deine Sünden gleich blutrot wären, so sollen sie doch schneeweiß werden." Das Lied wurde als Wechselgesang gesungen, und nie hatte ich vorher von Kindern so lieblichen Gesang gehört. Wie eine Wasserwoge, welche jeden Zweifel vor sich wegspült, ertönten die Worte: „So sollen sie doch schneeweiß werden." Wenn mir dieses Lied stets lieb gewesen, so hat es jetzt doch eine tiefere Bedeutung für mich. Denn ach, die Bekehrung der Bewohner Indiens, und der ganzen Welt, ist ja abhängig von der Annahme dieser großen Wahrheit, daß das Blut Jesu Christi rein macht von allen Sünden.

Das Resultat einer christlichen Erziehung und Pflege zeigte sich mir recht handgreiflich in der Schule der Frau Haines zu Bombay, wovon die Leser hier mehrere Abbildungen finden. Diese liebe christliche Frau und ihre eingebornen Gehilfen werden lange fortleben im Gedächtnis derer, die dort leibliche und geistliche Hilfe genossen haben, und ihre Wohlthätigkeit wird sich durch ihre Schüler kund thun und erstrecken, bis die Ewigkeit ihre wirksamen Folgen offenbaren wird.

Trotz der Beschwerden und traurigen Erfahrungen, welche diese Missionare durchmachen müssen, sind sie dennoch die glücklichsten Leute, die ich je angetroffen habe. Besonders bewahrheitete sich dieses an Schwester Alice Yoder zu Khamgaon. Die Freude, im Dienste ihres Herrn und Hei-



Ein Papajabaum, dessen Frucht vielen Eingebornen zur Nahrung diente.

landes sein zu dürfen, durchzieht und belebt alle Worte und Werke der Missionare, und wer mit ihnen in Verkehr tritt, wird geistlich gehoben und ermutigt.

Im September machte ich wieder eine Reise in die Hungerdistrikte, besonders besuchte ich Rahuri, Sholapur,



Mädchen in Frau Haines' Schule zu Bombay, nachdem sie einen Monat verpflegt worden.



Das Ahmednagar-Komitee verteilt Speise, welche die „Home and Foreign Relief Commission" beigesteuert.

Ahmednagar, Poona und andere Orte daselbst. Die Saaten gediehen prachtvoll; die Natur war durch den Regen wunderbarlich erfrischt worden; das wenige Vieh, welches die Teurung überstanden hatte, weidete jetzt auf grüner Wiese und hatte an körperlichem Aussehen schon um vieles gewonnen. Der Zustand der Menschen war jedoch noch ein sehr trauriger. Viele in ihrer Verzagtheit wurden vom Hunger



Speisung der Armen in den Central-Provinzen.

getrieben, grüne Blätter und unreife Frucht von den Bäumen und unreifes Getreide zu essen. Man kann sich denken, was die Folgen davon für sie waren. Cholera und Ruhr überfielen die Leute und rafften Hunderte dahin. Ueberall aber waren die Missionare thätig, mit medizinischer Hilfe und mit Nahrungsmitteln der Not abzuhelfen, so daß viele dem Tode entrissen wurden. Die Folgen der Teurung sind an vielen Menschen schrecklich nachgeblieben. Viele Personen

haben Wunden vom Hunger erhalten. Diese Wunden durchfressen manchmal Wangen und Kinnbacken, oder auch andere Gesichtsteile, daß Leute daran erblinden. Sie sind öfter bei gleichgültigen Personen mit Schmutz bedeckt, und besonders bei Kindern sieht man, daß die Wunden mit Fliegen und Maden besetzt sind.

Solches ist Teuerung,

wie ich sie sehen durfte. Ach, welch Schmerzen diese schwachen, hilflosen Geschöpfe ertragen müssen! Nur durch öfteres Waschen und Reinigen können diese Wunden wieder geheilt werden, und oft ist der Fraß so weit vorgeschritten, daß keine Heilung mehr möglich ist. Solche, die sich hievon erholen, sind sehr glücklich und erkennen, daß sie den Missionaren ihr Leben zu verdanken haben. Die Nächstenliebe der Missionare bildet solch einen Gegensatz zu der gegenseitigen Unempfindlichkeit der Eingebornen, daß es besonders bei den Kindern einen unerlöschlichen Eindruck zurückläßt, und die Missionare dadurch einen starken Einfluß über sie ausüben können.

Ein großer Teil der Schiffsladung des „City of Everett“ war dem Verteilungskomitee zu Ahmednagar übergeben worden, und der Vertreter der „Home and Foreign Relief Commission“ hatte viel zu dieser Zuteilung beigetragen, somit gereichte es mir jetzt zur großen Freude, bei der Verteilung selbst zugegen zu sein. Auch in Rahuri, wo Pred. W. O. Ballantine stationiert ist, wurden viele gespeiset, und als das Getreide aus war, teilte der Vertreter der „Home and Foreign Relief Commission“ dort noch Geld aus zum Ankauf von mehr Getreide.

Zu Ahmednagar wurden große Menschenmassen gespeiset, wie in den beifolgenden Abbildungen zu ersehen.

Das Korn wurde gemahlen und in Kuchen gebacken, wie man im Vordergrund wahrnimmt. Die Bohnen wurden in einem großen Kessel gekocht, bis sie weich waren, und dieses wurde als *dal*, oder Brühe, auf die Kuchen gestrichen und beides zusammen gegessen.

Mehrere Frachtwagenladungen Getreide waren nach Ahmednagar gesandt worden, denn dieses war eine große Stadt mit sehr vielen Armen. Ungefähr sechs Meilen nördlich von der Stadt hatte die Regierung ausgedehnte Linderungs-Arbeiten gegründet, und viele Leute wurden dort unterstützt. Ich hatte das Glück, hier eine ungewöhnlich gute Photographie mit einer Gruppe Marathi-Kindern, und noch einige Photographien, von Dr. Julia Bissell von Ahmednagar zu erhalten, und das bietet mir hier die Gelegenheit mit einer Abbildung nach dieser Photographie dem Leser zu zeigen, was die Regierung in diesen Linderungs-Anstalten Gutes geliefert hat.

Verschiedene Anstalten sind hier zur Unterstützung der Armen und besonders der Kinder, gestiftet worden. Es thut jetzt not, für die richtige Erziehung und Ausbildung dieser Kinder zu sorgen. Sie sind noch nicht von den Vorurteilen des Kastenwesens umschlungen, und wenn sie in diesen Schulen christlich erzogen werden, dürfen sie nie ins Kastenwesen hineingeraten. Die Verbreitung des Evangeliums, die Linderungs-Arbeit und sogar die Zivil-Regierung wäre um vieles leichter, wenn das Kastenwesen nicht seine Hindernisse in den Weg breitete.

Unter den teuren Freunden, die hier zu Ahmednagar thätig sind, zählen Dr. E. S. Hume, H. G. Bissell, Dr. Julia Bissell, Frl. A. Stockbridge; dazu noch Frau M. E. Bissell, Ramaii Rakhamaji Chandkar, D. D. Saptal, J. S. Haig und

noch andere, deren Namen mir gegenwärtig entfallen sind. Auf Seite 216 finden wir ein Bild, welches die Industrie-Schule des Herrn Haig darstellt. Diese Kinder werden nicht nur zur stetigen Beschäftigung angehalten, sondern sie lernen hier verschiedene Handwerke, welche ihnen im späteren Leben von großem Nutzen sein können, und auch Ackerbau. Auch die Familie Bissell und Frl. Stockbridge beschäftigen sich mit ähnlichem Unterricht. Im ganzen genommen, hat diese Umgegend eine ausgezeichnete Arbeiterschar zu verzeichnen.

Es könnte keine bessere Beschreibung von der Arbeit des Pred. D. D. Saptal gegeben werden, als wir sie in einem Zirkular vorfinden, welches er selbst am 15. September 1897 herausgab, und worin er um Hilfe für seine „Einheimische Mission" bittet.

In diesem Zirkular lesen wir, wie folgt:

„Werter Freund! Die Zustände im Ahmednagar-Distrikt verschlechtern sich noch immer. Viele Ackerbauleute verkaufen ihr abgemagertes Vieh zu Spottpreisen, weil Futter sehr teuer ist und sie es für vorteilhaft betrachten, das Vieh loszuschlagen. Getreide ist sehr teuer. Die Zustände unter den notdürftigen Menschen wären noch viel schlimmer, wenn die Regierung nicht zeitgemäße Hilfeleistung geliefert hätte. Dennoch ertönt von verschiedenen Richtungen aus dem Ahmednagar-Distrikt der Notruf um Hilfe. Wer kann sich die Notdurft vorstellen, von der die Klassen der Armen, welche vorher schon aus der Hungersnot arm hervorgegangen waren, jetzt leiden müssen? Wer wird nicht gerührt durch den bedauernswerten, traurigen Zustand der armen Bhils, Mangs u. s. w., unter welchen wir besonders wirken?

„Wir haben jetzt aus jenen Distrikten sieben Kinder zur Erziehung übernommen. Wir hoffen zuversichtlich, daß viele



Gruppe von Marathi-Kindern bei einer der Regierungs-Hilfsküchen, sechs Meilen nördlich von Ahmednagar. Photographiert in der Essenszeit. Brotkuchen und Eimer mit *pulse* oder *dal* im Vordergrund, Beamte, Köche und Pfleger im Hintergrund.



Herrn Haigs Industrieschule zu Ahmednagar. Verwaiste Hungernde, gerettet durch die zeitliche Hilfe der „Home and Foreign Relief Commission.“ Herr und Frau Haig, Agenten und Gehilfen im Hintergrund.

diesen Ruf als eine erwünschte Gelegenheit ansehen werden, ihrer Christenpflicht an den armen Kindern und den bekehrten Bhils und Mangs nachzukommen. Wer möchte nicht jegliche Gelegenheit ausnützen, den Weg zur höheren Pflichterfüllung zu öffnen durch praktisches Mitleid für die materielle Notdurft so vieler Armen, indem man der Ermahnung des praktischen Apostels eingedenk ist?

Mögen diese Worte Euch aufmuntern, in dem Werke Eures Meisters thätig zu sein. Wirket so lange der Tag anhält, und was Eure Hände zu thun finden, das thut ohne Murren nach Euren Kräften. Euer, im Dienste des Herrn,

(Pred.) D. D. Saptal,
Superintendent der „Einheimischen Mission“.“

Dnyanodaya, das wohlbekannte und weitverbreitete christliche Zeitungsblatt in Bombay, schreibt über den Zustand des Distrikts, in dem wir thätig sind, wie folgt:

„Die Zustände im Ahmednagar-Distrikt werden immer mehr bedenklich. Bis jetzt ist in vielen Teilen noch kein Regen gefallen. Die Linderungsanstalten sind überfüllt. Die Cholera fordert ihre Opfer. Leichen werden an der Wegseite gefunden, daß sie von den Hunden verzehrt werden. Tausende Leute sind in diesen Distrikten ohne Kleider und ohne Decken u. s. w.“

Darauf folgen noch die nachstehenden Zeugnisse:—

„Ich interessiere mich sehr für die Arbeit des Pred. Dhanaji Saptal unter den Bhils und Mangs im Ahmednagar-Steuerbezirk. Es sollte uns zu innigem Dank stimmen, daß ein Hindu-Christ aus eigenem Antrieb, ohne mit irgend einer Mission in Verbindung zu stehen, sich hingiebt, den unter-

drückten und vernachlässigten Klassen das Evangelium zu bringen. Hierzu ist er der Gebete, des Mitleids und der Hilfe aller Christen bedürftig und wohl wert. Ich weiß bestimmt, daß ein jeder, der Jesum lieb hat, nicht unterlassen wird, hier Hilfe zu leisten. Den Armen wird das Evangelium gepredigt.

Dhanjibhay Nowroji,
Missionar der Freien Kirche, Bombay."

„An christliche Freunde:—Pred. D. Saptal ist an einem Werke unter den vielfach vernachlässigten Bhils und Mangs in dem Marathi-Lande thätig, welches ich als ein lobenswertes Werk ansehe, und ich wage es, ihn mit seiner Arbeit der Mithilfe zu empfehlen, allen, die sich für die Ausbreitung des Evangeliums im Heidenlande interessieren. Vor einigen Monaten hatte ich die Gelegenheit, einen Bericht des Br. Saptal über sein Wirken zu hören: und was er berichtete, schien ehrlich und glaubwürdig und war sehr interessant.

Robert D. Pringle,
Hauptschriftführer der Y. M. C. A., Bombay."

Das Volk, unter welchem dieser eingeborne Evangelist wirkt, finden wir interessant beschrieben in einem Zirkular, welches er selbst im Anfang des Jahres 1897 herausgab, und wir entnehmen demselben einen kurzen Auszug wie folgt:

„Bald zwei Jahre habe ich jetzt meine Mission unter den Unterdrückten, besonders den Einheimischen des Ahmednagar-Distrikts, betrieben, und ich fühle es meine Pflicht, gegenüber den christlichen Brüdern, beides in Europa und Indien, welche ein persönliches Interesse an meiner Wirksamkeit genommen und mir mit Rat und finanzieller Mithilfe zur Seite gestanden, daß ich von meinem demütigen Haushalt Rechnung ablege. Der Herr ist mir besonders nahe und gnädig gewesen, und

neben meinen Mitarbeitern möchte ich Ihm ein Ebenezer aufrichten, zu seiner Ehre und Herrlichkeit.

„Ich bin der Sohn eines christlichen Evangelisten, welcher als christlicher Arbeiter in dem Dienste der Amerikanischen Mission stand. Sein ernstes Leben und geweihtes Wirken erweckten in mir schon frühe ein Verlangen nach christlicher Thätigkeit, und gleich nach der Vollendung meiner Schulbildung wurde ich zum Prediger angestellt. Als ich meinen Kursus in der theologischen Anstalt beendigt hatte, wurde ich in der Hochschule der Ahmednagar-Mission als Bibellehrer engagiert, und später fiel mir die Pfarrstelle der Kirche in dieser Stadt zu. Bald darauf wurde ich abgesondert, nur Evangelisten-Arbeit zu thun, und von der Zeit an kam ich mit den Bhils und den Einheimischen in nähere Verbindung und fühlte ein Verlangen, mich ganz der Arbeit unter diesem Volke zu widmen. Das konnte ich jedoch nicht thun, so lange ich im Dienste der Mission stand, und deshalb sagte ich mich, mit dem herzlichen Einverständnis der Missionare, von der Mission los. Der Pred. Dr. Hume, welcher den Indiern ein warmer Freund ist, und der mich immer als einen christlichen Freund und Bruder betrachtet hat, erbot sich, ein Mitglied der Behörde zu werden, welche ich zu meiner Beratung gründete, und er übernahm in der Behörde die Pflichten des Schatzmeisters.

„Ich glaube, daß meine Unterstützung meistens von denen kommen sollte, welche den Nutzen von unserer Arbeit ziehen; auf dieser Weise werden alle Priester der anderen Religionen und geistliche Lehrer unterstützt. Natürlich müssen wir uns den einfachen Gebräuchen unseres Volkes anpassen (wenigstens insofern es nicht gegen christlichen Anstand und Ordnungen verstößt), und ehrlich uns in der Selbstverleugnung

üben, welches ja eine der stärksten und schönsten christlichen Tugenden ist, und daher auch die Triebfeder aller christlichen Wohlthätigkeit wird. Wir vertrauen auf Gott, daß Er, der uns das Verlangen gegeben, daß wir Ihm dienen im Dienste des Volkes, unter welchem wir wohnen, uns auch Gnade und Ausdauer verleihen wird zur Beförderung dieses Werkes.

„Ich erkenne, daß unsere Evangelisations-Arbeit bald große und wichtige Erfolge im sozialen und wissenschaftlichen Leben nach sich ziehen wird, und mit der Beihilfe der Regierung und des freigebigen Volkes, gedenke ich bald Schulen eröffnen zu können, in welchen nicht nur Schreiben und Lesen, sondern auch allerlei nützliche Handwerke gelehrt werden können. Vielleicht können bekehrte Männer zur Kultivierung des Landes angehalten, und somit geübte Räuber zu friedlichen, nützlichen Bürgern herangezogen werden. Daß diese Hoffnungen nicht nur eitel und erdacht sind, beweisen einige kurze Zeugnisse bekehrter Männer und Frauen, welche unsere christliche Gesellschaft bilden.

„Meine Arbeit geschieht meistens nur unter den Bhils, den Mangs, den Kaikadies und den Vadaries.

Die Bhils.

„Dieses Volk wohnt meistens in den Bergen und ernährt sich von der Jagd und vom Verkauf einiger Produkte des Dschungels, wie Honig, Wachs, u. s. w. Es sind etliche unter ihnen, die Ackerbau und Handwerk treiben. Aber diese werden allgemein als Diebe und Räuber angesehen, und auch die Polizei betrachtet sie als solche. Daher werden sie auch stets von der Polizei bewacht. Ihre Gesetze der Moral sind höchst einfach, und es wird nicht für notwendig gehalten, daß man bei der Heirat die gewöhnlichen Zeremonien durchmache, um dem Akt die volle Weihe zu geben; wenn jedoch das Bündnis

gemacht ist, dann wird die Ehe fast neidisch bewacht, und wenn der Gatte in die Dschungeln geht, sein Wild einzufangen, darf die Frau nicht allein im Hause bleiben. Vielweiberei ist bei ihnen nichts Ungewöhnliches.

Die Mangs.

„Etliche von den Mangs sind Ackerbauleute, aber die meisten von ihnen betreiben ein Handwerk, indem sie Besen binden, Stricke flechten, Teppiche weben u. drgl. m., oder machen ihr Leben als Nachtwächter. Gleich den Bhils sind sie berüchtigte Diebe und von dem einsamen Wanderer gefürchtete Wegelagerer. Die Mangs und Bhils dienen meistens *Mari Ai*, Muttergöttin der Cholera. Die Mangs opfern dieser Göttin manchmal ihre Söhne.

Die Kaikadies und Vadaries.

„Diese zwei Stämme sind wohl noch verkommener als die Bhils und Mangs und wissen gar nichts von dem Heil des Evangeliums.

„In sozialer Beziehung stehen die Bhils auf höherer Stufe als die übrigen Stämme der Ureinwohner und können daher mit den höheren Klassen der Hindus in Verkehr treten, welches auch häufig geschieht. Aber die Mangs stehen ihnen weit über in Bildungsfähigkeit und zeigen sich den Vorteilen der Bildung gegenüber sehr empfänglich.

Ich habe etwa einhundert bekehrte Personen, Kinder mit eingeschlossen, ausschließlich aus diesen zwei Stämmen. Außer diesen Hundert, welche durch die Taufe in die Gemeinde aufgenommen sind, befinden sich noch Dutzende, welche ernstlich suchen, ihr Seelenheil zu erlangen, und Hunderte hören andächtig der freien Predigt des Evangeliums zu. Etliche der Bekehrten haben wunderbare Erfahrungen durchgemacht.

Ein Evangelist der Bhils.

„Ich traf diesen jungen Mann in der Stadt Nagar, wohin er Geschäfte halber von seinem Dorfe, etwa vierundzwanzig Meilen entfernt, gekommen war. Ich nahm ihn zu mir ins Haus, belehrte ihn aus den Heilswahrheiten, und bald darauf durfte ich ihn mit seiner Frau zusammen taufen. Sie zogen die Aufmerksamkeit ihres Volkes auf sich, durch ihren veränderten Lebenswandel. Die Dorfleute kamen dann zu großen Zahlen und fragten nach der neuen Lehre, welche an diesen zweien solche Veränderung geschaffen hatte. Diese Besuche wurden so häufig, daß die Leute von ihrer Tagesarbeit abgehalten wurden, und dieser junge Mann entschloß sich, selbst seinen Dorfsleuten das Evangelium zu predigen; seit der Zeit ist er als Religionslehrer thätig gewesen. Dieser junge Mann hat in seiner Jugend eine Vorbereitungsschule durchgemacht und ist sehr fähig, während seine Frau nur lesen gelernt hat.

Ein Fuhrmann unter den Bhils.

„Dieser Mann war berüchtigt, als besonders zänkischer Natur und als Friedensstörer im Dorfe, und er war dafür von der Regierung eingekerkert worden. Als er dann wieder freigelassen wurde, suchte er eine Unterredung mit den Bhils des Ortes, welche *Mahars*, d. h. Christen, geworden waren. (Die meisten dieses Stammes werden *Mahars* genannt, wenn sie das Christentum angenommen haben.) Er suchte diese Unterredung nicht, um sich selbst überzeugen zu lassen, sondern zeigte sich anfangs dem Christentum sehr abgeneigt, aber mit der Zeit kam er zur Ueberzeugung und wurde mit seiner Frau zusammen getauft. Einmal hörte ich diese Worte von ihm: „Ich hatte einst ein sehr hitziges Temperament und war für die Dorfsleute die Ursache vieler Streitigkeiten, aber meine neue Religion hat mich zu einem ganz anderen Menschen ge-

macht. Wenn meine üble Angewohnheiten sich meiner bemächtigen wollen, dann rufe ich mir ins Gedächtnis, daß ich ein Christ geworden bin, und der Teufel weichet sogleich von mir." Aufmeinen Rat hin ist er Tonga-Fuhrmann geworden und macht bei seiner Beschäftigung sehr gut aus.

Ein alter Bhil und seine Familie aus vierzehn Seelen.

„Dieser alte Mann kam mit seiner Frau, seinen sechs Kindern, einer Schwiegertochter und fünf Enkeln und wohnte bei mir. Nachdem sie ein Jahr von mir unterrichtet worden waren, wurden diese Leute sich einig, daß sie wieder zu ihrem Dorfe zurückkehren wollten und dort die Verfolgung tragen, welche ihnen von ihrer Kaste aufgebürdet wurde. Sie blieben nur zehn Monate im Dorfe, dann kamen sie wieder zu mir, und baten um Schutz. Sie sagten mir, sie fühlten sich unter ihren Leuten gar nicht heimisch, und besonders den Kindern fehlten die christlichen Lieder, an die sie sich hier gewöhnt hatten. Sie sind hier getauft worden, und sorgen für ihren eigenen Unterhalt, so daß sie mir keine Bürde sind.

Wie Theater-Aufführer der Mangs christliche Gesangleiter wurden!

„Es waren dieses solche Leute, die in den Distrikten umher reisten und schändliche Theaterstücke aufführten und wüste Lieder sangen. Einer von ihnen war ein Trunkenbold und leidenschaftlicher Spieler. Sie sind jetzt alle christliche Prediger, und bei dem Volke sehr beliebt, als Leiter des christlichen Gesanges. Sie sind sehr geübte Sänger, und Leute sitzen Stunden lang und lauschen ihren süßen Tönen und hören ihre Predigt des Evangeliums.

„Dieses sind einige der interessanten Bekehrungen, von denen wir berichten können, und diese Fälle zeigen

den Charakter der Arbeit, die hier gethan wird. Die Ureinwohner, welche zum Christentum gewonnen sind, haben den Götzen ganz entsagt und beten gar nicht mehr zu den Götzen, welchen sie früher dienten. *Mari Ai* ist bei ihnen vergessen, und das arme Volk betet zu seinem Gott im Namen Jesu, ehe es aufs Feld an die Arbeit oder auf die Jagd geht. Ihr veränderter Glaube und ihr besserer Lebenswandel ziehen sogar die Aufmerksamkeit der Regierungsbeamten an.

„Meine Gehilfen und ich wurden anfangs von der Polizei mit Verdacht beobachtet und man wirkte uns auch entgegen; aber man merkte bald, daß auf unsere Wirksamkeit die Zahl der Verbrechen merklich abgenommen habe und daß unser Volk ganz unschädlich sei, und jetzt legt man uns keine weitere Hindernisse in den Weg. Erziehung ohne Christentum ist machtlos und wir erwarten und trauen, daß die Regierung, welche Anstrengungen trifft, die Ureinwohner zu zivilisieren, unsere Dienste anerkennen wird und uns Schüler in unsere Schulen schicken. Gegenwärtig haben wir nur zwei Schulen, welche von sechzig Kindern besucht werden.

„Ich möchte den untengenannten Brüdern, welche in den verflossenen Jahren in meiner Behörde gedient haben, und mir von großem Nutzen gewesen sind, meinen herzlichsten Dank abstatten und sie zugleich bitten, mir auch im laufenden Jahre wieder dieselben Dienste zu leisten.

„Die Behörde der Einheimischen Mission:

Pred. R. A. Hume, D. D., Schatzmeister, Ahmednagar.
A. M. Sangle, Schriftführer, „
Pred. D. G. Mulhar, Poona.
Pan`ita Ramabai, „

J. Morris, Esq., Bombay.
A. R. King, "

„Zum Schluß möchte ich alle Kinder Gottes, die dieses lesen, auffordern zur Fürbitte, zum Mitleid und Rat, und hoffe zuversichtlich, daß die Regierung, welche doch alle ihre Unterthanen gleich behandeln will, auch unsere geringen Anstrengungen, die wir unter den unterdrückten Klassen machen, anerkennen wird. Gaben und Subskriptionen kann man an die Glieder der Behörde senden. (Pred.) D. D. Saptal,
Unabhängiger Evangelist,
1. November 1896. Ahmednagar."

Pred. Saptal schreibt in einem Briefe, den ich seit meiner Rückkehr nach Amerika von ihm erhielt, wie folgt:

„Bis zum gegenwärtigen Datum, den 12. November 1897, haben wir mehrere Reisen durch die umherliegenden Dörfer und den entfernteren Gebirgen gemacht und haben im Freien oder doch an öffentlichen Orten gepredigt. Das brachte uns mit dem Volke in unmittelbare Berührung. Die Leute wußten, daß wir eine frohe Botschaft für sie hatten, und selten, oder vielleicht nie, zeigten sie sich unwillig, wieder und immer wieder die liebevolle Aussage von der alten Geschichte des Heilandes und seiner Liebe anzuhören. Taufen sind ein Zeichen äußerlichen Wachstums; während des letzten Jahres haben wir 47 Personen getauft, und ich ersuche Sie und Ihre Freunde, diese, welche den guten Weg eingeschlagen haben, auf betendem Herzen zu tragen, daß ihnen Gnade zu teil werde, ihren neuen Herrn und Meister zu verherrlichen, Ihm treu zu bleiben und seinen Namen zu preisen; auf

daß, wenn sie ihren Lauf vollenden, sie den guten Kampf recht gekämpfet haben möchten und ihnen die Krone des Lebens zu teil werde. Wir dürfen's Ihnen nicht sagen, wie sehr wir Ihrer Gebete und Hilfe bedürftig sind — daher traget uns vor den Thron eines gnädigen Vaters.

„Ausländische Missionen haben in Indien viel Gutes gewirkt, aber wenn das Christentum in Indien eingebürgert werden soll, dann muß einheimische Arbeit unterstützt, ermutigt und gepflegt werden."

Ich fand in Indien sehr ernste Missionsarbeiter, welche nicht im Dienste der Missionsgesellschaften standen und dennoch sehr erfolgreiche Arbeit thaten. Unter diesen zähle ich den Bruder J. R. Godshall von Pennsylvanien, welcher unter den Armen zu Amraoti, Berar, tüchtige Leistungen liefert. Er ist Mennonit, ist aber von keiner Missionsgesellschaft nach Indien gesandt worden. Auch ihm wurde von der Sendung der „Home and Foreign Relief Commission" zugeteilt. Die Mennoniten unseres Landes sollten billig Br. Godshall in seiner Arbeit unterstützen. Er plante bei meinem Besuch, sein Waisenheim mit ungefähr fünfzig Waisenkindern etwa 100 Meilen östlich von Amraoti, nach Wurrora, einem neuen Felde, zu verlegen.

Aber laßt uns jetzt zurückkehren nach Ahmednagar. Es sind den Missionaren in und um Ahmednagar nahezu 300 Waisen zur Ernährung und Erziehung überlassen worden.

Zu Sholapur wütete die Hungersnot schrecklich, und der Vertreter der „Home and Foreign Relief Commission" bedachte die Armen mit Getreide und Geld. Pred. Edward Fairbanks und seine liebe Familie, samt den vielen Armen, schätzten die Hilfe sehr hoch, und viele waren der

Dankesausdrücke, welche von den Armen den Freunden in Amerika überliefert wurden; denn was der Vertreter der „Home and Foreign Relief Commission" hier verteilen konnte, hatten die vielen offenherzigen Christen zur Verteilung beigesteuert.

Zu Poona wird vieles für Indien gethan, wofür die Arbeit der Pandita Ramabai reichlichen Beweis liefert. Aber gerade hier möchte ich ein Wort einlegen für die praktische Wirksamkeit der Heilsarmee. Während viele sprechen und schreiben, ist die Heilsarmee thätig an der Arbeit. Wohl keine Arbeiter in Indien kommen so mit allen Klassen in Berührung, als diese „Soldaten des Kreuzes", und keine lieferten der „Home and Foreign Relief Commission" einen so ausführlichen Bericht über die Verwertung der Gaben, welche sie empfangen hatten, als die Heilsarmee von Poona. Diese teuren, ergebenen und selbstaufopfernden Leutchen erweckten meine Liebe und mein volles Vertrauen für sie, und ich glaube, ich habe letzteres sonst nirgends mit solchem Recht zugeteilt. Sie ändern sogar ihre Namen in die Hindusprache um, damit sie leichter die Leute erreichen können. Sie haben eine Industrie-Schule gegründet.

Ich weiß nicht, wie ich dem Leser besser einen Begriff von deren Wirksamkeit geben könnte, als wenn ich hier zwei Briefe wiedergebe, welche von ihren Arbeitern, einer am 2. August und der andere am 29. September 1897 geschrieben wurden. Die Briefe lauten wie folgt:

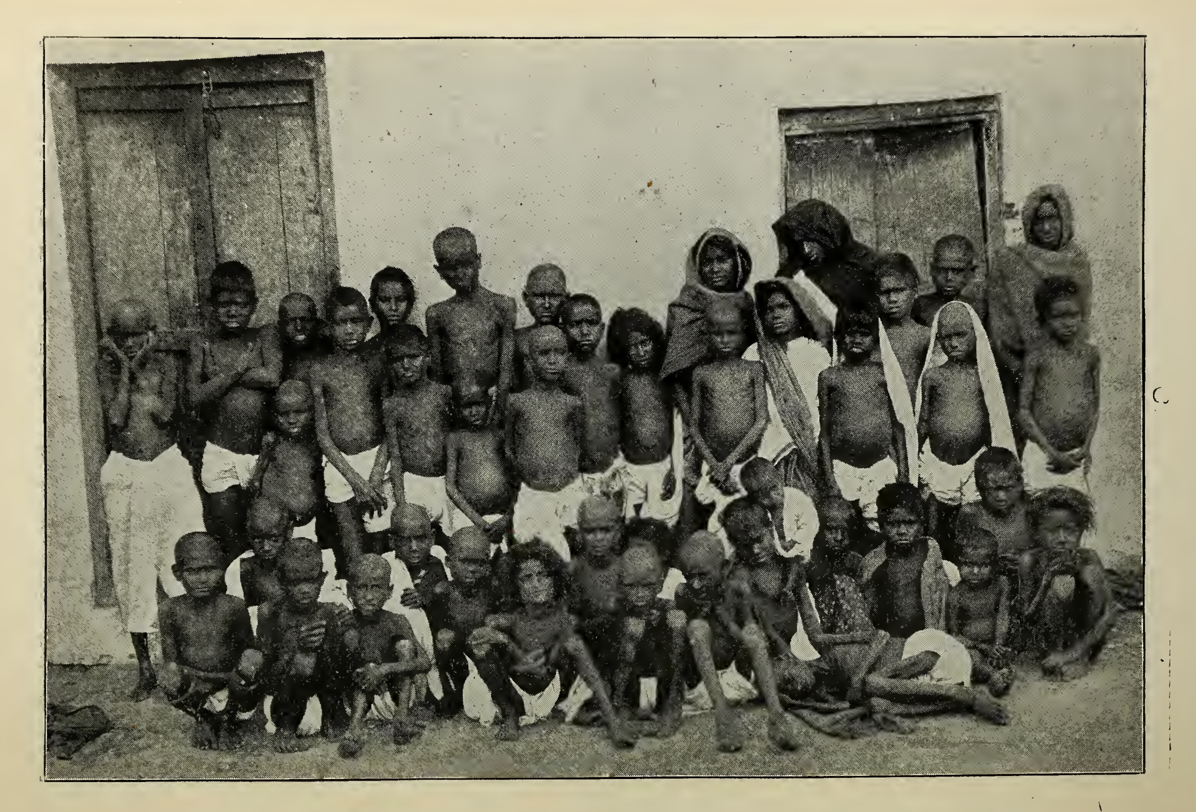
„Teurer Herr Lambert! Ich lege diesem Briefe die Bescheinigungen bei, welche mir die Getreidehändler für das von Ihnen empfangene Getreide überreichten. An jeden Schein habe ich einen kleinen Bericht über die

Arbeit, welche an den verschiedenen Orten gethan wird, angesteckt. In Shahganj herrscht die größte Not, weil das Getreide, welches durch Brunnenbewässerung gezogen wurde, von Heuschrecken gänzlich vernichtet worden ist. Bis auf die kleinsten Pächter, waren alle außer stande, ihr Getreide zu retten — sie büßten alles ein. Ihr Kredit schwand damit, und sie waren hilflos. Sie erboten sich, zu borgen und von der nächsten Ernte nach dem Monsun zurückzuzahlen. Wir sahen jedoch, daß dieses sie nur noch weiter in die Schuld stecken werde. Wir haben daher beschlossen, unsern Anhängern monatlich 600 Rupien wert Getreide zu verteilen und, dank Ihrer freundlichen Mithilfe, haben wir jetzt den ärmsten und bedürftigsten Pächtern 500 Rupien wert Getreide ausgeteilt. Es würde uns zur großen Freude gereichen, wenn Sie uns besuchen und sehen könnten, was an diesen Orten und der Umgebung gethan wird und schon gethan worden ist.

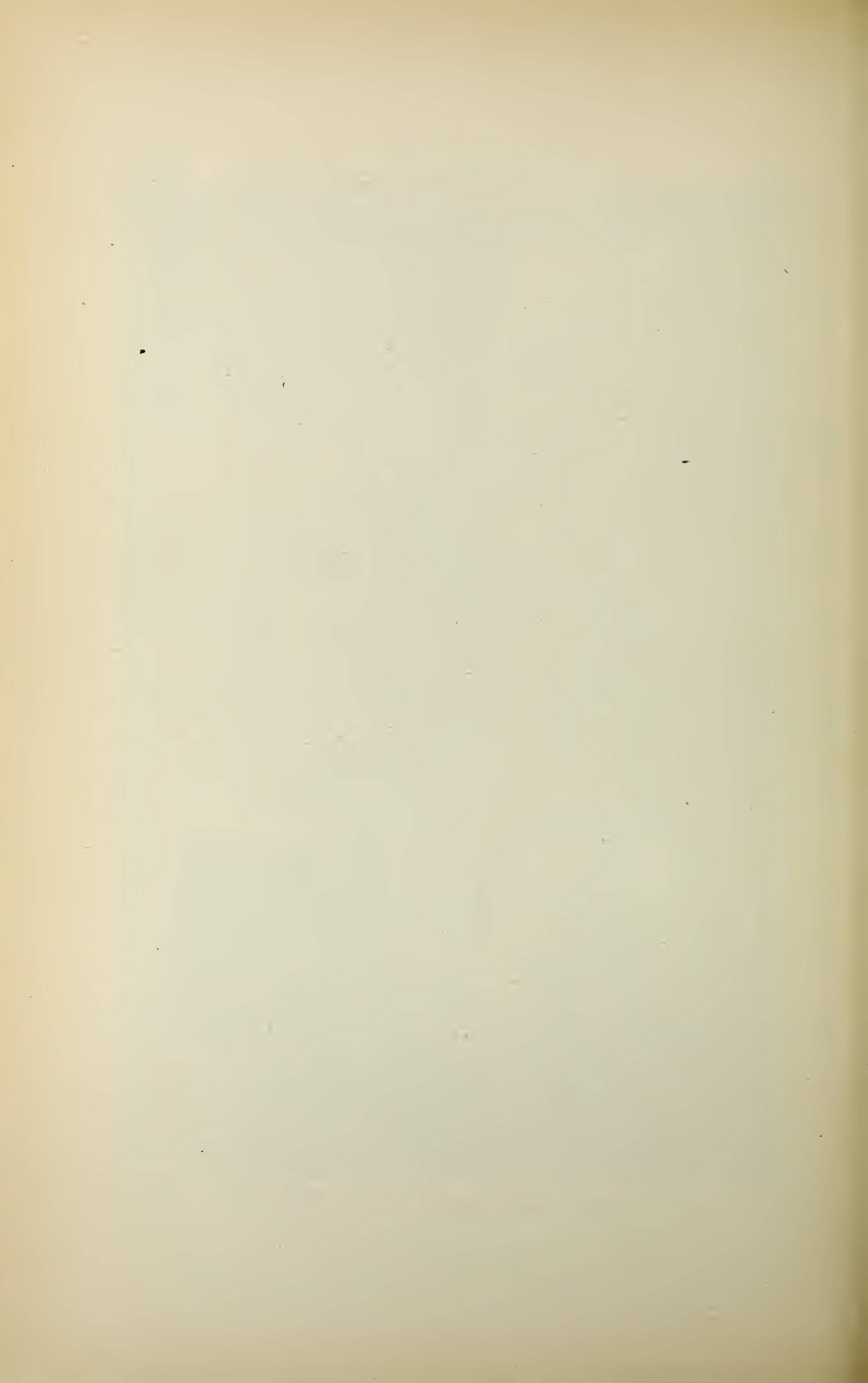
„Möchten Sie uns gefälligst schreiben, ob wir die 100 Tonnen Getreide, um die wir vor einiger Zeit anhielten, erwarten dürfen? Aus allen Richtungen hören wir von steigenden Preisen und alles deutet auf Mangel an Getreide. Gott bittend, daß Er Sie reichlich segne, verbleibe ich im Dienste für den Herrn, Ihr

Jesu Ratnam,
Major der Heilsarmee."

„Werter Herr! Soeben bin ich von Major Jhudda Bai in Kenntnis gesetzt worden, daß Sie in unserer Hauptstation waren und dort einen Wechsel von 1,000 Rupien für den Fond der Notleidenden hinterließen. Sie wird Ihnen schon dafür gedankt haben, aber ich dachte, ich wollte Ihnen einige Zeilen schreiben, um zu



Gruppe von hungernden Kindern, jetzt in der Industrieschule der Heilsarmee zu Poona.



zeigen, wie aufrichtig dankbar wir sind für die freundliche Gabe und den Beweis Ihres Mitleids mit den armen Hungernden. Ich darf Ihnen weiter nicht versichern, daß wir diese Gabe nicht nur sehr vorsichtig verteilen werden, sondern sie nur den Notdürftigsten werden zukommen lassen. Sie werden sich noch erinnern, daß von Ihrer letzten Zuteilung 500 Rupien im Shargunj-Distrikt für Saatgetreide verwendet wurden, dieweil die Heuschrecken die ganze Ernte vernichtet hatten.

„Einliegend finden Sie die Bescheinigung für diese Summen, mit den Namen der Personen, an die es verteilt wurde, die Quantität des Getreides im Geldwert und das Zeichen der Personen, welche dieses Getreide erhielten; sie konnten selbst nicht ihre Namen schreiben und machten daher ein Kreuz bei dem Namen. Die Bescheinigung ist etwas traurig zugerichtet; dieses geschah durch den Beamten, welcher das Getreide verteilte und keinen Umschlag hatte, um den Schein zu schützen; die Ratten haben ihn benagt, und durch das Rundreichen zur Unterzeichnung ist er so zerfetzt worden; aber ich dachte, es würde Sie interessieren, zu erfahren, wie die Verteilung stattgefunden hatte.

„Major Yesu Ratnam hat unsere Getreidespeicher im Norden untersucht und wird heute Abend in Bombay zurückerwartet, ehe er nach Poona zurückkehrt. Er berichtet, daß das Getreide, welches wir von Calcutta erhielten, sehr vorsichtig in den Hungerdistrikten verteilt wird, und daß dadurch viele Leben erhalten und vieles Elend abgewendet werden wird.

„Nochmals dankend für Ihr Mitleid und die freundliche Hilfe, verbleibe ich in seinem Namen, Ihr

Jai Singh,
Oberst."

Aber das Kapitel wird sehr lang und meine übrige Zeit in Indien ist nur noch kurz, somit, lieber Leser, kehre mit mir zurück nach Bombay, wo ich die letzten Tage meines Verweilens in Indien zubrachte. Hier schrieb und erhielt ich Briefe, und besuchte bei Freunden und in den heimgesuchten Teilen der Stadt.

Ehe ich meinen Lesern jedoch meine Heimreise beschreibe, möchte ich noch ein Kapitel verschiedenen Gegenständen bezüglich der Hungersnot widmen. Einiges davon sind Auszüge aus Zeitungsartikeln, anderes sind Briefe, aber ich denke, die Leser werden auch dieses Kapitel recht interessant finden.



Dreizehntes Kapitel.

Briefe von Missionaren, welche den Zustand der Hungersnot in den verschiedenen Distrikten und das Linderungswerk beschreiben—Allerlei über die Hungersnot und ihre Linderung.

Auf den folgenden Blättern wird keine bestimmte Regel der Zeit oder des Ortes befolgt werden, da ich ermesse, daß der Leser mehr um die Thatsachen giebt, als um ihre Anordnung, und obgleich die Briefe im allgemeinen an mich persönlich gerichtet sind, möchte ich es doch verstanden haben, daß ich sie nur annehme, als seien sie durch mich als Agenten der "*Home and Foreign Relief Commission*" an diejenigen gerichtet, die durch ihre Gaben dies Werk möglich machten. Einige der Briefe sind indischen Zeitungen entnommen. Da die meisten meiner eigenen Briefe im „Herold der Wahrheit" von Elkhart, Ind., veröffentlicht wurden und ihr Inhalt in Bezug auf die Hungersnot und ihre Linderung in den vorhergehenden Kapiteln gegeben worden ist, werde ich des Lesers Geduld nicht noch einmal damit in Anspruch nehmen.

Prediger N. E. Lundborg von der schwedischen Missionsstation zu Saugor, C. P., schreibt: „Die Hungersnot scheint hier zu steigen; viele Leute verhungern. Letzten Sonntag Abend fanden wir eine arme Frau, die eine kurze Strecke von unserm Hause am Wege im Graben lag. Wir brachten sie nach Hause, gaben ihr etwas Arznei und schickten sie nach dem Hospital. Aber ich fürchte, sie war schon zu schwach. Die neuangekommenen Hungrigen umringen mich den ganzen

Tag und bitten, als Arbeiter angenommen zu werden. Ich weiß kaum, was ich thun soll."

Pred. C. B. Ward schreibt aus Yellandu: „Ich sandte Dir Montag von hier in der Eile eine Karte. Ich erwähnte, daß wir hier in zehn Tagen zwölf Zoll Regen gehabt hatten. Gestern war ich zu Warangal, halbwegs nach Secundrabad, und dort sind in derselben Zeit sieben Zoll Regen gefallen. Unsere Wasserbehälter sind hier ein wenig angefüllt worden, aber nicht viel. Die um Warangal, gar nicht.

„Ich fand, daß die Not dort schon so groß wurde, daß nicht wenige Kinder, besonders Mädchen, von ihren Eltern an die mohammedanischen Beamten verkauft worden waren. Ich ging gestern in diese Gegenden, um Frl. Blackmar von der "*Women's Foreign Missionary Society*" (M.-E.) und Frl. Ruth Partridge auf den Weg nach Sironcha zu senden. Ich möchte für die Armen zu Seroncha ein Wort einlegen; Frl. Blackmar hat dort etwas gethan, ehe sie im Juni nach Hyderabad kam. Aber die Not ist seither viel größer geworden. Ich habe dort zwei Prediger, die mir schreiben und für die Sterbenden um Hilfe bitten. Ich gab Frl. Blackmar fünfzig Rupien von dem, was für diesen Zweck eingekommen ist. Dann bat ich Frl. Blackmar, an Dich zu schreiben. Wenn Du indessen ihr fünfzig oder hundert Rupien zusenden könntest, würde es eine große Hilfe in der Not sein.

„Obgleich hier Regen gefallen ist, sind der Armen doch so sehr viele, die nicht Kredit bekommen können. Die Zahl derer, die zu mir kommen, nimmt nicht ab."

Herr G. L. Wharton von der Missionsstation der Jünger Christi zu Hurda, C. P., schreibt: „Wir haben noch über 500 an den Unterstützungsarbeiten und weisen Hunderte ab, die

nach Arbeit fragen. Frl. Thompson speist manchmal 346 Personen. Wir machen eine genaue Untersuchung vieler der umliegenden Dörfer und finden viel Elend, dem auf Stellen der Tod schon ein Ende gemacht hat. M. J. Shah von Timarni schreibt: „Mehr Elend hier. Leute verhungern. Die Feldwege sind voll von diesen Leuten."

Frau E. M. Bacon von Lalitpur schreibt: „Ihre willkommene Sendung kam Sonnabend an, wofür wir herzlichst danken. Die Not während des Regens ist groß. Ein kalter, nasser, zitternder Körper mit einem leeren Magen muß schwer zu ertragen sein, und viele sterben dahin. Zwei, drei oder vier Stunden dauert es jeden Morgen, die armen Geschöpfe zu befriedigen, die von den Dörfern und anderen Städten nach dem *bungalow* ziehen. Wir grenzen an zwei Bezirke der Eingebornen, wo große Armut herrscht, und diese kommen zu uns herüber, etliche des Morgens, andere des Mittags, und wieder andere des Abends. Es giebt keine Ruhe vor dem Hungergeschrei."

Pred. E. F. Ward von Raj Nandgaon schreibt: „Wir danken Dir herzlich für das Geschenk für unser Werk.

„Wir haben bis dato 243 Kinder als Waisen aufgenommen. Jetzt sind es 95; einige sind an andere Missionsstationen abgegeben worden; einige sind gestorben, andere weggelaufen u. s. w. Eine Missionsschwester von Berar ist hier. Wir haben ihr 40 Kinder gegeben, die sie mitnehmen soll. Gegenwärtig speisen wir außerdem ungefähr 100 Hungrige mit gekochten Speisen."

Pastor F. Rowat erwidert am 9. August auf unsere Beisteuer aus dem Linderungsfonds wie folgt: „Wir finden es schwierig, hier genügend Reis zur freien Verteilung zu be-

kommen, darum kaufe ich Reis von anderen Orten und laß es auf der Bahn herbringen.

„Letzte Woche kaufte ich 250 Rupien wert Reis zu Raniganj, und dieses verteilen wir jetzt unter die Hungerleidenden, sechzehn "*maunds*" (1280 Pfund) den Tag. Die Not scheint größer denn je; aber die Maisernte sollte nach einem Monate Abhilfe leisten. Einige Tage zurück kam einer unserer einheimischen Christen von einem Dorfe sechs Meilen von hier und erzählte von einem Mann, der verhungert sei, und von zwei andern, die auf ihren Betten lagen, so schwach, daß sie nicht aufstehen konnten. Außer einer großen Anzahl Erwachsener, zählen die hungrigen Kinder, die zu uns um Hilfe kommen, über vierhundert. Natürlich können wir nicht allen geben, aber die Auswahl ist keine leichte Arbeit, da beinahe alle von ihnen Zeichen der Abmagerung zeigen.

„Wir liefern denjenigen noch immer Arbeit, die dazu fähig sind; aber wir lassen sie nur einen halben Tag arbeiten, damit sie nicht ihre eignen Geschäfte vernachlässigen dürfen. Wir genießen geistlichen Segen in dem Werk.

„Gestern stand der Vorsteher eines Santal-Dorfes in unserer Versammlung auf und zeugte ganz frei von der Gnade Gottes. Dieser Mann war früher ein bitterer Gegner des Evangeliums, daher hat seine Bekehrung Ursache zu vielem Danken gegeben. Der heilige Geist wirkt in unserer Mitte, und viele wenden sich von den Götzen zum Herrn. Ihm sei Preis und Ehre!"

Herr William Franklin von der "*Christian and Missionary Alliance*" (Christlichen Missionsalliance) schreibt: „Im Namen der elf Nationen, wo wir auf verschiedene

Wege die Hungerleidenden unterstützten, möchte ich denjenigen danken, die mit uns das Vorrecht genießen durften, in dieser Zeit der großen Not für die vielen armen Leidenden in Indien zu sorgen.

„Auch danken wir Gott dafür, daß Er aus den verschiedenen Quellen das Verlangen nach Hilfe befriedigt. Auf einigen Stationen werden täglich 800 bis 900 gespeist, und auf anderen zu einer Zeit bis 1,709. Auf allen Stationen, wo es möglich ist, wird denjenigen Arbeit gegeben, die dazu fähig sind. Wir hofften, daß nach dem Regen die Not nicht so groß sein würde; aber in unserem Teile des Landes scheint sie noch größer zu werden. An etlichen Stellen hat der Stadtrat die Not gelindert, bis ihre Fonds erschöpft waren, und dann baten sie unsere Missionare, zu thun, was sie konnten, und Du hast uns jetzt geholfen, dieses Werk fortzusetzen und zu fördern.

„Aber ich will Euch noch eine andere Seite dieser Arbeit ans Herz legen, nämlich unaufhörliches Gebet, daß diese Zeit nicht ohne geistliche Früchte vorbeigehen möge. Wir glauben alle, daß Gott diese Zeit benutzt, zu den Herzen des Volkes zu reden und sie zu sich zu ziehen.

„Und wir müssen das Unsrige thun und Gott helfen, seinen Zweck zu erreichen zu ihrem ewigen Wohl. Wir müssen Gott preisen für die Beweise wahrer Bekehrung, Heiligung und Hingabe in einigen, die noch nicht getauft sind, aber sich von den stummen Götzen abgewendet haben und dem Herrn dienen und auf das Kommen seines Sohnes warten. Auch müssen wir Gott loben für die leibliche Kraft, die Er unsern Arbeitern, wie auch den an-

dern, in dieser Zeit der besonderen Not verliehen hat. Euer Teil wird es sein, im Gebet diejenigen zu unterstützen, die im Felde an der Arbeit sind."

Herr R. S. M. Stanley von der "*Alliance Mission*" schreibt aus Khamgaon, Berar, den 17. August: „Die Not wird in Berar und Khandesh noch immer größer. Die grünen Blätter, welche die Leute essen, sind schädlich. Es geht kein Tag dahin, daß nicht etliche hier in Khamgaon verhungern. Meistens kommen hungernde Personen von einiger Entfernung, und ehe sie uns erreichen, sind sie zu schwach."

Herr C. B. Ward schreibt von Yellandu, den 18. August 1897: „Ich schrieb Dir, daß ich meinte, wir würden keine weitere Unterstützung brauchen. Es ist wahr, daß wir seit dem 15. Juli gute Regen gehabt haben — ungefähr achtzehn Zoll. Aber zwanzig bis dreißig Meilen östlich von uns hat sich die Not über Erwarten gesteigert. Einer unserer Prediger ist fünfundzwanzig Meilen östlich von hier stationiert, an einem Ort Namens Chattkonda. Er ist ganz von Hungrigen belagert. In der Verzweiflung wurden des *buniahs* Läden geplündert, und die armen Leute kamen tagtäglich zu ihm und baten um nur eine Handvoll. Samuel verteilte es, bis alles fort war. Letzten Donnerstag brach er mit vier Erwachsenen und neun Kindern nach diesem Orte auf. Obgleich sie nur fünfundzwanzig Meilen entfernt waren, kamen sie doch nicht vor Montag Abend an. Eine Frau, eine Mutter von fünf Kindern, wurde, als wir ihr etwas zum essen gaben, zu schwach zum Gehen, so daß wir meinten, sie leide an der Cholera. Um Mitternacht brachten wir sie zum Hospital. Aber der Doktor sagt, es sei nur der Hun-

Das Austeilen von Getreide in Berar.



ger, und es sei wenig Hoffnung, daß sie am Leben bleibe. Die neun Kinder haben wir in das Waisenhaus aufgenommen zu denen, die wir schon hatten. Samuel geht morgen zurück, um daselbst das Seinige zu thun und unser kleines Missionsgut zu verbessern und mehr Kinder zusammenzubringen. Er denkt, daß es dort noch zwanzig bis dreißig Kinder giebt, die von ihren Eltern verlassen werden, wenn nicht Hilfe kommt. Der Zustand der Dinge ist dort wirklich schlimmer, als er in der Nähe von Yellandu je gewesen ist. Die Ursache scheint zu sein, daß, obgleich es Regen gegeben hat, die Leute doch nicht in der Lage waren, daß er ihnen zu Gute kam. Getreide alles fort, Geld alles fort, kein Vieh, keine Saat — jetzt haben sie angefangen, die grünen Kräuter und Gräser zu essen, die doch das Leben nicht erhalten können; darum verhungern sie oder sterben an der Cholera."

Frau Carrie P. Bruere schreibt von Poona den 18. August, 1897: „Das Folgende ist ein Auszug aus einem Brief von einem Missionsfreunde aus den Central-Provinzen, heute Morgen erhalten: „Wir haben die Erlaubnis erhalten, Waisenkinder von zwei Plätzen zu entfernen, wo der Zustand des Volkes noch schlimmer ist als hier. Achtundneunzig brachten wir sofort hinweg, und unser Mann wird heute noch ein Dutzend oder mehr holen. Wir haben hier jetzt achtund-fünfzig Knaben und dreiundvierzig Mädchen. Ich weiß von niemand, der jetzt Mädchen haben will. Die Polizei von dem Orte, wo wir die achtundneunzig nahmen, sagt, daß dort noch etliche Hundert elternlose und heimatlose Kinder sind, die man versorgen sollte. Wenn Du jetzt einige von diesen Kindern wolltest, gerade so wie wir sie aufnehmen, „frisch aus den Dschungeln" (ausgenommen ein ein- oder

zweimaliges Waschen und ein reines Kleidchen), dann komm, oder schicke sofort nach ihnen. Wir haben große Mühe, sie vom Hungertode zu erhalten, da wir nicht haben, wo wir für sie kochen können, noch kaum, wo sie sich hinsetzen können.

„Wir haben zu Telegaum mehr Raum für Mädchen, und in wenigen Tagen erwarten wir noch sechsundsiebzig derselben. Dies wird uns eine weitere Auslage von 380 Rupien monatlich machen; aber wir können uns nicht weigern, sie aufzunehmen und werden fortfahren, für die Mittel auf den Herrn zu hoffen. Von der Missionsgesellschaft können wir keine Rupie verlangen, da die schon in Schulden steckt."

Pred. Carl Ericsson von der "*Alliance Mission*" zu Amraoti schreibt: „Die Not in diesem Teile von Berar wird von Tag zu Tag größer. Familien kommen von weit zu uns, halb verhungert und beinahe von Müdigkeit erschöpft. Heute Morgen kam eine Familie, welche beinahe ganz erschöpft war, auf unsern Hof. Der Mann sagte, sie seien vierhundert Meilen gegangen, und hatten in den letzten drei Tagen nichts zu essen bekommen. Wir gaben den Kindern *cunji*, aber einer der Knaben starb nach einigen Minuten vor Hunger und die anderen sind in einem sehr bedenklichen Zustande. Dies ist nur ein einziger Fall aus den vielen, die täglich vorkommen. Gegenwärtig teilen wir Getreide aus an über 1,000 Leuten, außer den siebzig (Kinder eingeschlossen), die wir angenommen haben, verschiedenartige Arbeiten zu verrichten. Wir haben auch einen Getreidemarkt eröffnet für diejenigen, die an den Unterstützungswerken der Regierung arbeiten, da dieselben nicht genug empfangen, um gut durchzukommen. Wir hoffen, daß sich unsere Unterstützungsarbeit an dem armen Volke in diesem Distrikt bald ausbreiten wird, so daß wir den Leuten mehr thatsächliche Hilfe leisten können.

Ich könnte auch noch hinzufügen, daß etliche unserer Hungerleidenden sich bekehrt haben und auf die Taufe warten."

Herr G. L. Wharton von der Missionsstation der Jünger Christi zu Hurda, Central-Provinz, schreibt: „Seit die Regen gekommen sind, haben die Unterstützungswerke der Regierung aufgehört, und die Not ist in diesem Distrikt größer geworden. Wir werden täglich von hunderten hilflosen Leuten umringt. In Hurda und den drei Außenstationen unterstützen wir täglich 800. Frl. Thompson speist täglich 180 Personen, meistens Kinder. Unsere tägliche Ausgabe ist wenigstens 100 Rupien. Dies erfordert irgendwo Freigebigkeit, wenn wir so fortfahren sollen. Wir unterstützen viele Witwen und Kinder, und hie und da helfen wir einem Dorfe von Kurkus und Gonds etwas Samen für die Aussaat kaufen. Das Volk und die Missionare sind sehr dankbar für die Freigebigkeit der Leser des "*Bombay Guardian*", die ihnen jetzt zu gute kommt."

Pred. Daniel Jones von Agra schreibt: „Besten Dank für die weiteren 100 Rupien! Unsere freiwillige Arbeit dehnt sich aus, und alle Zweige des Werkes sind im Aufschwung. Ich habe alle Tage 225, die für Unterstützung arbeiten. Wir hatten eine seltene, fröhliche Zeit am Jubiläumstage.

„Wir erfreuten die Herzen von 1500 Menschen und gaben fünfzehn *maunds* (1200 Pfund) Mehl weg. Wir glauben, daß dies Liebeswerk an den Armen Gotteswerk ist, und Gott wird es als das Seinige versiegeln. Besten Dank für das Drucken meines Jubiläumsvorschlags. Eine gute Schwester hat nach einem großen Bündel Zeug für arme Frauen geschickt, die buchstäblich in Lumpen gehüllt sind. Ich sende ihr heute 160 Yards Zeug, das für Röcke paßt. Ich hoffe, daß viele ihrem Beispiel folgen werden."

Pred. J. O. Denning von Narsinghpur schreibt: „Ich danke für die Bankanweisung für 100 Rupien von Ihrem Fonds für die Unterstützung unserer Hungrigen. Was für eine Wohlthat ist dieses für die Elenden! Ich hoffe, daß Ihr Fonds aushalten möge, bis die Hungersnot ganz vorüber ist.......Die Regen zeigen, wie viele Abhängige da sind, die nicht arbeiten können. Außer den Kindern würde wohl keine Klasse mehr Euer Mitleiden erregen, als die Witwen und hilflosen alten Frauen. Von diesen kommen viele zu uns, da die Regen die Not steigern. Das Getreide wird sehr teuer. Beinahe alle Tagelöhner fühlen die Härte des Druckes.

Die Schiffsladung amerikanischen Getreides.

Wenn es nicht ein Mißbrauch des Raumes ist, möchte ich bitten, diese kurzen Notizen in Ihrem werten Blatte (*Indian Witness*) aufzunehmen: „Als ich auf der "*whaleback*" *City of Everett* war, gingen meine Gedanken unwillkürlich nach Bhera, einer Endstation im Punjab, wo vor einigen Jahren während einer Teurung Tausende von Kamelen gebraucht wurden, um Getreide nach dem Innern zu tragen. Diese Erinnerung rief in meinem Gedächtnis wieder die Bemerkung eines Soldaten zurück, der bei einer ähnlichen Gelegenheit sagte, er habe nicht gedacht, daß es so viele Kamele in der ganzen Welt gebe. Hierauf machte ich einen Ueberschlag, was für eine Karawane es wohl geben würde, wenn Kamele, die „Schiffe der Wüste", mit der Ladung des guten Schiffes belastet würden. Ich glaube, die Ladung ist 2,500 Tonnen, oder 70,000 *maunds*. Die von der Regierung vor-

geschriebene Last für ein Kamel ist fünf *maunds*, jedoch wenn dieselbe kompakt ist, wird das Lasttier auch sieben tragen. Es würde demnach zehntausend solcher Tiere erfordern. Ein jedes Kamel, wie es sich mühsam mit ausgerecktem Halse dahinschleppt und mittelst eines langen Strickes an den Schwanz des vorhergehenden befestigt ist, nimmt einen Raum von sechs Yards ein; dieses macht 293 auf die Meile, und die 10,000 in einer ununterbrochenen Linie würden sich über vierunddreißig Meilen erstrecken. Dieses würde natürlich nicht praktisch sein, da einem einzigen Kamel ein Unfall passieren könnte, und dies die ganze Reihe in Unordnung bringen würde. Daher werden lange Reihen in kürzere Absätze eingeteilt, und zwischen je zwei wird ein Raum gelassen, so daß die Karawane sich über nicht weniger als fünfzig Meilen erstrecken würde, und jemand, der noch nie den Bagagezug eines großen Heeres gesehen hat, würde meinen, er sähe eine Weltausstellung von Kamelen, wenn er sehen würde, wie viele es nimmt, die Last des Kornschiffes im Hafen zu tragen.

„Fünfundzwanzig Jahre zurück (und wahrscheinlich noch heute) wurde all das Getreide, das im Naini-Tal-Bazar verkauft wurde, von Ponies getragen, die sich im Gänsemarsch den Berg hinaufarbeiteten. Diese würden eine ununterbrochene Linie von sechzig Meilen bilden müssen, um die Last zu tragen. Aber jemand möchte sagen: „Warum in diesem Zeitalter von solchen Dingen reden?" Nun, wenn die sechzehn Regimenter, die nach Rawalpindi beordert sind, dorthin gehen, wird man mehr ähnliches sehen können, und das giebt eine Idee, was für Hindernisse überwunden werden müssen, wenn man Wasser- und Bahnverkehr ersetzen muß.

„Aber zurück! Die Ankunft dieses Kornschiffes ist ein großer Segen gerade zur rechten Zeit; denn wenn auch der

letzte Regen genügend gewesen ist, so wird doch wenig von der *kharif*=Ernte vor dem November eingeheimst werden können, und der größte Teil erst einen Monat später. „Der letzte Strohhalm bricht den Rücken des Kamels," sagt das orientalische Sprichwort, und ohne Zweifel werden die nächsten zwei Monate in manchen Gegenden die schlimmsten sein. In Bezug auf das Geschenk an sich, können die gebildeten Eingebornen kaum anders, als die That einer Regierung und eines Volkes hoch zu schätzen, die in diesem Lande gar keine politischen Verantwortlichkeiten haben."

Beobachter.

Hungersnot und Cholera in Satara.

Das folgende ist ein Auszug aus einem Briefe des Fähnrichs Gunwanti Bai: —

„Die Cholera ist unter den von der Regierung angestellten Arbeitern ausgebrochen, und von den 8,000 oder mehr sind nur 1,000 an der Arbeit geblieben; 200 oder mehr starben letzte Woche, und die übrigen sind nach Hause in ihre Dörfer gegangen, und viele haben natürlich die Cholera mitgenommen.

Eine Frau kam damit nach Degam und in Shendri erkrankte auch ein Mädchen von 12 Jahren. Wir gingen hin und pflegten sie etliche Stunden. Ich denke, sie wird es durchmachen, wenn die Schwäche sie nicht überwältigt. Ihr Vater, ein sehr netter Mann, starb vor einigen Tagen an demselben Uebel.

Als wir sie gestern frühmorgens um 5 Uhr verließen und nach Hause gingen, fanden wir eine Frau am Wege liegen, die eben an der Cholera starb. Sie hatte ein kleines,

12 Monate altes Mädchen, das auch von der Cholera angesteckt war. Ich bedeckte das kleine Ding mit Bhaostuch und brachte sie hierher. Jetzt ist sie besser; aber die Mutter starb in der „Chowdi“ außerhalb Satara wenige Stunden nachdem wir sie fanden. Man meint, daß dieser Choleraausbruch von dem Regen verursacht wurde, der vorletzte Woche fiel. Der zweite Doktor der Lohnarbeiter der Regierung ist daran gestorben.

Ein gutes Werk zu Lalitpur.

Frau Bacon von Lalitpur schreibt von ihrer Arbeit unter den Hungerleidenden wie folgt: „Wir haben etliche liebe kleine Mädchen von acht bis zehn Jahren, die mit schrecklichen Krankheiten zu uns kamen und uns baten, sie zu behalten. „Schickt uns nicht fort,“ sagten sie, „sonst werden sie uns wieder zwingen, ein schändliches Leben zu führen.“ So haben wir sie denn genommen und auf einige Wochen nach dem Hospital geschickt. Jetzt sind sie bei uns, gesund und glücklich. Viele dieser verlassenen kleinen Mädchen werden in den Dörfern aufgelesen und an gottlose Leute verkauft, und wir wunderten uns oft, warum so viele Knaben und so wenige Mädchen zu uns kamen, bis wir den wahren Thatbestand erfuhren. Seitdem n e h m e n w i r j e d e s M ä d c h e n, d a s w i r f i n d e n. Jetzt haben wir beinahe achtzig, und wie viele auch noch kommen mögen, und wie klein unsre Gaben auch werden, so könnten wir doch nicht eins dieser Seiner Kleinen wegsenden. Ich wundre oft, ob die Mütter in dem christlichen Heimatlande, mit ihren lieblichen, unschuldigen Mädchen, jemals an diese armen braunen Mädchen denken, die, mutterlos und heimatlos, wie sie sind, der Willkür gottloser Leute preisgegeben sind und nichts erwarten dürfen als

ein hoffnungsloses Leben und ein hoffnungsloses Grab, und nur von Christenleuten gerettet werden können. Möge unser himmlischer Vater die Herzen seines Volkes erweichen und sie mit Liebe gegen diese Elenden erfüllen.

„Wir haben 75 bis 100 Hungerleidende, meistens Frauen und Kinder, die nicht an den Lohnarbeiten der Regierung teilnehmen können. Manche sind geschwächt; einige haben kleine Kinder; andere sind sehr alt. Alle diese und andre mehr sollten nicht ins Armenhaus, und sollten auch nicht Bettler sein. Diesen geben wir etwas Arbeit für vier oder fünf Stunden. Sie müssen auf ihren Köpfen Körbe mit Erde auf den Hof tragen und die Löcher auffüllen. Diesen geben wir genug Mittel für eine gute Mahlzeit den Tag, und auch etwas Kleidung, wenn sie beinahe nackt sind. Dann haben wir fünf Mütter mit kleinen Säuglingen, wovon zwei Zwillinge sind. Diese Mütter können nicht Erde tragen, sondern bringen ihre „Babies" in den Körben, wo sie sitzen müssen, während die Mütter Gras schneiden oder im Garten jäten. Dann sind 75 bis 150 Leute, die nur nach dem *bungalow* nach Speise kommen — Hungrige, die von Ort zu Ort gehen und nach Arbeit und Nahrung suchen, und von diesen sammeln wir unsre Waisen und verlassenen Kinder. Diese speisen wir alle mit Korn, das am Feuer geröstet ist wie „Knallkorn". Dieses mundet ihnen vortrefflich, und da die meisten unter Bäumen wohnen und kein Kochgerät haben, so ist dies das beste, das wir ihnen geben können. Wir geben wohl ganze Buschel von diesem Getreide weg, so viele kommen jeden Tag."

Pred. C. B. Ward von Yellandu, Dekhan, schreibt: „Gänzlich hilflose Dorfleute strömen diese Woche herein, und die Kaufleute wollen keinen weitern Kredit geben, da

die Aussicht auf Regen für die kommende Saat immer mehr und mehr schwindet. Betet für uns! Ich werde Arbeit für 2,000 Rupien liefern, und keine abweisen, die arbeiten wollen. Der Herr wird mir helfen."

Pred. S. B. Karmarker schreibt von einem Besuch, den er den Lohnarbeitern des Predigers J. O. Denning zu Narsinghpur abstattete. Er sagt, daß Herr und Frau Denning ein edles Werk thun und eine gute Gelegenheit haben, unter den Lohnarbeitern das Evangelium zu verkündigen, und daß das Geld, das ihnen gesandt wird, sehr weislich angewandt wird. „Die Zustände in den mittleren Provinzen sind wirklich traurig. Es giebt in den kleinen Städten Hunderte von Kindern, die durch die Straßen wandern und Korn auflesen, wenn der Markt aus ist, und es gerade so aufessen, wie es ist, um ihren Hunger zu stillen. Ein kleines Mädchen, das ich mitnahm, sagte mir: „Wollen Sie nicht auch meinem Bruder etwas zu essen geben, der unter dem Baume sitzt und sehr hungrig ist?" Wie das kleine Kind an seinen Bruder denkt! Als ich sie nach ihrem Vater fragte, sagte sie: „Der schläft unter einem Tamarindenbaum." Wahrscheinlich wußte sie nicht, daß er verhungert war. Sie weiß von ihrer Mutter Tod, aber vom Tode des Vaters hatte ihr niemand erzählt. Was ich gesehen habe, ist wirklich herzzerreißend. Die reichen Hindus in den heimgesuchten Gegenden thun beinahe gar nichts für die verlassenen Kleinen. Ihnen fehlt die Liebe und Barmherzigkeit Christi. Wenn man von Dorf zu Dorf geht, kann man Hunderte von Waisen bekommen, die weder eine Heimat noch irgend einen Schutz haben. Sie schlafen in den Verandas verlassener Häuser

oder unter Bäumen. In diesem regnerischen Wetter ist ihr Zustand wirklich bedauernswert."

Herr E. M. Gordon schreibt am 13. Juli und schickt uns mehrere interessante Photographien der Arbeit und der Arbeiter zu Mungeli. Eins derselben zeigt, wie Frau Gordon inmitten einer Gruppe Frauen sitzt, welche in der Bibel lernen. Diese haben alle mehr oder minder interessante Geschichten hinter sich. Von einem kleinen Waisenmädchen Namens Jhunia, sagt Herr Gordon: „Jhunia ist das Waisenmädchen auf der rechten Seite des Bildes. Sie strotzt jetzt von Gesundheit und ist voll Leben, Scherz und Unfug. Letzten November fiel ihr Vater in einem Felde hin und starb vor Müdigkeit und Hunger. Sie pflegte dann auf einem Wochenmarkt neun Meilen von Mungeli zu betteln, und dort hörte sie von jemand, daß der „Padri Sahib" (europäische Herr) zu Mungeli Kinder aufnahm und sie ernährte und kleidete. So machte sie sich denn auf und bettelte den Weg entlang bis sie die Hinterpforte unsers Missionshofes erreichte. Sie hatte viele Stunden nichts gegessen, und als einer der Christen sie sah, abgemagert, müde und hungrig, gab er ihr etwas zu essen. Von der Stunde an haben wir sie wie unser eigen Kind behandelt."

Herr Gordon schreibt auch: „Jetzt, da die Wege für Karren unfahrbar geworden sind, können wir die Kinder nicht weiter schicken. Daher kommt es, daß wir jetzt im Besitz von siebenzig Waisen sind. Es ist nicht unsere Absicht, hier ein dauerndes Waisenheim zu gründen; aber diese sind uns gegenwärtig aufgezwungen. Wir lassen Hütten errichten, um die Kinder alle unterbringen zu können."

In einem andern Briefe sagte Herr Gordon:

„Gegenwärtig betreibe ich drei verschiedene Arten Unterstützungsarbeit unter den Hungerleidenden: erstens wird ungefähr 150 Leuten Arbeit gegeben, die sonst wegen der Hungersnot in das allertiefste Elend verfallen würden; zweitens wird den verlassenen Kindern ein Heim geboten. Fünfzehn Minuten, bevor ich diese Zeilen schrieb, nahm ich zwei Waisenkinder, einen Knaben und seine Schwester, in dieses Kinderheim auf. Sie waren fünfzehn Meilen weit gegangen. Ein Mann hatte sie hierher gewiesen und ihnen etwas Weizen gegeben, von dem sie sich unterwegs drei Tage genährt hatten. Bei dieser zweiten Art der Unterstützung sollte ich noch die Kinderküche erwähnen, wo Kinder armer Eltern einmal des Tages etwas zu essen bekommen können. Zwischen ein- und zweihundert Kinder bekommen hier ihr Mittagsmahl; aber die Zahl verändert sich täglich.

Die dritte Art der Unterstützungsarbeit ist das Speisen der Hungrigen und Verhungernden, und da man mich gefragt hat, wie dies geschieht, wird man mich vielleicht entschuldigen, wenn ich meine Methode etwas näher beschreibe. In der Nähe des *bungalows* befindet sich immer eine große Anzahl Leute, von welchen die meisten wegen Schwachheit oder Alter oder Familienumständen nicht arbeiten können. Diese Dürftigen zu speisen und sie doch nicht zur Faulheit zu ermutigen, hat oft unsren Scharfsinn etwas in Anspruch genommen. Der Plan, den ich endlich angenommen habe, und der jetzt ganz gut schafft, ist wie folgt:

Ein Mann ist angenommen worden, der es sich zur besondern Aufgabe machen muß, die *kangals* (Armen) vom Hof

zu halten, denn man fand, daß alle Sorten Leute aus allen Ständen das *bungalow* zu allen Stunden des Tages belagerten. Dieser Mann macht es sich zur Pflicht, die Leute unweit des Thores zu versammeln. Um 10 Uhr vormittags stellt er sie in eine lange Reihe auf, so daß ein jeder deutlich zu sehen ist. Wenn ich hinkomme, haben sich wenigstens zweihundert Leute versammelt. Ich habe eine Anzahl Blechzettel, zwei Zoll im Quadrat, zubereiten lassen, und ein jeder Zettel ist ein-, zwei- oder dreimal eingezahnt. Diese Zettel werden



Pred. Gordon teilt den Waisen Speise zu. Mungeli, C.-P.

in schneller Aufeinanderfolge verteilt. Die Gesunderen erhalten einen Zettel mit e i n e m Einschnitt, während diejenigen, die am meisten abgemagert sind, einen dreifach gezeichneten Zettel erhalten. Auch sind da Zettel für gekochte Speisen, und diese werden den Schwächsten und Hilflosesten gegeben. Zettel werden aber nur denen gegeben, die nicht

zur Arbeit fähig sind, so daß vielen die Zettel verweigert werden. Ich finde es nicht schwer, die Faulen und die berufsmäßigen Bettler herauszufinden. Einer stellte sich blind, aber ich glaube nicht, daß er den Kniff noch einmal versuchen wird, denn ich habe ihm einen Text gelesen.

Wenn die Leute von mir die Zettel erhalten, gehen sie ab nach dem *bungalow*, wo ein Mann mit einem Korb voll rohem Reis und einem Zinkzuber mit gekochtem Reis sitzt. Wenn der *kangal* seinen Zettel zeigt, bekommt er ein, zwei oder drei *pice* wert Reis oder gekochte Speise, wie der Zettel andeutet. Wenn der *kangal* seinen Reis empfangen hat, verläßt er den Hof durch ein anderes Thor, und also geht alles anständig und ordentlich zu. Die Verteilung geschieht zweimal täglich, morgens und abends. Etliche kriegen wöchentliche Zettel, welche mit der Reisspende mitgehen, um wieder bei der nächsten Verteilung aufgewiesen zu werden. Da die Leute regelmäßig Speise empfangen, haben etliche sich schon so weit erholt, daß sie wieder an die Arbeit gehen können. Also sind viele von einem elendigen Hungertode gerettet worden.

Vielleicht wird es manchen Lesern schwer sein, zu glauben, daß Leute in dieser Umgegend kleine Muscheln, die sie im Flußbette fanden, rösteten und aßen. Gebratene Blutegel wurden auch gegessen. Den anderen Morgen kam eine Frau zu mir und sagte, ihr Sohn habe drei Tage lang Verstopfung gehabt und leide große Not. Die Einspritzung von heißem Wasser mittelst einem ärztlichen Apparat zeigte, daß der Junge, um seinen Hunger zu stillen, eine Masse grüner Tamarindenblätter und Kornhülsen aufgegessen hatte, und da diese nicht verdaut wurden, stauten sie sich zusammen und hätten beinahe seinen Tod verursacht.

Ehe ich schließe, möchte ich noch die Worte eines Freundes anführen, der sich mit der besonderen Absicht, die Hungersnot zu sehen, vier Tage in Mungeli aufgehalten hat. Pred. A. Logsdale von der S. P. G. Missionsstation zu Chota Nagpore, schreibt über seinen Besuch:

„Ich habe lebhafte Eindrücke von der Größe des Elends zwischen Jubbulpore und Mungeli bekommen, aber was ich



Ein Man · zu Mungeli, C.-P., vor Hunger gestorben.
(Von E. M. Gordon pl otographiert.)

an Eurem Orte sah, denke ich, war kläglicher als all das übrige. Ich denke oft an den armen Mann, der in dem Bazar starb; auch klage ich mich oft an, daß ich ihm nicht etwas Wasser brachte u. s. w., obwohl es ihn auch nichts mehr genützt hätte. Die Waisen, die in dem kleinen Raum im Armenhause eingesperrt waren; die Männerabteilung im Hospital und die Zahl, die scheinbar unbeachtet dahin stirbt,—

das alles hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Das Elend der Lebendigen ist so augenscheinlich, daß man wohl kaum von dem Auffressen der Leichen durch die Hunde, Geier u. s. w. sprechen sollte. Wollen nur hoffen, daß sie alle tot sind, ehe dieses geschieht."

Mehr von den Hungergegenden.

Pred. J. O. Denning schreibt von Narsinghpur den 22. Juli: „Gestern Abend wurden viele Leute von den Armenhäusern der Regierung nach den Werken geschickt. Manche davon waren beinahe nackt. Frau Denning und ich standen heute Morgen um halb fünf Uhr auf, suchten achtundvierzig von diesen auf und gaben ihnen einige Kleidungsstücke. Einen alten Mann, zwei kranke Frauen und ein junges Mädchen nahmen wir aus der Menge heraus und brachten sie mit heim. Die ersten drei können nicht arbeiten, und das junge Mädchen darf nicht unter solchem unsteten Volk auf dem Wege gelassen werden."

Frl. Kate Dixon schreibt von Hoshangabad: „Im Namen der hungerleidenden Waisenmädchen danke ich bestens für den Bankschein von 100 Rupien, den ich von den Lesern des "*Bombay Guardian*" empfangen habe. Unsere Mädchen, die vor drei und einhalb Jahren, als ich herkam, nur zwanzig zählten, zählen jetzt wegen der Hungersnot schon 162, und sechzehn mehr sollen Freitag Morgen von unserer Rettungsanstalt zu Sohagpur ankommen. Wir haben unsere Waisenanstalten vergrößert, und obgleich Freunde sehr thätig daran geholfen haben, so haben wir doch noch über fünfzig Kinder (Mädchen), die keine Unterstützung bekommen, aber wir glauben, daß Gott sie gesandt hat, und daß er auch Hilfe senden wird. Unsere Kinder sind von zehn Monaten bis siebzehn

Jahren alt. Etliche der neuen Mädchen sind solche niedlichen, munteren, kleinen Gestalten. In unseren Rettungsanstalten sind auch noch viele mehr.

Frau Laura Wheeler Moore von Basim, Berar, dankt für die Spende aus unserer Kasse und schreibt: „Als es kam, hatten wir nichts in Händen, und befürchteten die schmerzliche, aber unabwendbare Notwendigkeit, daß wir die 250 armen



Knaben in der Schule des Pred. Butler, zu Sohagpur.

hungrigen Geschöpfe von unserer Thür weisen würden müssen. Die Not um uns scheint zu steigen. Der Preis für Getreide ist wegen dem letzten Monsun zwei bis drei Rupien per *maund* gestiegen. Alle, die da können, sind an der Arbeit und freie Unterstützung wird nur den Hilflosen und den jungen Kindern geboten.

„Wir sind sehr besorgt, so viele Mädchen als möglich zu retten. Eine Anzahl haben wir schon aufgenommen und

werden so viele nehmen, wie wir nur können. Die losen Leute sind hier so geschäftig wie anderswo, diese hilflosen Mädchen mit böser Absicht aufzusuchen. Ein hervorragender Mohammedaner dieses Ortes hat schon zehn oder elf, und hatte die Unverschämtheit, zwei seiner Diener zu mir zu schicken mit einem Briefe, der die sehr höfliche Bitte enthielt, ich sollte ihm doch noch zehn Mädchen schicken!

Diese Begebenheit hat mich um so eifriger gemacht, den Feind aller Gerechtigkeit zu überlisten und so viele dieser Mädchen, als nur möglich, seinen Klauen zu entreißen. Ich hoffe, daß Deine Leser mich durch ihre Gaben zum Teil in den Stand setzen werden, dieses zu thun. Beinahe täglich kommen Mütter (meistens Witwen) und bitten mich, ihre Kinder aufzunehmen, und sie von dem Hungertode zu retten.

„Außer der Unterstützung von Arbeitern und der Verteilung von Getreide, speisen wir eine ganze Anzahl Kinder einmal täglich."

Dr. T. S. Johnson von Jabalpur dankt für eine Gabe und schreibt: „Ob auch der Regen bessere Zeiten verheißt—nachdem die Saat im Oktober eingeerntet ist, so ist doch die Not noch immer im Steigen begriffen. Gestern gaben wir 218 Decken solchen, die sie sehr nötig brauchten, aber Tausende sind ebenso bedürftig. Wir haben 230 an der Arbeit, die wir täglich speisen, und außer diesen eine Anzahl, die sehr arm sind, und andere, die nicht arbeiten können......Ich kann irgend eine Summe, die Ihr mir zuschickt, sofort zur Linderung der Not gebrauchen."

Pastor F. Rowat von Mihijam an der Ostindischen Eisenbahn, Bengalen, schreibt: „Wir sind sehr dankbar für Ihre Sendung. Wir sind noch immer sehr mit den Hungerleidenden beschäftigt und fahren fort, täglich über 200 abgema-

gerte Eingeborne mit Reis und Arbeit abzuhelfen. Die vielen hungernden kleinen Kinder wurden nicht vergessen, und das tiefe geistliche Bedürfnis liegt uns allen schwer am Herzen. Wir haben so lange noch nie so viele beständig unter dem Schalle des Evangeliums gehabt, und sogar in dieser Teurung sehen wir die Absichten Gottes mit diesem heimgesuchten Volke, da er sie zu seinen Füßen legt. Etliche ernsten Fragesteller geben schon in ihrem Leben Beweise davon, daß sie „von oben herab“ geboren sind, und für diese Beweise danken wir Gott und fassen frischen Mut. Unsere kleine Waisenfamilie wächst noch. Drei weitere wurden während der letzten Woche gerettet. Heuschrecken haben diese Gegend heimgesucht und haben alles aufgefressen, das die Leute gesät hatten, so daß viele nochmals haben säen müssen. In vielen Häusern ist es buchstäblich ein „Säen mit Thränen“ gewesen. Die Heuschrecken waren so zahlreich, daß große Baumäste unter ihrem Gewicht brachen. Der frischaufgegangene Mais ist bald vor diesem Heer verschwunden.

„Die Regierung hat solchen, die gute Bürgschaft liefern konnten, wieder Samen geliehen. Auf diesem Wege ist nur den bemittelten Pflanzern geholfen. Wir haben versucht, das Bestreben des Staates dadurch zu ergänzen, daß wir den ärmern Klassen helfen, die keine Garantie geben können und ihr Alles während der Teurung verloren haben. Diese Schenkungen von Staatgetreide sind hochgeschätzt worden, da die Empfänger das nächste Jahr noch schlimmer ab sein würden, wenn sie nicht solche Hilfe bekämen.

„Eine arme Frau kam hier letzte Woche in große Not. Ihr Mann war hinweggelockt worden nach den Theegärten in Assam, und der böse Kuliwerber hatte ihr jetzt zwei Kinder und eine betagte Mutter zur Versorgung gelassen. Sie that

ihr bestes, sie zu unterstützen, indem sie an den Regierungswerken arbeitete, aber sie fand den Wegebau sehr schwer und den Lohn gering. Sie fuhr mutig fort, sich abzumühen und arbeitete alle Tage mit einer Spitzhaue wie ein Mann. Die Aufseher merkten endlich, daß ihre Kraft schwand und rieten ihr, sich an die Missionare zu wenden. Wir haben ihr und ihren zwei Kindern und der alten Mutter das notwendige Obdach gegeben, und alle scheinen jetzt dem Aussehen nach sich zu bessern."

Pred. N. E. Lundborg von der schwedischen evangelisch-lutherischen Missionsstation zu Saugor, Central-Provinzen, schreibt: „Mit dankbarem Herzen erkenne ich Eure Unterstützung unserer Hungerleidenden an. Ich kann mit Freuden sagen, daß dieses Werk jetzt vorwärts geht; aber die Zahl unserer Hungerleidenden steigt noch langsam, und neue Ankömmlinge belästigen mich jeden Tag und zu jeder Tageszeit, wenn sie mich sehen können, und wenn sie mich nicht sehen können, bleiben sie draußen stehen. Sie fallen hin auf die Erde, schreien und bitten um Arbeit. „Wenn ihr so viele Leute unterstützt, warum könnt ihr denn nicht noch ein paar aufnehmen?" oder „nur noch einen?" oder „nur mich?" je nach dem Fall. Dies ist die tägliche Bitte. „Ich sterbe vor Hunger!" „Ich habe schon zwei Tage nichts gegessen!" oder „drei Tage," oder sogar „vier" u. s. w. Wenn wir annehmen, daß nur die Hälfte wahr ist, so ist es doch noch schlimm genug. Auf diesem Wege habe ich einen nach dem anderen aufgenommen, manchmal ein paar, zum Beispiel eine ganze Familie, bis die Zahl 436 erreicht hat. Und ich weiß nicht, wann ich aufhören kann, denn wenn sie einem auch viele erdichtete Geschichten oder Lügen aufbürden mögen, wie das oft geschieht, so sprechen doch das durchfurchte Gesicht und die

dünnen Glieder die Wahrheit, nämlich daß die meisten in Lebensgefahr sind. Und es wäre zum Herzzerbrechen, wenn man sie fortschicken müßte, ohne ihnen zu helfen. Es scheint, als ob alle sich vor dem Armenhaus fürchten, wo, wie ich glaube, die gute Verwaltung fehlt.

„Ich habe bis jetzt, mit wenigen Ausnahmen, unseren Leuten keine Kleidungsstücke gegeben, aber ich befürchte, daß es notwendig sein wird. Dies wird sofort eine Summe Geldes erfordern, aber ich bin der Zuversicht, daß der Herr auch das geben wird, und habe also schon angefangen, Pläne zu entwerfen."

Herr John Lampard schreibt von Nikkum aus dem Balaghat-Distrikt, indem er für die Schenkung aus unserem Teurungsfonds dankt: „Bis vor wenigen Tagen hatten wir hier eine aufgeregte Zeit, da wegen dem langen Ausbleiben des Regens und der stechenden Sonnenhitze die jungen Reispflanzen, die erst ein oder zwei Zoll hoch waren, anfingen zu verwelken. Aber gerade jetzt ist ein erquickender Regen gefallen und hat unsere Pflanzen gerettet, und die ganze Saat sieht hoffnungsvoll aus. In der südlichen Hälfte des Distrikts sind sie nicht so glücklich gewesen, da ungefähr ein *lak* wert Reissetzlinge vernichtet sein sollen, und die Regierung hat den Pflanzern wieder Samen geliefert."

Bessere Aussichten zu Yellandu.

Am 26. Juli schreibt Herr C. B. Ward aus Yellandu: „Zwölf Zoll Regen in zehn Tagen. Preis dem Herrn! Die Ernte ist sicher; aber die Wasserbehälter sind nicht voll."

Herr und Frau Robert Jarvis, früher zu Hoti Mardan, jetzt zu Peshawar, schreiben in Bezug auf die hungerleidenden Waisen unter ihrer Pflege: „Wir bitten Gott, daß Er euch reichlich segnen möge, und auch all die lieben Leser Eures Blattes,

weil sie mit ihren Mitteln Gottes Werk so reichlich unterstützt haben. Wir hoffen, daß sie die Gaben mit ihren Gebeten begleiten werden."

Die Geschichte eines Mädchens.

Dr. Annie D. Gordon schreibt von Mungeli: „Eines Tages nahmen wir ein Mädchen von zehn Jahren auf, und da wir den Abend sehr geschäftig waren, fragten wir sie nicht aus über ihre Geschichte; aber den nächsten Tag rief ich sie zu mir und ließ sie bei mir sitzen. Zuerst war sie so nervös, daß sie kaum deutlich sprechen konnte. Nach einer kurzen Zeit erzählte sie mir, daß ihr Vater ein Landbesitzer in einem gewissen Dorfe gewesen sei. Er hatte zwei Gärten und im großen und ganzen waren sie in guten Umständen. Am Anfang der Teurung starb er. Vorher war schon alle ihre Habe verkauft worden, so daß er geldlos starb. Die Mutter, seine Frau, machte sich auf mit dem Mädchen und ihrem Bruder, um nach Arbeit zu suchen. Eine Zeitlang bekam sie genug, um mit ihren zwei Kindern durchzukommen, aber ihre Gesundheit verließ sie, als sie sich Mungeli näherten. Eine kurze Strecke von hier ab fiel sie hin und war vor Müdigkeit unfähig, weiter zu gehen und nach wenigen Stunden war sie tot. Ich fragte das Mädchen: „Wer begrub deine Mutter?" Sie schaute so kläglich auf und sagte: „Ich konnte es nicht thun, so kamen die Hunde und fraßen sie auf." Wie mein Herz blutete, als ich diese Worte hörte, und ich wußte, daß es nur zu wahr sei, denn mein Mann hatte selbst gesehen, wie Leichen von Hunden gefressen wurden. Das Mädchen fügte hinzu: „Dann ging ich mit meinem Bruder weiter; aber er war zu schwach und starb auch. Ich saß an seiner Seite, und er hatte das einzige Kleidungsstück, das wir besaßen. Dieses nahm ich von ihm, nachdem er starb," und sie

zeigte auf das schmutzige Stück Zeug, das sie umhatte und sagte: „Dies ist das Kleid.“ Sie ging in Mungeli hinein und bettelte, aber ein Händler schlug sie, und es that ihr so weh, daß sie dachte, sie würde wohl wieder zurückgehen müssen. Unterwegs ging sie auf die Felder, um sich etwas *bhaji* zum Essen aufzulesen. Dann sagte ihr ein kleines Mädchen, daß der *sahib* in dem Missionshause alle Kinder einmal des Tages zu Mittag speise. Sie kam mit andern herein, und als sie ah, daß andere Kinder bei uns blieben, bat sie auch darum. Jedesmal, wenn ich ihr ins Angesicht schaue, wallt mein Herz von zartem Gefühl zu ihr. Sie sieht so jung aus und hat doch schon so viel gelitten.“

Die traurige Geschichte einer Witwe.

Frau E. S. Hume schreibt: „Eines Tages erschien eine brahminische Witwe, sehr dürftig bekleidet, als wir eben auf die Hochzeit eines jungen schottischen Missionars ausgehen wollten. Sie war eine Frau von imponierendem Aussehen und Mienen, wie man wenige leidende Witwen sieht, aber sie fiel zu meinen Füßen und flehte mich an, sie doch gütigst ein paar Worte sprechen zu lassen, da einer meiner eigenen Lehrer, der ihre Not kenne, zu ihr gesagt habe, daß sie ohne Furcht zu mir gehen und mir ihre Not klagen könne. Ich mußte also zwischen Hochzeitsfreuden und Witwenthränen wählen, und konnte den letzteren nicht widerstehen. Ich lauschte daher bei verschlossenen Thüren eine Stunde lang einer ungeschriebenen Geschichte. Dann kam der letzte Satz: „Und jetzt bin ich um ein paar Friedensworte gekommen.“ Das war mir eine gesegnete Offenbarung, und das 14. Kapitel in Johannes hat mir nie für das Bedürfnis eines Schmachtenden so passend geschienen wie an dem Nachmittag. Als ich las: „Meinen Frieden lasse ich euch,“ fragte sie:

„Wer hat das gesagt? Frieden lasse ich euch! Wer kann das sagen? Wer kann mir Frieden geben? Ich soll mich nicht fürchten, und mein Herz soll nicht erschrecken! Nachdem du meine Klage gehört hast, kannst du mir das sagen?“ Wir lasen es wieder und wieder, und dann beteten wir zusammen. Sie gab ihre Zustimmung zu meinem Flehen, wenn sie auch nicht kniete. Um 12 Uhr sagte sie zu mir: „Jetzt muß ich gehen. Sie werden mich in dem Ramatempel suchen, und wenn sie mich nicht finden, werde ich leiden müssen wie nie zuvor. Aber du bist mir wie eine Schwester, und obgleich ich dir deutlich sage, daß ich nie das werden mag, was du wünschest—eine Christin—so wird dieser Besuch hier doch nicht enden! Es hat Gutes gethan und wird noch Früchte tragen! Ich kam nicht, um nach deiner Religion zu fragen, sondern um dich zu finden! Ich schrie um ein paar Friedensworte, und du hast mein Herz damit erfüllt. Jetzt sende mich hinweg. Vielleicht werde ich dich nicht wieder sehen, aber wenn ich wieder losgelassen werde, werde ich wissen, wo eure Pforte ist! Niemand läßt mich in seiner Gegenwart stehen, noch meinen Schatten auf sich fallen. Ich darf in keines andern Thür erscheinen, aber du hast mich auf derselben Bank mit dir sitzen lassen.“ Diese Frau war schlank, edel in ihrem Benehmen, anziehend von Gestalt, und ihre Worte waren so voll von einem wunderbaren Pathos in allen Sätzen, die sie sprach, daß es mir schade ist, daß ich nicht mehr davon gehört habe. Ihre Geschichte war kurz wie folgt: „Ich wurde verheiratet, als ich nur fünf Jahre alt war. Seitdem ist mein Leben voll Leiden gewesen. Aber ich wurde bald eine Witwe, und dann pflegten mich mein Vater und meine Mutter, und ich war in ihrem Hause sicher. Mein Vater und meine Mutter starben vor einigen Jahren, und seit

meinem fünfzehnten Jahr bin ich bei ihren Verwandten gewesen, die mich auf unseren Feldern arbeiten und ein ehrliches Leben führen ließen. Dann kam meiner Mutter leiblicher Bruder und überredete mich, nach seinem Hause zu kommen. Ich erwartete Güte, aber seit dem Tage bin ich ihr Sklave gewesen. Habe nie einen Cent bekommen und nur die Ueberbleibsel von ihrer Speise! Das Kochen, das Waschen ist alles meine Arbeit, und wenn genug von dem Familienmahl übrigbleibt, dann bin ich noch ein Dieb, wenn ich es esse. Dies geschah heute Vormittag, und weil ich vor Hunger um 10 Uhr etwas zu essen wagte, wurde ich geschlagen und nackend auf die Straße gejagt. So sah mich deine Lehrerin. Sie sah, wie jemand aus Barmherzigkeit mir diesen Lappen zuwarf (ein beschmutztes altes Stück ungebleichter Leinwand, womit sie ein Bein, einen Teil ihres Leibes und ihr beschornes Haupt bedeckt hatte), und von einem anderen bettelte ich mir diesen roten Lumpen für das andere Bein, und dann fragte ich, ob es nicht einen Ort in der Welt gäbe, wo ich ein freundliches Wort oder ein paar Friedensworte hören könnte!" Werden die Freunde, die diese Zeilen von den Leiden einer Seele lesen, nicht auch für diese Schwester beten, die nie von Christo gehört hatte, und für die, welche gleich wie sie verborgen sind und von aller Möglichkeit, das kennen zu lernen, was ihnen Friede und Trost bringen kann, fern gehalten werden? Diese Frau kann während der Hungersnot gestorben sein! Wer weiß? Ich kann nur Gott danken für die Gelegenheit, die ich an jenem Morgen hatte! Als ich sie fragte, ob sie verführt worden sei, antwortete sie: „Frau, ich könnte es sein, und könnte prangen mit Juwelen am Halse und an den Armen und mit einem Stirnband und Edelsteine an meinem Haupte, wenn ich mich

nur von den Anstiftungen meiner Freunde, die mich zu einem Leben glänzender Sklaverei überreden wollten, hätte verleiten lassen! Weil ich nicht wollte, muß ich in Lumpen gehen und werde als Dieb ausgescholten, wenn ich mich einmal satt esse!"

Die folgenden Briefe sind einige Proben von denen, die ich von Missionaren empfangen habe, welche an dem Linderungswerk thätig sind.

Pred. Daniel Jones von Agra schreibt: „Die Not ist hier am Steigen. Noch immer keine Arbeit in den Feldern. Das Getreide wird immer teurer. Wir werden ganz überwältigt von dem Ruf: „Wir sterben vor Hunger und Durst!" Wir hören mehr davon, weil wir den Ruf stillen wollen. Täglich kriegen 1,000 je ein Pfund Mehl. Jetzt müssen wir noch ein Departement für freie Verteilung eröffnen. Leute kommen von ferne."

Pred. J. O. Denning von Narsinghpur, Central-Provinz, schreibt: „Ich habe noch 175 mehr an der Lohnarbeit Wenn ich die Kinder und Verwandten der Arbeiter zähle, dann werden nicht weniger als 300 Leute aus diesem Fonds gespeist, vielleicht 350. Ich habe gerade jetzt einen Mann aufs Land geschickt, um acht oder zehn Wagen voll Balken zu holen, damit ich die Häuser reparieren kann, die im Regen sonst verfallen würden. Ein Beweis, daß die Not wieder größer wird, ist, daß die Mütter mir wieder ihre Kinder bringen. Gestern nahm ich einen sehr schönen brahminischen Knaben auf und vorgestern ein muselmännisches Mädchen. Die Mütter kamen nach dem Hause und baten uns dringend, sie aufzunehmen. Viele drängen mich um Arbeit und die Zahl dieser wird immer größer. Ich fürchte den Regen."

Pastor F. Rowat von Mihijam an der Ostindischen Eisenbahn schreibt: „Die Not um uns wird schwer gefühlt. Dies macht uns für die empfangene Gabe um so dankbarer. Einige haben angefangen den Samen zu säen, und es ist unser Vorrecht gewesen, einer Anzahl armer Pflanzer etwas Samen zu schenken, was auch sehr geschätzt wird. Letzte Woche empfingen neun Familien so viel Samen, daß sie mit ihrer Saat vorwärts gehen konnten. Dutzende abgemagerte *Santals* kommen noch immer täglich um Speise. Letzten Mittwoch sah ich 200 Fälle der allertiefsten Armut. Viele kamen von sechs oder acht Meilen entfernten Dörfern. Sie vertraten 46 Dörfer, und unter ihnen waren sechsundvierzig Aussätzige, acht Lahme und ungefähr ein Dutzend andere, die physisch litten. Eines Tages letzter Woche waren außer der gewöhnlichen Menge 300 Kinder zugegen, die kläglich um etwas Reis baten. Ich werde oft tief bewegt, wenn ich ihre Klagen anhöre. Eine Frau erzählte, wie ihr Kind in ihren Armen gestorben sei, ehe sie das Haus erreichen konnte, um das bißchen Reis zu kochen, das sie empfangen hatte. Ein anderer jämmerlicher Fall waren vier skelettartige Kinder, deren Mutter unlängst gestorben war. Der Vater hatte die ganze Familie verlassen, und die ganze Last des Haushaltes auf den Schultern des ältesten, ungefähr 14jährigen Mädchens gelassen."

Herr A. J. Meik von Pastor Hägerts Bethel-Santal Missionsstation schreibt aus Bethlehem, Kumrabad P. O., über Nya Dumkah: „Ein armer Knabe kam zu mir um Medizin. Er war ungefähr 17 oder 18 Jahre alt, ein wahres Skelett, und konnte vor Hungersschwäche kaum sprechen. Der arme Kerl fiel erschöpft vor der Kirche hin. Er war froh, daß er in unser Hospital gehen konnte. Ich wog ihn und

fand, daß er nur 15 *seers* (30 Pfund) wog. Zwölf Tage nach seiner Aufnahme wog ich ihn wieder und fand, daß er 6 *seers* (12 Pfund) zugenommen hatte......Mein Hof ist voll von Hungrigen."

Wie einem „Narren" geantwortet wird.

Herr Bruce sagt: „Es geschieht oft bei unsern Feldpredigten, daß sich einer in der Versammlung befindet, der sich „selbst weise dünkt," und vorgiebt interessiert zu sein, nur um Einwendungen zu machen und das Volk von der Wahrheit abzuhalten. Bei der letzten Wallfahrt zu Pali war ein Mann, der mit einer herabschauenden Gönnermiene den Predigern sagte, daß das wahr und gut sei, was sie predigten. „Aber," sagte er, „Ich will euch eine Frage stellen. Wenn ihr die beantworten könnt, dann werde ich ein Christ werden." Vithoba, der Prediger, gab ihm die Erlaubnis, die Frage zu stellen, und der Mann sagte: „Kannst du mir sagen, was ich war, ehe ich als Mensch geboren wurde?" „O ja!" sagte Vithoba, „aber wirst du mir verzeihen, wenn ich es dir sage?" „Natürlich, was war ich denn?" „Bist du sicher, daß du mir verzeihen wirst, wenn ich es dir sage?" „Ja, sag nur!" „Nun denn, wenn du sicher bist, daß du mir verzeihen wirst, ich denke du warst ein Esel." Ein schallendes Gelächter unter den Zuhörern war die Folge, und der Fragesteller mußte halt mitlachen. Aber er stellte keine Fragen mehr, und unsere Prediger konnten ihre Arbeit ohne Störung fortführen."

Hungerleidende Witwen und Waisen zu Chunar, N.-W.-P.

Das große *bungalow*, das wir haben, ist über hundert Jahre alt. Es war die Residenz des Befehlshabers, als Chunar noch eine Militärstation war. Als ich es letzten Januar zuerst sah, da wunderte ich, ob dies der Ort sei, den

der Herr mir angewiesen hat. Da kein anderer da war, mußte ich annehmen, daß es so sei. Die *Y. W. C. A.* bot mir die Rente von 30 Rupien per Monat an, so daß ein Mitglied dieser Gesellschaft bei mir wohnen konnte und also nicht zwei für das Werk ausgesandt werden brauchten.

Am 1. Februar 1897 wurde das Heim eröffnet, und bald wurden von den Z.-B.-M. Missionsstationen, wo meine früheren Freunde waren, arme hilflose Frauen und Kinder zu mir gesandt. Frl. Richardson von Bombay brachte mir zehn aus den Hungerdistrikten, und so kamen sie allmählich von der „C.-M.-S.," von der „C.-E.-Z.-M." und von der amerikanischen Zenana-Mission, abgemagerte Frauen, junge Mädchen und kleine Kinder.

Zuerst war der Ort mehr ein Hospital, da so viele wegen Hunger, Blöße oder schlechter Behandlung litten. Ich habe jetzt über 120 Frauen und Kinder. Meine Kleinen sind in dem *bungalow* No. 35, welches im August eröffnet wurde.

Was wirst du mit diesen Frauen anfangen? ist die Frage, die mir gestellt wird. Erstlich, für den Herrn erziehen. Es ist ein großes Bedürfnis für Bibelfrauen unter den ungebildeten Tausenden in den Dörfern. Solche, die Verwandte haben, mögen nach ihren Dörfern zurückkehren und auf den Feldern, aber auch stets für Christum arbeiten. Eine Frau hat sich als Aja vermietet. Eine thut Hebammendienste. Eine ist als Krankenwärterin im Lucknow Hospital erfolgreich. Einige sind zurückgekehrt, um nach ihren Feldern zu sehen und wo möglich ihre Männer zu treffen, die ausgegangen waren, um in der Ferne Arbeit zu suchen, u. s. w.

Meine erste Klasse hat jetzt "*Peep of Day*" auf hindustanisch gelesen und fängt mit "*Dharm Tula*" an.

Außer dieser Arbeit in dem Heim habe ich einundzwanzig Kinder nach Waisenanstalten geschickt. Für die meisten bezahle ich. Außerdem gebe ich noch Extra-Unterstützung für solche, die in großer Not sind. „Die christliche Beisteuer für Indien" hat mir viel geholfen. Es hat uns nichts gemangelt. Der Herr ist unser Hirte. Gott will nicht, daß wir sorgen. Ein Schritt vorwärts genügt. Die nötige Kraft, die nötige Weisheit, das nötige Geld, die Lehrer, Hausmütter, Kleider, liefert Gott, und von Ihm nur habe ich gebeten.

Es würde leichter sein, von eines andern Arbeit zu schreiben; aber sollte jemand nach diesem abgelegenen, schmucken Chunar kommen, so würde er sehen, was der Herr gethan hat. Ergebenst,

M. Patteson.

Bungalow No. 8, Chunar, den 9. Dez. 1898.

Pred. Henry Forman von Fatchpur schreibt am 22. Mai:

„Wir haben hier etwas Missionsarbeit, worüber ich vorläufig die Aufsicht habe, da mein Heim und eigentliches Arbeitsfeld in Fatchgarh ist. Ich fand so viel Hungersnot und so viel Bedürftigkeit, welche die Regierung nicht erreichen konnte, daß ich ein Unterstützungslager und einen Missionshof eröffnete. Dieses haben wir seit anfangs März im Gang gehabt. Ich wünsche nur, daß ich es drei oder vier Monate früher angefangen hätte; dann hätte man noch viele vom Tode erretten können. Aber vor einer Woche brach in unserm Lager die Cholera aus, und in den letzten paar Tagen sind täglich drei oder vier gestorben. Es schien mir nicht recht zu sein, diese Leute unter den Umständen zusammenzuhalten, und da der Arzt es auch dringend anbefahl, habe ich gestern und heute ungefähr Dreiviertel der 400 Per-

sonen weggesandt. Für die Zurückgebliebenen können wir jetzt besser sorgen, da wir jetzt nur ungefähr 100 haben. Ich hoffe, bald von der Cholera befreit zu sein, und dann werde ich, nach einer gründlichen Reinigung, wieder mehr annehmen.

„Obwohl laut den Berichten die Hungersnot in den mittleren Provinzen größer ist als hier, so ist das Elend doch groß. Dieses beweist die Thatsache, daß die Sterbeliste hier viel größer ist als in irgend einem andern Distrikt im nördlichen Indien, wenigstens in den letzten zwei Monaten. Ich möchte nicht schließen, ehe ich noch zuvor meiner Dankbarkeit Ausdruck gebe gegen Dich und diejenigen, die Du vertrittst, für die Hilfe, die Ihr diesem Volke gebracht habt. Unser ernstes Gebet ist, daß die im Namen Jesu dargereichte Hilfe ein Mittel sein möchte, viel Volks zu Jesu zu führen."

E. Mortimer von dem wesleyanischen Pfarrhaus zu Jabalpur, C.-P., schreibt am 6. Juni wie folgt:

„Wir haben gegenwärtig 137 Kinder (69 Knaben und 68 Mädchen) und 68 Erwachsene (26 Männer und 42 Frauen), die von uns abhängig sind. Die Kinder werden in der regelmäßigen Schule unterrichtet. Die größeren und stärkeren verweilen einen Teil des Tages in der Schule, und während der übrigen Zeit verrichten sie Arbeiten, wozu sie fähig sind. Die Mädchen helfen beim Kochen und Nähen, während die Knaben Garn für Kehrwische spinnen und im Garten arbeiten, dessen Ertrag, wenn nicht für Speise in der Waisenanstalt gebraucht, verkauft wird, wovon der Erlös dann zur Unterstützung der Anstalt verwandt wird. Da wir etwas Land gekauft haben, sind wir in der Hoffnung, daß, wenn bessere Zeiten kommen, wir einen großen Teil unsrer Lebensmittel selber produzieren können; aber das wird noch eine Zeitlang dauern.

„Die Frauen (meistens Witwen) sind mit Kornmahlen, Kochen und Spinnen beschäftigt. Einige Männer machen *jharans* (Kehrwische), die sich gut verkaufen lassen. Die andern arbeiten in den Dschungeln, die wir angekauft haben. Hier hacken sie Brennholz und machen Holzkohlen. Andre fahren es auf Ochsenkarren nach Jabalpur und verkaufen es. Das Brennholz wird meistens in der Anstalt zum Kochen verbraucht; aber die Holzkohlen werden verkauft.

„Einige der älteren Knaben lernen Weben und Gärtnerei. Wenn der Druck dieser schlechten Zeiten vorüber ist, wollen wir die Kinder ein nützliches Gewerbe lehren, so daß sie sich selbst erhalten können, wenn sie erwachsen sind.

„Von dem, was ich geschrieben habe, wirst Du wohl sehen, daß jeder, der arbeiten kann, auch dazu angehalten wird. Wir haben keine Faulenzer; wer nicht arbeiten will, darf auch nicht essen. Wir bemühen uns, so viel wie möglich uns selbst zu helfen; aber eine Zeit lang werden wir doch wohl größtenteils auf die Hilfe und das Mitleid anderer angewiesen sein.

„Zum Schluß möchte ich noch Dir und allen denjenigen, die zu dem Unterstützungsfonds etwas beigetragen haben, von Herzen danken für die freimütige und rechtzeitige Hilfe. Wir gedenken Eurer in unseren Gebeten und wünschen Euch Segen in Eurem Werke der Barmherzigkeit."

J. O. Denning von Narsinghpur, Central-Provinz, schreibt am 12. Juni:

„Ich habe so viel zu thun, daß ich kaum Zeit habe zu essen. Meine Familie ist in Pochmarhi, und ich bin allein. Ich schlafe auf dem Hof, und manchmal des Morgens stehen Leute um mein Bett und warten darauf, daß ich meine Augen öffnen soll, damit sie etwas von mir bitten können.

„Die Hungersnot wird hier noch größer. Dieses zeigt sich auf verschiedene Weise. Die Getreidepreise steigen schnell. Viele Leute werden täglich zu den Lohnarbeitern der Regierung hinzugethan. Ein anderer Beweis ist, daß viele Mütter jetzt kommen und mich dringend bitten, doch ihre Kinder aufzunehmen. Drei Mädchen, die von ihren Müttern hergebracht wurden, sandte ich gestern nach Jabalpur. Eine brahminische Mutter gab mir ihren Knaben diese Woche. Die Bettler auf der Straße werden wieder häufiger.

„Ich habe ungefähr 175 Leute als Lohnarbeiter. Mein neues Dormitorium für die Schule wird in wenigen Tagen gedeckt sein. Dann werden wir Raum für 350 bis 400 Knaben haben. Die Waisen von den Armenhütten der Regierung sind noch nicht entlassen worden. Wir erwarten sie schon über einen Monat, aber die Regierung fürchtet sich, irgend einen Hindu zu beleidigen.

„Was ich mit meinen Arbeitern während des Regens thun soll, ist eine schwierige Frage. Ich warte auf das Korn, davon man spricht, um ihnen damit zu helfen. Kommt es? Ich könnte ganz gut 20,000 Buschel in diesem einen Distrikt gebrauchen. Die Not ist groß.

„Jetzt habe ich vor, einen jeden Mann und eine jede Frau, wenn möglich, mit etlichen Balken zu versehen, damit sie ihre Häuser für die Regenzeit reparieren können. Manch ein Haus wird im Regen gänzlich zusammenfallen, wenn es nicht repariert wird, und viele Männer und Frauen können sich keine Balken für die Reparatur kaufen. Morgen kommen 180 solcher Balken für diesen Zweck vom Lande.

„Ich finde viele Leute, die beinahe oder ganz nackt sind. Die brahminische Frau, die mir vor wenigen Tagen ihren Jungen brachte, hatte kaum etwas an. Ich verschaffte ihr

Kleider. Eine der beiden, die jetzt im Hof sind, hat nur einen Streifen zwei Zoll breit, um ihre Weiblichkeit zu bedecken. Gestern Abend sagte eine Frau, die für sechs *pice* den Tag für mich arbeitete, daß sie mit ihren Kindern nicht davon leben könnte, und fragte mich, was sie thun sollte. Sie kann sich nicht von ihren Kindern trennen. Da taucht eine andere Frage auf. Was soll ich mit den Witwen thun, die mir ihre Kinder bringen? Wenn es so beihält wie jetzt, dann werden in den nächsten zwei oder drei Monaten wenigstens hundert Witwen zu mir kommen. Soll ich sie abweisen und auf schlechte Wege gehen lassen? Aber es ist auch schwierig, solch eine Anzahl Frauen zu behalten, besonders da sich so wenig Charaktarfestigkeit in diesem Lande zeigt.

„Bruder, dieses ist eine ernstliche Not. Wir sind mitten drin und wissen uns gar nicht zu raten noch zu helfen. Jeder Tag bringt neue Fälle, und neue Fragen tauchen auf und müssen sofort gelöst werden. Ohne Zweifel machen wir viele Fehler. Viele Leute sind unwürdig, aber die meisten sind in großer Not. Möchte Gott mir in diesen schweren Zeiten beistehen, denn oft weiß ich nicht, was zu thun.

„Gott hat mich sehr gesegnet während dieses heißen Wetters. Ich habe viel draußen in der Sonne zubringen müssen. Ich habe einen kräftigen Körper, aber in dieser Hitze werde ich oft ganz matt. Ich gehe nach Hause, nehme etwas Speise, sitze eine Weile unter dem Federfächer und gehe dann wieder aus. Gott hat meinen Körper gesegnet. Vier von meinen Lohnarbeitern sind unlängst an der Cholera gestorben. Vor ein paar Tagen wurde ein 14jähriger Knabe, der für mich arbeitete, von der Cholera erfaßt. Wie ich vor diesem kleinen Hause saß, ihm Medizin eingab und seine verwitwete Mutter anwies, wie sie seinen Bauch erwärmen

sollte, dachte ich bei mir: „Ist das Leben für diese Leute lebenswert? Was finden sie in dem Leben, das irgendwie wünschenswert wäre? Welche Hoffnung haben sie für die Zukunft? Gott kennen sie nicht. Sie haben nichts in diesem Leben und keine Hoffnung für das zukünftige.

„Bitte mir so viel zu geben, als Du nur kannst. Unser Teurungskomitee hierselbst ist bereit, mir bei der Verteilung zu helfen, wenn meine Leute es nicht bewältigen können. Ich kann all das Geld brauchen, das Du für mich übrig hast.

„Möge der Herr Dich und all die guten Leute segnen, die Ihr uns so reichlich in dieser Zeit der Not geholfen habt."

Lucy H. (Frau Geo. H.) Ferris von Kolapur, S. M. C., schreibt den 12. Juni:

„Ich finde, daß die Zahl der Verhungernden in dieser Gegend noch steigt und möchte so gerne die Not etwas lindern, wenn möglich. Zwei Kinder, die von ihren Verwandten verstoßen wurden, sind zu mir gekommen, aber wir haben kein Geld, sie zu versorgen. Wir haben kein Waisenheim, wo sie aufgenommen werden könnten. Wenn ich 10 Rupien hätte, würde ich versuchen, die ältere nach der Waisenanstalt in Poona zu senden. Fünfzig Rupien würden der anderen Nahrung, Kleidung, u. s. w. auf ein Jahr verschaffen. Dann könnte sie unter meiner Obhut in der Kostschule bleiben, die sonst nicht für Waisen ist, und Frl. Palton, meine Gehilfin, denkt, wir könnten sie unter den anderen Mädchen lassen, wenn wir die Mittel bekämen.

„Fünfundsiebzig Rupien würden wir sehr sorgsam brauchen. Wenn dies nicht mit Euren Zwecken harmoniert, dann bitte mich gütigst und schnell wissen zu lassen. Ich möchte wenigstens zwei Säcke Korn für freie Verteilung haben. Mein verstorbener Gatte wohnte in Hillsdale, Michigan, und

Deine Heimat, Elkhart, scheint nicht weit davon entfernt zu sein; wenigstens ist uns, die wir in Michigan gewesen sind, der Name wohl bekannt.

„Meine Mitarbeiterin an der Kostschule ist Frl. Esther Palton von Brooklyn, Mich. Wir haben gehört, daß von dort Korn nach Indien gesandt worden ist, aber ob durch Dich oder andere, wissen wir nicht."

Dr. Julia Bissell von Ahmednagar schreibt am 31. Juli: „Einliegend in diesem Briefe wirst Du den Empfangsschein des Kaufmanns aus dieser Stadt finden, von dem wir das Getreide kauften, ehe ich mich hinsetzte, diesen Brief zu schreiben, um Dir den Zustand der Dinge und meine Pläne kundzuthun, wie Du es wünschtest. Die Berichte, die mir gebracht worden sind, citiere ich wörtlich: „Wir haben keinen Regen gehabt, und die Not wird größer." „Die Not ist gewiß größer denn damals, als Herr Lambert hier war. Eine nochmalige Bitte um zweitausend Rupien so bald als möglich würde sicherlich mäßig sein." „Es ist sicher, daß die Not jetzt größer ist als vorher." Dieses sind die Berichte von Männern aus unserm hiesigen Missionskreise.

„Meine Mutter, Frau Bissell, deren Verteilung von Getreide Du hier zusahst, sagt: „Schreibe doch Herrn Lambert, daß mein Getreide alle, und daß dies die nötigste Hilfe für die Leute ist. Ich brauche sofort mehr Getreide. Ich weiß nicht, was ich ohne dasselbe anfangen soll."

„Meine Schwester, die Vorbereitungen traf, eine Küche für ihre hungrigen Schulkinder zu eröffnen, als Du hier warst, hat schon eine zweite Küche eröffnen müssen, da sie bald mehr hungerleidende Mädchen hatte, als sie in der einen Küche versorgen konnte. Ihr Getreidehaufen muß ziemlich oft herhalten, so daß sie schon um mehr Getreide sorgen muß.

„Ich habe eine allgemeine Küche eröffnen müssen für solche Familien, die spät am Tage zu uns kommen und an dem Tage, und oft schon ein paar Tage, noch keinen Bissen genossen haben. Manch eine Familie, die auf dem Wege nach den Unterstützungsarbeiten der Regierung ist, bleibt hier in der Stadt über Nacht und bekommt ein warmes Mahl in der Küche. Aber das Getreide wird nicht mehr weit reichen. Wann kann ich mehr haben?"

Am 31. Juli schrieb G. C. Duff von Khosulna: „Heute Morgen, als ich über die heidnischen Hungerleidenden von Rattepungu und Ashashony Thannes nachdachte, kam Dein lieber und willkommener Brief. Den hungrigen Leuten von dem oberen Thannes half ich dadurch, wie Du weißt, daß ich ihnen zwei Wasserbehälter bis anfangs Mai graben ließ. Wenn diese Behälter fertig sind, soll unser Brunnen die Leute von Choonkury, Haunjtaha, Leowdoge und Shetahaengh versorgen. Wir haben ihnen auf verschiedenen Wegen geholfen. Wir haben ihnen Getreide u. s. w. gegeben und haben denjenigen Feldarbeit zu thun gegeben, die dazu fähig waren. Seit die Regierung die freien Gasthäuser auf manchen Stellen geschlossen hat, drängen sich die elenden Leute in den *Lunderbein* hinein. Sie kommen zu den Häusern der wohlhabenden Christen und sagen: „Gebt uns zu essen!"

„Unser Diakon in Heringtanna hat bis jetzt elf Familien das Leben gerettet. Eine Familie, die aus fünf Personen besteht, hat sich bekehrt. Die andern Familien wollen Christen werden; aber ich ließ es noch nicht zu. Was ich wünsche, ist, daß unsre Gemeinden im Süden anziehender würden und die Not der Hungerleidenden in dieser Gegend linderten; dann würden sie sich bald in der That bekehren unter dem Schalle des Evangeliums. Ich bin hier und unterstütze vier

mohammedanische Familien mit meinem eigenen Gelde. Ich würde sehr dankbar sein, wenn Du uns Mittel zukommen lassen würdest, um diese Not zu bekämpfen. Deine Bedingungen passen uns in allen Beziehungen. Ich mache Schulden in dieser Arbeit für die Hungrigen; denn „sie sind ja Blut von unserm Blut und Fleisch von unserm Fleisch". Bis jetzt habe ich den Kranken und Sterbenden noch keine ärztliche Hilfe verweigert. Gedenke meiner in Deinen Gebeten. Wir sind jetzt weinende Propheten; unsre Thränen trocknen nie für unser Land."

Dr. Julia Bissell von Ahmednagar schreibt wieder am 3. August:

„Besten Dank für Deine Depesche in Bezug auf die vier Eisenbahnwagenladungen von amerikanischem Korn für uns. Wir machen schon Pläne in Bezug auf die Verteilung desselben. Auch danke ich herzlichst für die 1,250 Rupien, wofür ich Dir anbei die formelle Quittung schicke. Die Hilfe, welche diese Summe uns bietet, ist sehr angenehm. Ich werde von meinem Teil in ein paar Tagen Gebrauch machen. Es dauert heutzutage nicht lange, so ist eine Summe Geldes für die Unterstützungsmissionen ausgegeben.

„Gestern gab meine Mutter, Frau Bissell, deren Verteilung von Getreide an unsrer Thür Du zusahst, sechsundneunzig verschiedenen Personen etwas Getreide. Für viele, wenn nicht für alle, war das die erste Speise, die sie den Tag und vielleicht mehrere Tage gesehen hatten. Was diese halbnackten Leute thun werden, wenn die Regenzeit kommt, weiß ich nicht.

„Noch kein Regen und keine Anzeichen dafür. Wir haben starke Winde.

„Gestern verteilte ich Brot aus meiner Küche an über fünfzig Kinder, wovon die meisten den Tag nur den einen Bissen Brot gesehen hatten.

„Gott segne Dich und Dein Liebeswerk für dies hungrige Volk.“

Pred. R. Winsor von der Dekhan-Marathi-Industrieschule zu Sirur im Poona-Distrikt schreibt am 18. August: „Ich und meine Frau sind die einzigen Missionare in diesem Distrikt. Die Not wird überall größer, und die Regen kommen noch nicht. Der Zustand der Leute in unserm Distrikt ist einfach schrecklich, und Hunderte müssen dahinsterben, wenn ihnen nicht geholfen wird. Ich denke, meine früheren Briefe gaben Dir in schwarzen Ziffern, die Dir die nötige Information geben sollten, die Summe an, nämlich 3,000 Rupien per Monat, und dies ist nicht ein *pice* zu viel. Worte sind hier von wenig Nutzen. Thue für diese Leute alles, was Du kannst. Der Mambutdar teilt täglich an 5,000 Menschen Getreide aus; aber was ist das unter 150,000 Einwohnern. Was soll ich mehr sagen? Ich habe in den letzten fünf Monaten in all meinen Briefen die Ueberzeugung ausgesprochen, daß schlimmere Zeiten kommen. Sie sind gekommen, und die schlimmste Elendsperiode ist eingetreten. Noch fünf Monate länger wird und muß diese Not anhalten. Mehr brauche ich nicht zu schreiben; aber ich lege Dir ergebenst diese Bitte um Hilfe für dieses bedrängte Volk vor und mögen unser aller Herzen von Liebe und Einsicht erfüllt werden.“

Br. J. R. Godshall von Amraoti schreibt am 5. Oktober 1897 wie folgt:

„Als ich im *Bombay Guardian* sah, daß Du am 9. abgereist seist, war es mir schade, daß ich vor Deiner Abreise

nicht noch einmal mit Dir gesprochen hatte. Ich hoffe, daß Dein Interesse für uns stichhaltig sein wird. Wir brauchen die Hilfe sehr nötig, da die Frau, die bei uns war, uns gestern verlassen hat, so daß ich allein die Uebersicht über ungefähr fünfzig Kinder, über die Schreinerwerkstätte u. s. w. habe.

„Wir haben fünfzehn europäisch-asiatische Knaben und fünf Mädchen, und sechsundzwanzig hungerleidende Knaben und sieben Mädchen. Dann habe ich zwei Kunsttischler und einen Schmied und nur einen eingebornen Jüngling zur Hilfe. Meine Frau hat in der letzten Woche das Fieber gehabt und hat nicht ausgehen können. Es scheint, als ob der Feind sein Bestes versucht, uns Arbeit zu machen; doch harre ich auf den Herrn und kämpfe bis zum Tod, wie das Lied sagt.

„Wir wollen unser Waisenheim nach Warora versetzen. Dies ist ungefähr 100 Meilen östlich von hier und auf unserm eignen Feld."

Br. Godshall war von der *Home and Foreign Relief Commission* reichlich versehen worden, und sein Werk gedeiht.

W. B. Stover von der Missionsstation der Brüder (Tunker) zu Bulsar schickte uns am 12. November einen Brief nach, wovon das Folgende ein Auszug ist:

„Das Andenken an Deinen Besuch und die Bekanntschaft, die wir mit Dir machen durften, macht uns viel Freude. Ich hoffe, daß es uns allen gleich dienlich gewesen ist.

„Nun, wo Du jetzt auch immer sein magst, dieser Brief wird Dich wohl in Elkhart hart an der Arbeit finden. Die regelmäßige tägliche Arbeit ist doch immer die beste, nicht wahr? Aber wie wenig wird die alltägliche Plackerei gewürdigt!

„Schwester Ryan hat Dir wohl von unserm kleinen Waisenheim geschrieben; so will ich davon schweigen. Deine zwei kleinen Kinder sind aber wirklich ein Paar Lieblinge. Das größere ist ganz besonders munter.

„Etliche Tage hat der Schreiner jetzt in unserm Hause Reparaturen machen müssen. Er bekommt 18 Cents den Tag (*9 annas*) und arbeitet den ganzen Tag. Er schwitzt nicht gerade zu sehr vor zu großer Anstrengu ıg; aber diese armen Eingebornen haben es gelernt, gemütlich zu arbeiten — etwas, das der gewöhnliche Amerikaner noch gut lernen könnte. Unser Junge ist jetzt ein Neunzehnpfünder, fünf Monate alt, und seine Mutter wird scheinbar kleiner und kleiner und wiegt nur noch 103 Pfund. Aber mit Gottes Hilfe wird es ihr jetzt besser gehen, da das kühlere Wetter kommt. Unsre Helfer werden am 28. November kommen, vier und ein Kindlein."

Der Brief, den Br. Stover andeutet, ist auch am 12. November datiert, und aus ihm entnehme ich Fo.gendes:

„Ich fand die zwei Waisen, wovon Du sprachst, bei Herrn und Frau Neilson in Shegaoen; aber es waren zwei Schwestern. Auch fand ich einen kleinen Knaben mit einem kleinen Mädchen. Jetzt sind sie bei uns, und eine Frau aus Amerika hat sich der zwei kleinen Schwestern angenommen. Es sind liebliche Kindlein. Ich hatte einen guten Besuch zu Shegaoen. Ich kehrte bei Frau Lint von Bhussual ein; besuchte auch die Missionsstation der „Freunde" zu Itarsi und zu Hoshangabad. Dann ging ich nach Saugor. Hier erhielten wir 22 Kinder von der schwedischen Mission und auch ein verwitwetes Mädchen. Dann wurde mir ein ungefähr zwölfjähriges Mädchen gebracht, und an einer der Stationen nahm ich noch ein kleines Mägdlein auf. Als ich nach Hause kam,

hatte ich also eine kleine Herde von 26 Kindern — 13 Mädchen und 13 Knaben und eine Witwe von ungefähr neunzehn Jahren. Wir haben unsre Hände voll gehabt, da viele von ihnen wegen dem langen Hungern wehen Mund, Eingeweidenentzündung u. s. w. hatten. Das kleine Mädchen, das ich an der Station aufnahm, hatte drei große Geschwüre auf dem Kopfe, und diese waren voll Würmer. Ich denke, daß so bei hundert herausgekommen sind. Jetzt ist es beinahe heil, und ich dachte, daß wenigstens die Würmer alle heraus seien; aber vorgestern, als ich die Stelle verband, sah ich einen schwarzen Punkt und wußte sofort, daß es ein Wurm sei. Ich zog ihn mit dem Finger heraus und fand, daß er ungefähr einen Zoll lang war. Das arme kleine Ding muß doch schrecklich gelitten haben, als alle diese Dinger an ihr fraßen. Sie hat ein sehr liebliches Gesicht und ist ein aufgewecktes Mädchen. Sie kann nicht mehr als sechs Jahre alt sein; aber sie hat schon die zehn Gebote und das ABC gele.nt.

„Sie befinden sich jetzt alle in der Schule außer einem. Dieser ist jetzt gerade in der Schwulstperiode der Hungersnot. Wenn Du jemand unserer lieben Brüder bewegen könntest, einen oder mehr dieser Kinder aufzunehmen, würde es uns große Freude machen. Wir könnten ihnen schreiben; aber wenn man mit ihnen spricht und ihr Mitleiden erregt, so ist das viel besser. Ich denke, $12.00 sind genug für Nahrung; für Nahrung, Kleidung, u. s. w. würden ungefähr $15.00 erforderlich sein.

„Da noch Geld einkommt für die Hungerleidenden, werden wir auch noch mehr Kinder aufnehmen, wenn möglich.

„Die andern Missionare kommen den 27., alle außer Br. McCann, welcher in Palästina sich etwas aufhalten wird. Die beiden Diakonissen wollen sich uns anschließen."

Dutzende von anderen Briefen, ebenso interessant wie diese, könnten hinzugefügt werden; aber der Raum verbietet es. Ich habe vorsätzlich solche Briefe nicht herausgegeben, die für den Empfang von Geld oder Getreide dankten, da das nächste Kapitel in etwa das Dankgefühl der Tausenden von Hungerleidenden in Indien gegen das Werk des amerikanischen Volkes durch die *Home and Foreign Relief Commission* ausdrücken soll. Möge es daher genügen, daß ich noch hinzufüge, daß ich weit davon bin, mit Stolz erfüllt zu sein, wegen den vielen dankbaren Briefen, die ich von Missionaren und Eingebornen für Hilfe, die ihnen durch mich geschah, empfangen habe, sondern daß ich alles Gott zuschreibe, dem allein die Ehre gebühret.



Vierzehntes Kapitel.

Offizielle Anerkennung der "Home and Foreign Relief Commission" —Die Hungersnot geht zu Ende—Die neue Ernte— Lebewohl! — Heimwärts — Eine stürmische Fahrt—Daheim.

Manchem Leser werden vielleicht die folgenden Zeugnisse überflüssig erscheinen, und andre mögen noch weiter gehen und sagen, der Verfasser habe selbstsüchtige Zwecke im Auge gehabt, als er sie herausgab. Das sei ferne von mir, daß dies der Zweck der Veröffentlichung dieser Briefe wäre. Die große Mehrheit wird beim Lesen einsehen, daß durch die Veröffentlichung dieser Briefe nicht der Autor, sondern Indiens Bedürfnis und Indiens Dankbarkeit der hochherzigen amerikanischen Nation, dieser freigebigsten Nation auf Erden, kundgethan wird, und obgleich die Mittel, welche der Beauftragte der "*Home and Foreign Relief Commission*" austeilte (über $20,000), nur von einem sehr kleinen Teil der Einwohner dieses Landes zusammengelegt wurden, so werden sich doch alle freuen, daß es Amerikaner gewesen sind, die dazu beigetragen haben, daß Tausende von einem schrecklichen Tode, der ihnen bevorstand, errettet wurden. Und dann werden diese Briefe zeigen, daß wahre und ungetrübte Religion nicht im Osten vom Atlantischen und im Westen vom Stillen Ocean begrenzt ist, und daß der höchste Patriotismus derjenige ist, der Gott und sein Liebesgesetz über alles ehrt und das Wohl seiner Geschöpfe sucht, seien sie weiß, schwarz oder rot—Unterthane der Kaiserin, des Sultans oder des Präsidenten. Darum die Briefe.

Hilfe aus Amerika für die Hungerleidenden.

Das Folgende ist die Kopie eines Beschlusses des Vereinigten Staaten Senats, welcher nach einer beifälligen Debatte einstimmig angenommen wurde:

„Da in Indien eine Hungersnot herrscht, die täglich den Tod tausender armer Leute verursacht, welche Hungersnot durch die Produkte anderer Weltteile leicht gehoben werden kann, und da freigebige Leute in verschiedenen Teilen der Vereinigten Staaten freimütig Weizen, Mehl und Korn für die Unterstützung der hungerleidenden Einwohner Indiens beigetragen haben, so sei es denn beschlossen vom Senat und Repräsentantenhaus u. s. w., daß der Marineminister hiemit bevollmächtigt wird, dem Zolleinnehmer im Hafen von New York ein Schiff oder Fahrzeug zur Verfügung zu stellen, das am besten für den Zweck paßt, solche Mittel, die zusammengebracht werden mögen, nach den armen Hungerleidenden Indiens zu transportieren, oder unter der Autorität der Vereinigten Staaten einen passenden Dampfer oder Schiff mit einer Ladungsfähigkeit von 2,000 bis 4,000 Tonnen für denselben Zweck zu verfrachten. Irgend eine Summe Geldes, die nötig sein mag, den Zweck dieser Resolution zu erreichen, wird hiermit aus irgend einem Fonds in dem Schatzamt bewilligt, der nicht zu etwas anderem bestimmt ist.“ Eine Schiffsladung Korn ist schon von San Francisco abgesandt worden und wird bald in Calcutta eintreffen, während ein ähnlich beladenes Schiff bald in Bombay erwartet werden kann. Man wird aufpassen, daß kein anderes als gesundes, altes, getrocknetes Korn gesandt wird, und jedes Buschel wird im Abfahrtshafen besichtigt. Der Ehrw. Georg Lambert von den Vereinigten Staaten ist jetzt in Bombay im Interesse der obigen Bewegung und verweilt im Esplanade-Hotel.— "*Times of India*," 3. Juni, 1897.

„Bombay Guardian," 15. Mai 1897.

Letzten Montag durften wir einen Boten der Barmherzigkeit für Indien, in der Person des Predigers Georg Lambert von der mennonitischen Kirche, als Repräsentanten der "*Home and Foreign Relief Commission*" der Vereinigten Staaten begrüßen. Er ist der Vorläufer einer großen Sendung von Getreide für unser hungerleidendes Volk. Eine Schiffsladung ist jetzt unterwegs. Der "*Christian Herald*" von New York und der „Herold der Wahrheit" von Elkhart, Ind., haben einen großen Anteil an der Beförderung dieses Werkes gehabt. Unberechenbar wird der Segen sein, den es stiften wird. Möge der Herr Br. Lambert auf seiner Reise von Ort zu Ort in den heimgesuchten Gegenden in dieser heißen Jahreszeit stärken und erhalten, so daß er für die Verteilung des Getreides durch die Missionsstationen Sorge tragen kann."

„Bombay Guardian," 5. Juni 1897.

Unter den vielen Begebenheiten auf Herrn Lamberts Tour im Inlande sind folgende bemerkenswert: Er besuchte die Anstalt für Waisenmädchen, wo ein großes Bedürfnis für Kleidung war. Bald darauf war er zu Starsi und fand, daß die Christliche Weberkompagnie Kunden für ihr Produkt verlangte. So bewirkte Herr Lambert eine doppelte Abhilfe dadurch, daß er hundert Rupien wert Material kaufte und es nach der Mädchenanstalt schickte. Es würde eine große Hilfe sein, wenn Privatpersonen und die Vorsteher christlicher Anstalten ihr Zeug, Teppiche u. s. w. von den Missionsstationen beziehen würden, wo den Christen Arbeit geliefert oder ein Gewerbe für die Unterstützung der Hungerleidenden betrieben wird.

Unsere amerikanischen Besucher.

("*Indian Witness,*" 14. August 1897.)

Wir sind sicher, daß alle Leser sich freuen werden über die am 7. d. M. stattgefundene glückliche Ankunft der langersehnten "*City of Everett,*" die von Amerika ihre wertvolle Ladung von Getreide für die Hungerleidenden brachte. Prediger und Frau R. G. Hobbs, welche den Cargo von San Francisco begleiteten, berichten eine angenehme, wenn auch etwas lange Fahrt von sechsundfünfzig Tagen. Unsere guten Freunde empfingen ein sehr herzliches Willkommen in Calcutta, welches wohl formeller und großartiger gewesen wäre, wenn die Fahrt des "*whaleback*" nicht so langsam und ungewiß gewesen wäre. Pred. Georg Lambert war schon etliche Tage vorher in der Stadt gewesen, und ist jetzt sehr mit der Versendung des Getreides nach den verschiedenen Teilen Indiens beschäftigt.

Mit Freuden geben wir diese Woche einen bedeutenden Teil unsers Raumes für Einzelheiten in Bezug auf dieses amerikanische Unterstützungswerk her. Es geschieht nicht jeden Tag, daß eine Schiffsladung Korn von einem fremden Lande zur freien Verteilung in unsrem Hafen ankommt, und dann das Kommen eines solchen eigenartigen Exemplares der Schiffsbaukunst in unsre Gewässer, wie dieser "*whaleback*" eins ist, ist es wohl wert, daß es besonders beachtet wird. Es ist ein herrlicher Anblick, wenn man die großen Haufen von Kornsäcken in den ungeheuren Schuppen der *Kidderpore docks* sieht und das Heer von Kulis, welche das "*whaleback*" entlasten und die Eisenbahnwagen mit der wertvollen Fracht beladen, und die geschäftigen Handelsdiener, welche dieselbe nach ihrem respektiven Ziele spedieren.

Auch dürfen wir nicht vergessen, daß außer diesen Hunderten von Tonnen Getreides noch Hunderttausende von Rupien aus derselben Quelle, für denselben Zweck nach Indien gekommen sind. Wir können ganz getrost sagen, daß alle mit uns dankbar gestimmt sind gegen alle diejenigen, die durch ihr persönliches Bemühen und Beitragen teilgenommen haben an diesem guten Werk. Das Bewußtsein, daß durch ihr Bemühen Tausenden von unglücklichen Leuten geholfen wurde, da die Not am größten war, wird diesen lieben Leuten in dem weiten Westen, die so freimütig sich als barmherzige Samariter bewiesen haben, genügend Belohnung sein. Gott segne sie alle!

Mittwoch Nachmittag wurde Dr. und Frau Hobbs und Pred. Lambert im Hause der Frau C. J. Pritchard ein gesellschaftlicher Empfang zubereitet, wobei viele Missionare von beinahe allen Missionsstationen Calcuttas zugegen waren. General Patterson, der neuernannte Generalkonsul von den Vereinigten Staaten, war auch unter den Gästen. Nachdem man ein erfrischendes Mahl eingenommen hatte und eine gesellige Unterhaltung gepflegt, erwähnte Bischof Thoburn die Ankunft der "*City of Everett*" mit ihrer wertvollen Ladung von amerikanischem Getreide, als Ausdruck des Mitgefühls und des guten Willens eines großen Teiles des amerikanischen Volkes. General Patterson, der offizielle Vertreter der Vereinigten Staaten, sprach von der Bereitwilligkeit, mit welcher diese Nation immer auf einen Hilferuf achtet, und drückte seine Zufriedenheit mit der Handlung seiner Regierung aus, daß sie ein Schiff verfrachtet und alle Unkosten getragen hatte, die mit der Transportation der Ladung nach Indien verbunden waren.

Als Dr. Hobbs aufgefordert wurde, erzählte er von der Willigkeit, mit welcher das amerikanische Volk auf die Hilferufe des heimgesuchten Indiens geachtet und welche Freude es ihnen bereitet habe, daß sie im stande waren, thatsächliche Hilfe zu leisten. Er bewies, daß Korporationen auch ein Herz haben, obgleich man gewöhnlich das Gegenteil glaubt; denn die großen Hauptbahnen trugen ganz umsonst Tausende von Tonnen Getreide von Chicago über das Felsengebirge nach San Francisco, und die "*Western Union*" und andre Telegraphengesellschaften stellten ihre Drähte zur Verfügung des Komitees zur Linderung der Hungersnot, so daß ihnen Tausende von Dollars gespart wurden. Der Herzenswunsch derer, die zu diesem Fonds für die Unterstützung Indiens beigesteuert haben, ist, daß nicht nur leibliche, sondern auch geistliche Genesung und Segen diesem heimgesuchten Volke zu teil werden möchte.

Pred. George Lambert, der Vertreter der "*Home and Foreign Relief Commission*" von den Vereinigten Staaten, erzählte, wie die Sympathie der mennonitischen Denomination in großen Schenkungen von Getreide und auch Geld ihren Ausdruck gefunden habe. Dieses ist von desto größerer Bedeutung, da diese Denomination keine Mission noch Missionare in Indien hat. Die Wirkung der Berichte von der Hungersnot in Indien auf die Gemüter der Christen in Amerika ist wirklich wunderbar. Die Aermsten fühlten ein persönliches Interesse und halfen nach ihrem Vermögen. Gemeinsam mit Dr. Hobbs fühlte er für die freundliche Aufnahme, die ihnen von den Missionaren und Christen Indiens zu teil geworden war, dankbar, und freute sich, daß er dem leidenden Volke einen Dienst leisten konnte. Der freundlichen Gastgeberin wurde auch für die angenehme Stunde, die sie

ihnen bereitet hatte, gedankt, und dann, nachdem der Lobgesang gesungen war und Pred. J. P. Ashton, M. A., von der Londoner Missionsgesellschaft den Segen gesprochen hatte, ging die Gesellschaft auseinander.

Die Missionskonferenz von Calcutta.

Gewöhnlich ist die Konferenzsitzung, die in der kalten Jahreszeit gehalten wird, am interessantesten und am besten besucht. Aber an wirklichem Interesse kann die Sitzung, die letzten Montag abgehalten wurde, kaum übertroffen werden, und der Besuch war für diese Jahreszeit außerordentlich gut. Die große Anzahl weiblicher Besucher war bemerkenswert.

Unter den Geschäften, die das Komitee in seiner Geschäftssitzung erledigte, war die Annahme von herzlichen Dankbeschlüssen für das, was in Amerika für die Unterstützung der Hungerleidenden gethan worden ist, wobei die edle Arbeit des Dr. Klopsch von dem "*Christian Herald*", New York, besondere und ehrenhafte Erwähnung fand. Die wertvollen Dienste von Pred. Georg Lambert, Vertreter der "*Home and Foreign Relief Commission*" der Vereinigten Staaten, und die des Dr. R. G. Hobbs, der mit der Ladung Korn auf der "*City of Everett*" als Vertreter des "*Christian Herald*" gekommen, wurden auch in gebührender Weise anerkannt.

Auf der öffentlichen Sitzung der Konferenz, bei welcher Gelegenheit Pred. J. P. Ashton, M. A., Aeltester-Missionar der „L.-M.-S.", den Vorsitz führte, sprach Bischof Thoburn das Eröffnungsgebet, und etliche Besucher wurden eingeführt. Unter diesen war Dr. Johnson von Jabalpur, der schon Monatelang die Hungersnot bekämpft hatte und jetzt in Calcutta ist, um bei der Verteilung des amerikanischen Kornes behilflich zu sein. Er sprach kurz von der Lage der Dinge in den Central-Provinzen, zollte der Regierung ein

aufrichtiges Lob für die Energie, mit welcher sie das herrschende Elend zu lindern gesucht hat und bestärkte beiläufig unsere Meinung, die wir in der letzten Ausgabe aussprachen, daß sich eine schiefe Moral unter dem Volke entwickele, sogar unter denen, die am schwersten leiden.

Dr. und Frau Hobbs wurden vorgestellt, und erstere drückte seine große Freude darüber aus, daß es ihm vergönnt worden sei, Indien zu besuchen und einer so bedeutungsvollen und einflußreichen Konferenz beizuwohnen. Er sprach von dem lebhaften Interesse, das Amerika für die Entwickelungen in Indien fühlt, wo es den Kampf sehen kann, der zwischen den orientalischen Glaubensformen und dem christlichen Evangelium des Westens gekämpft wird. Von Interesse für die Konferenz war es, als er erzählte, wie Dr. Barrows nach Amerika zurückgekehrt sei und neuen Missionssinn verbreite. Durch seinen riesigen Geist, sein weites Herz und seinen großen Einfluß in kirchlichen und religiösen Kreisen wird die Missionssache einen mächtigen Aufschwung bekommen. Dr. Hobbs sprach von den Beiträgen zu dem Unterstützungsfonds und sagte, daß ein jeder Beitragende durchschnittlich anderthalb Dollar gegeben hat. — "*Indian Witness,*" 14. August 1897.

Beschlüsse der Missionskonferenz von Calcutta.

Da die Konferenz ihre Aufmerksamkeit auf das in Calcutta angekommene "*whaleback*" Dampfschiff "*City of Everett*" mit einer Ladung von 2,500 Tonnen Getreide gerichtet hatte, welches die Brüder in Amerika für die Hungerleidenden in Indien beigesteuert hatten, und da sie gesehen hatte, daß Pred. Georg Lambert, der Vertreter des Unterstützungskomitees, das ursprünglich von den Mennoniten Nordamerikas gegründet wurde, die meisten der von

der Hungersnot heimgesuchten Distrikten persönlich besucht hat und jetzt in der Stadt ist, wie auch Dr. R. G. Hobbs, Unterstützungskommissär des "*Christian Herald*" von New York, der mit der "*City of Everett*" angekommen ist, so wurde beschlossen:

1. Daß die Konferenz ihre Hochachtung für die rührenden und feurigen Aufrufe des Dr. Talmage, Editors des "*Christian Herald*," und für die sehr wesentliche Unterstützung durch dessen Verleger, Dr. Klopsch, ausdrückt, denn dieses bewirkte nicht nur die Uebersendung der großen Schiffsladung von Lebensmitteln auf der "*City of Everett*," sondern auch die Schenkung von mehr als 500,000 Rupien für die Unterstützung der Hungerleidenden in Indien. Für diese wertvollen christlichen und brüderlichen Gaben, die ihre Vorbilder im apostolischen Zeitalter finden, dankt die Missionskonferenz von Calcutta den Brüdern in Amerika von Herzen, und das Geschenk nimmt sie an als wesentliches und bedeutungsvolles Zeichen des guten Willens und des Mitgefühls der Regierung und des Volkes der Vereinigten Staaten von Nordamerika für die Millionen in Indien in dieser Zeit der großen Not.

2. Die Konferenz möchte auch ihre Hochachtung für die Liebe und das Wohlwollen der vielen Tausenden aussprechen, welche durch das Unterstützungskomitee vertreten sind, das von den mennonitischen Gemeinschaften Amerikas gegründet wurde. Da wir verstehen, daß das Bestreben dieser Brüder größtenteils dazu beigetragen hat, daß eine solche wertvolle Ladung Getreide und solch eine liberale Geldsammlung zu stande gebracht wurde, welche desto mehr geschätzt wird, da sie so viele Beitragende repräsentiert, darum dankt die Konferenz ihnen allen aufs herzlichste durch ihren Vertreter, Pred. Geo. Lambert. Solche Gutthaten und solche praktische Sympathie

dient dazu, die christlichen Nationen fester zusammenzuschmieden unter dem Banner des Friedefürsten, und den heidnischen zu verstehen geben, daß in dem Christentum eine Kraft Gottes liegt.

3. Weiter möchte die Konferenz ihre dankbare Anerkennung der großmütigen Freigebigkeit der vielen Freunde in dem Vereinigten Reich aussprechen, wie sie sich durch den "*Mansion House Fund*" und anderswie durch Gemeinden und Missionsgesellschaften kundgethan hat. Die schönen Geldsummen, die auf diesem Wege kollektiert wurden, haben viele vom Tode gerettet und manch einem andern das Leben erträglicher gemacht. Unter denen, die also gerettet wurden, ist eine große Anzahl Witwen und Waisen, Schwachen und Greisen, deren Herzen von Dankbarkeit überströmen, nicht nur gegen die Geber, sondern in nicht wenigen Fällen auch gegen Gott dem Vater.

4. Zuletzt will die Konferenz auch nicht der Freigebigkeit vergessen, die sich in den britischen Kolonien Canadas, in Australien, auf Neuseeland, auf Ceylon, auf den *Straits Settlements*, in Natal, auf Tasmanien, auf Mauritius, auf Trinidad und in der Festung von Gibraltar gezeigt hat, wie auch für die Gaben anderer christlicher Nationen mit besonderer Berücksichtigung Rußlands, und endlich die der heidnischen Nationen China und Japan.

Das Kornschiff von Amerika.

Das höchstwichtige Ereignis, die Ankunft eines dieser sonderbaren Fahrzeuge, ist es wert, daß man es besonders erwähnt. Diese "*whalebacks*" werden häufig auf den großen amerikanischen Seen gebraucht, und ein Schiffskapitän im Hafen erzählte uns soeben, daß, wenn eins dieser Schiffe auf den Seen fährt, es eine Passagierkapazität von 6,000 hat!

Der Dampfer *"City of Everett"* mit einer Ladung Korn von dem amerikanischen Volke für die Hungerleidenden Indiens landete letzten Samstag Abend und wurde in den Kidderpore Docks untergebracht. Die Dampfbarkasse *"Enchantress"* verließ Prinseps Ghat am Abend, um dem Dampfschiff entgegen zu fahren. An Bord befand sich eine große Anzahl Leute, worunter der Hafenmeister, Bischof Thoburn, Dr. T. S. Johnson von Jabalpur, Pred. F. W. Warne und Frau, Frl. Maxey, Herr H. E. M. James, Schreiber des *"Indian Charitable Famine Relief Fund"*, Herr Constance, Gehilfssekretär der Regierung, Herr Briscoe, Pred. J. E. Robinson, Herr L. E. Booth und andere mehr. Das Fahrzeug bot einen höchst seltsamen Anblick, als es langsam flußauf dampfte. Es hat die Gestalt einer riesigen Cigarre, und ihre drei Maste stehen auf dem Vorderteil, während die Esse sich hinten befindet. Am Fockmast flatterte eine große rote Flagge mit einem blauen Kreuz in der Mitte. Ein Missionar auf der *"Enchantress"* erzählte mir, diese Flagge wurde von etlichen Damen San Franciscos besonders für die *"City of Everett"* gewirkt. Am Hauptmast wehte eine ungeheure Fahne mit dem Namen des Dampfers, und am Besanmast das Sternenbanner. Als die Barkasse in Sicht kam, zeigte sich eine Bewegung an Bord. Der Dampfer fing an langsamer zu fahren, und Rufe ließen sich hören, und Tücher flatterten.

Als die Einzelheiten in Bezug auf die Hungersnot in den amerikanischen Zeitungen bekannt wurden, scheint es, daß Dr. R. G. Hobbs von der bischöflichen Methodistenkirche von Illinois, der einige Kenntnis von Indien und den Schrecken einer Hungersnot im Osten hatte, eine Bewegung in stand setzte, Korn nach dem heimgesuchten Lande zu senden.

Später nahm der "*Christian Herald*" von New York den Plan mit Enthusiasmus auf.

Zur selben Zeit war ein ähnliches Bestreben unter den Mennoniten im Gange, die ein tiefes Mitgefühl für die Hungerleidenden zeigten, obgleich sie in Indien keine Mission treiben. Unter der Aufsicht von Pred. Geo. Lambert von der Mennonitengemeinschaft und in Verbindung mit der "*Home and Foreign Relief Commission*", die besonders für diesen Zweck organisiert wurde, wurden ungeheure Massen Getreide und bares Geld zusammengebracht. Herr Lambert landete in Indien im vergangenen April und hat den größten Teil der heimgesuchten Gegenden bereist und auf vielen Stellen rechtzeitige Hilfe gebracht. Er ist gegenwärtig auch in Calcutta und arbeitet in Gemeinschaft mit dem Komitee an der Verteilung des Getreides, wovon ein großer Teil von den Mennoniten kommt. Der "*Christian Herald*", Dr. Hobbs und die "*Home and Foreign Relief Commission*" scheinen eine glückliche Verbindung gemacht zu haben mit dem Resultat, daß in kurzer Zeit drei Schiffsladungen Korn zusammengebracht waren, zwei in New York und eine in San Francisco. In New York fand man Schwierigkeiten, für das Korn Transport zu bekommen, so daß man sich endlich entschloß, dasselbe zu verkaufen und das Geld nach Indien zu schicken.

Die "*City of Everett*" bringt das Getreide, das nach San Francisco zusammenkam: 2,600 Tonnen Mais und ungefähr 600 Tonnen Roggen und Bohnen. Das Fahrzeug wurde von der Vereinigten Staaten Regierung verfrachtet, die auch alle Unkosten der Transportation von San Francisco nach Calcutta bezahlen wird. Dr. Hobbs begleitet das Schiff, um bei der Verteilung des Getreides zu helfen. Die

Ladung ist nicht an die Regierung von Indien noch an den "*Famine Relief Fund*" konsigniert, wie man allgemein dachte, sondern an Bischof Thoburn und Dr. Hobbs. Ersterer ist der Vorsitzer des Unterstützungskomitees des "*Christian Herald*", welcher sein Hauptbureau zu Bombay hat, wo der Sekretär, Pred. Hume, wohnt. Bischof Thoburn hat ein Lokalkomitee zu Calcutta organisiert, welches Einrichtungen für die Verteilung des Kornes treffen soll. Herr Lambert und Dr. Hobbs sind Mitglieder dieses Komitees. Es sind schon genug Gesuche eingekommen, um drei solche Ladungen zu erschöpfen. — "*Indian Witness*," 14. August 1897.

Die Verteilung des amerikanischen Kornes.

Briefe von Missionaren in den Hungergegenden zeugen von der großen Freude, welche das amerikanische Korn verbreitet hat. Die schwere Arbeit, welche die Verteilung mit sich bringt, schätzen sie gering. Ein paar Auszüge aus solchen Briefen wird man in den Spalten, die der Hungersnot gewidmet sind, finden. Jedermann spricht von der Vortrefflichkeit des Kornes. Die Bohnen sind außerordentlich schön, wie sie noch nie in Indien gesehen wurden. Außer dem Teil, den Pred. Geo. Lambert in der Bombay-Präsidentschaft und in den Berars ausgeteilt hat, verteilt das Komitee 130 Wagenladungen von je 14 Tonnen, im ganzen also 1820 Tonnen oder 50,000 *maunds*. Dieses wurde an 67 verschiedene Stationen versandt. Hiervon gingen 79 Waggons nach sechsundzwanzig Stationen in den Central-Provinzen und Berar, 35 nach siebenundzwanzig Stationen in den N.-W.-Provinzen und Oudh, und 16 nach vierzehn Stationen in Bengalen und sonstwo ab. Die Bengal-Nagpur Eisenbahn trug das Korn, das über ihre Linie ging, umsonst. Das Getreide wurde an Missionare von vielen verschiedenen

Denominationen versandt, um an alle Notleidenden, ohne Rücksicht auf Rasse oder Religion zu nehmen, verteilt zu werden. Obwohl man schon lange auf das Korn gewartet hatte, kam es doch ganz zu rechter Zeit und hob die Eintönigkeit der Unterstützungsarbeit und stärkte die Hände für das Werk des letzten und schwersten Monats, wenigstens in den Centralprovinzen. Es scheint unvermeidlich, daß die Hungersnot noch andere Teile Indiens angreift. „Kein Regen!“ ist noch immer der Ruf in vielen Teilen der Bombay=Präsidentschaft und im Dekhan. Reisende sprechen noch von der großen Dürre in vielen Teilen des Landes.—"*Bombay Guardian,*" 11. September.

Paragraph 2 der Verhandlungen des Stadt=Unterstützungskomitees am 30. August 1897.

II. Beschlossen, Daß dieses Komitee den amerikanischen Missionaren und Missionarinnen, und insbesondere Dr. Julia Bissell, herzlich dankt dafür, daß dem Komitee die Hälfte des von Calcutta empfangenen amerikanischen Getreides zur Unterstützung der Notleidenden in der Stadt zur Verfügung gestellt worden ist, und daß wir Frl. J. Bissell hiermit bitten, den amerikanischen Gebern im Namen des Komitees für die rechtzeitige Unterstützung der Hungerleidenden in diesem Teile des Landes zu danken.

(Getreuer Auszug.)

(Unterzeichnet) Edulju Rustomju,
Titularmitsekretär, Stadt=Unterstützungskomitee.
Ahmednagar.

Ahmednagar, Indien, 30. August 1897.

Bombay, 7. Oktober 1897.

An den Sekretär der
"*Home and Foreign Relief Commission.*"

Werter Bruder! Unter den vielen Quellen, woraus die Missionare geschöpft haben, um die Not zu lindern und die Verhungernden zu retten, ist die "*Home and Foreign Relief Commission*" mit ihrem wirksamen Vertreter, Pred. Geo. Lambert, eine der bedeutendsten. Reichliche Hilfe ist sehr weislich und unparteiisch in all den heimgesuchten Gegenden, wo amerikanische Missionare arbeiten, ausgeteilt worden. Mit einem tiefen Dankgefühl wenden wir uns an das Haupt der Kirche, daß Er die Herzen unserer amerikanischen Brüder, die durch die "*Home and Foreign Relief Commission*" vertreten sind, so gerührt hat, daß sie uns ihre wertvollen Gaben in dieser Zeit der Not haben zukommen lassen. Wir möchten allen denjenigen danken, die an diesem guten Werk teilgenommen haben, und sie versichern, daß ihre Bemühungen sehr hoch geschätzt werden. Wir möchten ihnen auch zeigen, wie sehr wir die Weise, auf welche Herr Lambert die Gaben vermittelt hat, loben. Mit unerschöpflicher Geduld, liebendem Mitgefühl und großer Weisheit hat er die Mittel, die ihm zur Verfügung gestellt wurden, verwendet. Die Hungersnot hat uns allen wertvolle Gelegenheiten geboten, und Eure Freigebigkeit hat uns zum Teil in den Stand gesetzt, daß wir von diesen Gelegenheiten Gebrauch machen konnten. Jetzt ruhen schwere Verantwortlichkeiten auf uns, und wir haben wenige oder gar keine Mittel, das Werk das wir angegriffen haben, fortzuführen. Unsere größte Sorge ist jetzt, die Tausenden von Waisen zu versorgen, die wir aufgenommen haben, und für dessen Versorgung und Auferziehung wir jetzt verantwortlich sind. Ohne Zweifel werden

diejenigen, die uns geholfen haben, die Kleinen vom Hungertode zu retten, jetzt auch mit Freuden willig sein, uns bei der Versorgung und Erziehung derselben zu helfen. Wir haben daher als Vertreter der amerikanischen Missionen in den Gegenden, die von der gegenwärtigen Hungersnot gedrückt sind, eine "Orphan Relief Association" (Waisenunterstützungsgesellschaft) gegründet und haben Herrn Lambert gebeten, nach seiner Rückkehr nach Amerika sich dieses großen Werkes anzunehmen und für diesen Zweck Gelder zu sammeln. Wir hoffen, daß dieser Plan Euch gefallen wird, und daß Ihr alles Mögliche thun werdet, dies Werk zu fördern. Wir werden hingegen alle Gelder in Empfang nehmen, die uns zugesandt werden, und werden dieselben an die verschiedenen Waisenanstalten verteilen, wo hungerleidende Kinder aufgenommen worden sind, und werden Euch regelmäßige Berichte einschicken, welche zeigen werden, wie die Mittel verwendet worden sind. Dieselben werden auch Herrn Lambert helfen, das Interesse rege zu halten, das seine Worte sicherlich wach rufen werden.

Mit herzlichen Brudergrüßen im Namen der "Orphan Relief Association,"

Eure Brüder im Herrn,
J. M. Thoburn, Vorsitzer;
E. S. Hume, Schreiber.

Komitee:

Pred. J. M. Thoburn, D. D., Methodist;
Pred. J. E. Clough, D. D., Baptist;
Pred. L. L. Uhl, Ph. D., Ev.-Lutheraner;
Pred. H. Forman, Presbyterianer;
Pred. T. S. Johnson, M. D., Methodist;
Pred. G. L. Wharton, Jünger Christi;
Herr R. S. Stanley, Allianz;
Pred. E. S. Hume, Kongregationalist.

Bombay, den 8. Okt. 1897.

An Pred. Geo. Lambert.

Lieber Herr Lambert! Da Du nach einem fünfmonatlichen Aufenthalt in Indien, in welcher Zeit Du in den Hungergegenden Geld und Getreide von den Vereinigten Staaten ausgeteilt hast, jetzt wieder im Begriff bist, nach Amerika zurückzukehren, möchte ich meine Befriedigung mit Deiner getreuen nnd geschäftsmäßigen Pflichterfüllung aussprechen. Nicht nur infolgedessen, was ich selbst gesehen habe, sondern auch dessen, was ich von andern gehört habe, bin ich überzeugt, daß Du Deine Arbeit auf eine Weise verrichtet hast, die sich Deinen Leuten in Amerika empfehlen muß. Ihre außerordentliche Freigebigkeit ist in dem ganzen Indien hoch geschätzt worden, und die Verwaltung Deines wichtigen Amtes wird überall sehr gebilligt.

Ich wünsche Dir eine glückliche Heimfahrt.

Ergebenst,

S. Comfort, Ver. Staaten Konsul.

Bombay, den 9. Okt. 1897.

An Pred. Geo. Lambert.

Lieber Br. Lambert! Wir, die Vertreter der amerikanischen Missionen, die wir durch Dich Unterstützung empfangen haben von der "*Home and Foreign Relief Commission*" der Ver. Staaten von Nord-Amerika, möchten jetzt, bevor Du Indien verlässest, unsre Dankbarkeit für die herzliche Hilfe, die Du uns gebracht hast, und unsre Hochachtung für die Tüchtigkeit, mit welcher Du Dein wichtiges Amt verwaltet hast, kundthun. Wenn Du nach den Ver. Staaten zurückgekehrt bist, hoffen wir, daß Du Dich bemühen wirst, es überall zu verbreiten, wie sehr wir die edle Freigebigkeit

Deines Volkes schätzen. Sage ihnen, daß viele Tausende die jetzt wohl und glücklich sind, elendiglich umgekommen wären, wenn sie nicht geholfen hätten, und daß Hunderte von Waisen durch Gottes Segen und ihre Gaben vom Hungertode und vom Heidentum gerettet worden sind. Während wir Gott danken für alles, was gethan worden ist, sind wir doch besorgt um die lieben Kinder, welche die Hungersnot vor unsre Thüren gelegt hat, und die wir versorgen und erziehen müssen. Nicht weniger als $75,000.00 per Jahr wird erforderlich sein, die Waisen zu unterstützen, die schon in die verschiedenen Schulen aufgenommen worden sind. Von unsren Missionsgesellschaften können wir nur einen kleinen Teil dieser Summe erwarten, da sie kaum genug aufbringen können, unsre gewöhnlichen Auslagen zu bestreiten. Es ist daher klar, daß wir für die Unterstützung dieser Waisen von sonstwo etwas erwarten müssen, als aus den gewöhnlichen Quellen. Du bist nur fünf Monate in Indien gewesen; aber Du hast außergewöhnliche Gelegenheiten gehabt, Missionsarbeiten zu sehen und die Hindernisse kennen zu lernen, die uns im Wege liegen, wenn wir eine so große Anzahl Waisen versorgen wollen, wie Du uns hast retten geholfen. Daher haben wir, die Unterzeichneten, die "*Orphan Relief Association*" organisiert und bitten Dich herzlich, nach Deiner Rückkehr nach Amerika als unser Vertreter zu fungieren, und Gelder für die hungerleidenden Kinder unter unsrer Obhut zu sammeln. Wir unternehmen es, alle Gelder von Dir entgegenzunehmen, und nach Verhältnis unter den verschiedenen Waisenanstalten zu verteilen, und Dir regelmäßige Berichte von unsrer gemeinschaftlichen Arbeit einzusenden. Wir glauben, daß Du von den Gemeinden, denen Du so treulich gedient hast, sehr freundlich empfangen werden wirst.

Auch glauben wir, daß Du auf keine Weise der Reichssache Christi bessre Dienste leisten kannst, und das gute Werk vollenden, das Du in Indien angefangen hast. Wir werden Segen für diese Deine Bemühungen erflehen, und glauben, daß Du große Freude dabei empfinden wirst.

Mit herzlichsten Grüßen,

Deine Brüder in Christo,

J. M. Thoburn, Vorsitzer,

E. S. Hume, Schreiber.

Komitee:

Pred. J. M. Thoburn, D. D., Methodist.
Pred. J. E. Clough, D. D., Baptist.
Pred. L. L. Uhl, Ph. D., Ev.-Lutheraner.
Pred. H. Forman, Presbyterianer.
Pred. T. S. Johnson, M. D., Methodist.
Pred. G. L. Wharton, Jünger Christi.
Herr R. S. Stanley, Allianz.
Pred. E. S. Hume, Kongregationalist.

Victoria Road, Mazagon, Bombay, Indien,
den 29. Oktober 1897.

An den Schreiber der "*Home and Foreign Relief Commission,*" Elkhart, Indiana.

Werter Herr! Auf einer Sitzung der amerikanischen Marathi-Mission wurde der folgende Beschluß angenommen:

„Daß wir unsern herzlichsten Dank dem Schreiber der "*Home and Foreign Relief Commission*" der Ver. Staaten übersenden für die freundliche Hilfe an Geldmitteln und Getreide, welche sie zur Linderung der Hungersnot ausgesandt hat. Wäre diese Hilfe nicht gerade zur rechten Zeit angekommen, so wäre ein großer Teil unsrer jetzigen Missionsarbeit ganz unmöglich gewesen.

„Wir schätzen die liberale Gesinnung, die unsre christlichen Freunde in Amerika bewogen hat, durch die *"Home and Foreign Relief Commission"* für Indien, wo sie gar keine Missionsstationen hat, etwas beizutragen, und die amerikanischen Missionare, die in den Hungerdistrikten thätig sind, so reichlich zu unterstützen.

„Auch danken wir Pred. Geo. Lambert für die mitleidsvolle, hilfreiche und weise Art, auf welche er die Mittel verwendet hat, die zu seiner Verfügung standen."

J. E. Abbott,
Sekretär der amerikanischen Marathi-Mission.

Herr Lambert wird nächsten Sonnabend, den 9. d. M., dieses Land verlassen und von Bombay abfahren. Es ist daher am Platze, daß wir bei dieser Gelegenheit das Dankgefühl ausdrücken, daß wir mit den vielen Missionaren und anderen christlichen Arbeitern in Indien teilen, dafür, daß sie in ihrer Arbeit für die Brotlosen von der gutherzigen Mennonitengemeinschaft, die er vertritt, so reichlich Unterstützung erhalten haben. Diese Unterstützung bestand aus Geldmitteln und Getreide. Verschiedene Missionare haben uns von der Freude des armen Volkes geschrieben, als das Getreide ankam. Wenn die Dankbarkeit der Hungrigen, die gespeist worden sind, und der Witwen und Waisen, die gerettet worden sind, mit einer Stimme verkündet werden könnte, so würde es ein frohes Donnergetöse bilden, das über die Meere nach der Heimat der Herzen, die voll Mitleid für die Verhungernden waren, hinwegschallen würde.—*"Bombay Guardian."*

Vom „Bombay Guardian", 9. Oktober.

Pred. Geo. Lambert von der *"Home and Foreign Relief Commission"* der Ver. Staaten segelt heute (Sonnabend)

nach seiner Heimat in Indiana ab. Er hat uns gebeten, das Folgende als seine Abschiedsrede zu veröffentlichen:

Abschiedsworte an meine Freunde in Indien.

Durch die Vorsehung Gottes ist es mir vergönnt gewesen, mit vielen lieben Missionaren und andern Freunden in Indien Bekanntschaft zu machen, sei es durch Besuche oder durch Korrespondenz. Während dieser Zeit habe ich ein großes Interesse für euch und euer Werk gewonnen und bin durch euren Eifer für die Rettung der Hungerleidenden sehr aufgemuntert worden, so daß ich dafür sehr dankbar bin, daß ich dies Werk in Gemeinschaft mit euch habe betreiben können. Meine Mission ist jetzt vollendet, und da ich im Begriff stehe, dieses Land zu verlassen, so möchte ich allen lebewohl sagen, bis wir uns wiedersehen in dem Wonneland, wo keine Not, kein Hunger, keine Krankheit, kein Sterben, keine hilflosen Waisen, keine Pest, kein Erdbeben, kein Krieg mehr sein wird.

Und euch, meine lieben Freunde, danke ich für eure freundliche, christliche Aufnahme und für die Hilfe, die ihr mir bei der Verteilung der Gaben geleistet habt. Es würde mich freuen, von euch zu irgend einer Zeit Briefe zu empfangen in meiner Heimatsstadt, Elkhart, Ind., Ver. Staaten von Nordamerika. In christlicher Liebe, euer

Geo. Lambert.

Indem ich diesen Teil des Kapitels beschließe, möchte ich noch sagen, daß die Ver. Staaten keineswegs die einzige Nation ist, welche Indien geholfen hat, wie auch der Leser in diesem Kapitel schon bemerkt haben wird. Indien ist ja ein Teil des großen britischen Kaiserreichs, und ihre Schwesterkolonien haben an diesem Rettungswerk regen An-

teil genommen. Canada sandte große Summen, wie auch Australien. Der *"Mansion House Fund"*, den der Lord Mayor von London, England, gegründet hat, hatte Ende Mai 1897 schon die ungeheure Summe von zwei und ein viertel Millionen Dollars erreicht und hielt aus, bis daß die Not vorbei war. Unter den Privatdonationen für dieses Liebeswerk sollte man wohl zuerst den *"Bombay Guardian Fund"* nennen, der von dem *"Guardian"*, einem religiösen Blatte in Bombay, gegründet wurde. Große Summen sind für diesen Fonds kollektiert worden, und ein großes Werk ist durch diese Mittel gethan worden. Indien meinte, es habe ein Recht, von denen Hilfe zu erwarten, die unter derselben Regierung gewissermaßen mit ihr verwandt waren; aber als auch diejenigen, welche von den einfältigen chauvinistischen Tories Englands Feinde genannt werden, mit ihrer christlichen Liebe und ihrer Sympathie kamen, wurde das leidende Volk zur tiefsten Dankbarkeit bewegt. Es zeigte ihnen aufs deutlichste die allgemeine Bruderliebe, die von der christlichen Religion anerkannt und bewirkt wird, und pflasterte einen Weg für größere Einigkeit und ein einheitlicheres Bestreben, das Heidentum zu heben, und es auf dem Grunde zu befestigen, den der Gründer der christlichen Kirche gelegt hat.

Das weitreichende Unterstützungswerk, das Dr. Louis Klopsch mittelst seinem bekannten Blatt *"The Christian Herald"* gethan hat, ist allgemein bekannt, da ein ausführlicher Bericht über dasselbe in den Spalten dieses Journals erschienen ist. Ein Bericht über die Arbeit des Chicagoer Unterstützungskomitees folgt im nächsten Kapitel.

Ich muß zum Schluß eilen. Als ich, wie schon im vorigen Kapitel erwähnt, nach Bombay zurückgekehrt war, baten mich Bischof Thoburn und seine Frau von der bischöf-

lichen Methodistenkirche, daß ich bei ihnen mein Heim machen möchte, so lange ich dort verweilte; und es ist dem Fremden im fremden Lande wirklich ein Heim gewesen. Für einen, der wie ich, das Stillleben so sehr schätzt, war es viel angenehmer als die besten Hotels, und die Freundlichkeit dieser lieben Leute werde ich nie vergessen.

Der Tag meiner Abfahrt von Indiens Gestaden war gekommen. Eine Anzahl Freunde, die mir sehr teuer geworden waren, standen auf dem Dock, um mir ein Lebewohl nachzurufen, und viele sandten mir liebevolle Grüße. Mit einem Gebet zu Gott für sie alle und für mich trat ich an Bord, und bald verließ ich den Hafen von Bombay und mit ihm Hungersnot und Pest, aber auch teure Freunde, die noch von Ferne meine „Salams" (Grüße) erwiderten. Ja, jetzt ging's heimwärts nach sechsmonatlicher unaufläßlicher Arbeit, die durch Gottes Gnade Tausenden Linderung geschafft hatte, und mit mir trug ich die „Salams" von so vielen, denen also von ihren Brüdern und Schwestern in Amerika geholfen worden war.

Die Fahrt, die am 9. Oktober begann, war ereignislos. Zu Brindisi, Italien, bestieg ich wieder den Zug und fuhr über Land nach London, wo ich auf die Ankunft des Schiffes wartete, das über Gibraltar gefahren war. So war es mir vergönnt, einige Tage, einschließlich Sonntag, in der Hauptstadt der Welt zuzubringen, wo ich auch eine Gelegenheit hatte, einem Gottesdienst in Spurgeons Tabernakel beizuwohnen.

Als meine Bagage per Dampfer ankam, hatte ich mich schon für die transatlantische Fahrt einschreiben lassen und segelte ab nach dem teuren Heimatlande. Die Reise über den Ocean ist schon so oft von andern beschrieben worden, daß ich

nicht mehr sagen werde, als daß wir eine sehr rauhe Fahrt hatten, da es beinahe immer stürmisch war, und die hohen Wellen das Schiff unaufhörlich hin und her schaukelten, so daß beinahe alle Passagiere an der Seekrankheit litten.

In New York am 9. November angekommen, verweilte ich etliche Tage bei Freunden. Dann eilte ich nach dem östlichen Pennsylvanien, wo ich ein paar Tage bei Verwandten Besuche machte. Von hier aus machte ich das übrige meiner Reise und erreichte Elkhart, Ind., am 16. auf Mittag. Hier wurde ich empfangen von Pred. J. S. Lehman, Geschäftsführer der Mennonitischen Verlagsgesellschaft, A. B. Kolb, Editor des „Herold der Wahrheit" und Vorsitzer der "*Home and Foreign Relief Commission*", A. K. Funk und andere, die entweder offiziell oder privatim ein reges Interesse für das Werk der Kommission hatten. Nachdem ich des Geschäftsführers Gastfreundschaft genossen hatte, fuhr er mich zu den lieben Meinen. Ja, Heim, süßes Heim! Gott hatte mich und die Meinen in vielen Gefahren gnädiglich behütet. Ihm sei alle Ehre, Preis und Ruhm für all das Gute, das Er so gnädiglich seinen geringen Knecht hat thun lassen. Amen.



Fünfzehntes Kapitel.

Wie Chicago Indien geholfen hat—Bericht des Chicagoer Unterstützungskomitees für die Hungersnot in Indien.

Sobald die Regierung von Indien bekannte, daß eine schreckliche Hungersnot sich über einen großen Teil des Landes ausgedehnt hatte, und als die Presse und der Photographapparat die erstaunlichen Einzelheiten in der Welt verbreiteten, begann auch in Chicago eine Bewegung, dem heimgesuchten Volke Hilfe zu senden.

Herr V. R. Gandhi, ein Hindu, der in dieser Stadt wohnte, ging voran und erließ Aufrufe in den Spalten der verschiedenen Tagesblätter, die ihm frei zu Gebote gestellt wurden. Durch sein Bemühen wurde ein Komitee organisiert, wovon Ehrenwerter C. C. Bonney Vorsitzer wurde, da er, durch seine Präsidentschaft des Religionsparlaments, das in Verbindung mit der Weltausstellung gehalten wurde, ein wohlbekannter Freund Indiens war.

Herr E. G. Keith, Präsident der Metropolitan Nationalbank, der schon Schatzmeister des armenischen Unterstützungsfonds gewesen war, wurde jetzt Schatzmeister dieses Fonds. Herr F. G. Logan von der Handelsbörse war willig, all das Getreide zu befördern, das zusammenkommen würde. Die Herren Merrill & Lyon und W. R. Mumford & Co. nahmen auch teil an diesem guten Werk. Diese drei Firmen beförderten während des Frühjahrs Dutzende von Waggonladungen Getreide ganz umsonst und steuerten außerdem noch

Tausende von Dollars bei, wie die nachfolgende Liste zeigen wird.

Obgleich das Komitee schon anfangs Februar organisiert wurde, so verblieb doch das Handeln bis zum April. Zu der Zeit fingen die andern Komitees im Lande an, mit diesem Komitee in Gemeinschaft zu wirken, da das Herz des Volkes von dem langen bittern Schrei der vielen Millionen unserer verhungernden Mitmenschen gerührt worden war.

Der Oberrichter von Indien fügte sein ernstliches Flehen zu dem der amerikanischen Missionare hinzu, die als unsere Landleute uns baten, um Gottes willen ihnen doch zu helfen, daß sie das dahinsterbende Volk retten könnten. Gebildete Frauen in Indien, namentlich Pandita Ramabai, schrieben von den Kindern, die wie Gerippe umhergingen, und von den heimatlosen Mädchen, die den gottlosen Leuten anheim fallen und in eine Lage kommen, die wie eine Hölle auf Erden erscheint.

In diesem Lande gaben Dr. Talmage, Pred. R. G. Hobbs, Herr Julian Hawthorne und viele andere ernste Männer und Frauen durch ihr Wort und durch Schriften der öffentlichen Sympathie Ausdruck, und deuteten zu gleicher Zeit den Weg an, auf welchem wir mit unseren Mitteln und in unserer Lage helfen konnten.

Die Arbeit des Komitees.

Das Chicagoer Komitee unternahm es sich, allen denen nach Kräften zu dienen, die an Indiens Unterstützung thätig waren. Es versuchte nicht, große Geldsummen in seinem eigenen Namen aufzubringen, sondern sorgte für die sichere Verwahrung und Uebersendung der Gelder, die ihnen anvertraut wurden, und munterte die andern Arbeiter an diesem Werke auf.

Die Geber sind so frei gewesen und haben angedeutet, wem ihre Gaben gesandt werden sollten. Die Mittel, welche durch den "*Christian Herald,*" Pred. R. G. Hobbs und durch die "*Home and Foreign Relief Commission*" (eine sehr wirksame Organisation der Mennoniten) kollektiert wurden, blieben unter ihrer Verfügung und wurden nach ihren Vorschriften ausgezahlt.

Diese Art Unterstützungsarbeit brachte viel Mühe und Unkosten mit sich; aber wir hoffen, daß unser Bemühen den Zweck, den man im Auge hatte, erreicht hat, und daß es von den freigebigen Leuten, dessen Gaben wir befördert haben, und dessen Wünsche wir zum Wohle der Notleidenden in Indien zu erfüllen versucht haben, gebilligt werden wird.

Durch unser Bemühen sind zwanzig verschiedene Zeitungen mit systematischen Berichten über die Hungersnot und mit ernstlichen Hilferufen, die in dieser Stadt und in andern veröffentlicht worden sind, versorgt worden. Komitees sind auf vielen Stellen durch unser Bemühen organisiert worden, sind aber nicht unter unsere Botmäßigkeit gestellt worden, sondern durften ihre Gaben durch irgend eine Vermittlung, die sie erwählten, nach Indien senden.

Pred. R. G. Hobbs von Jacksonville, Ill., und der "*Christian Herald*" von New York sind bei der Verfrachtung des Kornschiffes "*City of Everett*" nach Calcutta unterstützt worden. Viele öffentlichen Versammlungen sind abgehalten worden, und Kirchen und Komitees sind veranlaßt worden, durch irgend eine Vermittlung Hilfe zu leisten. Tausende von Briefen und viele tausend Cirkulare sind ausgesandt worden, welche zusammen mit den Tagesblättern die Not Indiens während den letzten acht Monaten millionenfach vor die Augen des Volkes brachten, und zum freien Geben durch all die verschiedenen Kommissionen aufmunterten.

Als das Komitee fertig war, wurde es wie folgt organisiert:

Ehrenw. C. C. Bonney, LL. D., Vorsitzer.
Ehrenw. E. B. Sherman, Stellvertretender Vorsitzer.
E. G. Keith, Schatzmeister.
Ehrenw. A. N. Waterman.
R. S. Lyon, S. D. Eldredge, George F. Stone, Finanzkomitee.
V. R. Gandhi, Ernest A. Bell, Schreiber.
Forest W. Beers, Zeitungsschreiber.
W. J. Onahan.
F. G. Logan.
W. R. Mumford.
Pred. Myron W. Haynes, D. D. (Baptist).
Pred. Simeon Gilbert, D. D. (Kongregationalist).
Pred. J. P. Brushingham, D. D. (Methodist).
Pred. C. A. Lippincott (Presbyterianer).
Pred. J. A. Sprunger (Mennonit).
Pred. E. M. Wherry, D. D. (zurückgekehrter Missionar).
Prof. C. M. Stuart, Prof. B. L. Hobson.

Pred. R. G. Hobbs von Jacksonville, Ill., Dr. Louis Klopsch von New York und Frl. Mary Leitch von New York waren auch temporäre Mitglieder dieses Komitees.

Finanzbericht.

Einnahmen.

Korn verkauft von F. G. Logan	$2,997.43
Korn verkauft von W. R. Mumford & Co.	2,860.59
Korn verkauft von Merrill & Lyon	1,241.53
Korn verkauft von P. T. Andrews & Co.	97.50
Fracht von Eisenbahnen gedeckt	379.40
Gesamteinnahme von Korn	$7,576.45
Bares Geld kollektiert	6,646.01
Gesamteinnahme	$14,222.46

Ausgaben.

Pred. R. G. Hobbs, Verwalter der "City of Everett"	$1,853.59
"Christian Herald", New York	2,357.12
"United India Relief Commission"	1,632.70
Pandita Ramabai, Poona	500.00
Arthur Wright, Jubbulpore	500.00
Pred. R. A. Hume, Ahmednagar	500.00
Bischof Thoburn, Bombay, £400	1,967.77
Frl. Rose Bose, Raipur	100.00
Pred. A. W. Prautch, Camp Baroda	100.00
Frau Carrie P. Bruere, Poona	100.00
Pred. W. P. Manley, Udayagiri	500.00
Pred. J. F. Holcomb, Jhansi	250.00
Pred. C. H. Bandy, Fatehgarh	250.00

Virchand Dipchand, Bombay	500.00
P ed. James Smith, Ahmednagar	250.00
Pred. J. O. Denning, Nar, nghpur	250.00
Pred. J. Small, Poona	300.00
Pred. T. S. Johnson, M. D., Jubbulpore	300.00
Unkosten:	
Sekretäre, Stenographen, Reisen, Versammlungen, Drucksachen, Porto, Kabeldepeschen, u. s. w	975.55
Gesamtausgaben	$14,186.73
Kassenbestand	35.73
Gesamtsumme	$14,222.46

Dankesbriefe.

Jede Post bringt herzliche Dankesbriefe von Korrespondenten in Indien an das Komitee, dem es möglich gewesen ist, durch diese Gaben so viel Not unter den hilflosen Opfern der Hungersnot zu lindern. Dr. T. S. Johnson schrieb: „Ich danke Gott und Euch und den Gebern. Die Hungersnot ist jetzt am schlimmsten. Die Todesliste ist in diesem Jahre in etlichen Teilen dieses Distriktes bis auf 626 aus je 1,000 Einwohnern gestiegen. Das Elend und die Verwüstung sind unbeschreiblich."

Pandita Ramabai antwortete auf unsre Sendung wie folgt: „Bitte meinen herzlichsten Dank dem "*Chicago India Famine Relief Committee*" für ihr wertvolles Geschenk, das so rechtzeitig ankam, zu überbringen." Bischof Thoburn schrieb: „Es hat mir große Freude bereitet, die reichlichen Summen zu verteilen, die mir zugesandt wurden. Heute (den 23. Juli) regnet es, und wir hoffen, daß das Schlimmste bald vorbei ist."

Die englische Regierung hat ihrem Dankgefühl in einem Briefe an Herrn R. D. Perry, Schreiber des San Franciscoer Komitees, wie folgt Ausdruck gegeben:

„Mit Vergnügen teile ich Dir mit, daß ich vom Marquis von Salisbury instruiert bin, den Dank des Ministers für Indien, Lord George Hamilton, allen denen zu übermitteln,

die so reichlich zu diesem Fonds beigetragen haben. * * * Ich werde Dir sehr verbunden sein, wenn Du den Dank des Ministers den Gebern und Pred. R. G. Hobbs, der jetzt wohl in Indien ist, übermitteln würdest.

(Unterzeichnet) J. W. Warburton,
Englischer Generalkonsul.

Die Hungersnot ist in Indien keineswegs vorüber. Der Weizen wird im Oktober, und der Reis im Februar geerntet werden. Die Saat steht dünn wegen Mangel an Frühregen und Mangel an Samen und Werkzeugen. Die verarmten Landleute werden noch zwei Jahre hilflos, und sehr viele Witwen, Waisen und alte und schwache Leute werden noch viele Jahre mittellos sein. Die Kasse des Komitees bleibt daher offen, um irgend welche Gaben in Empfang zu nehmen, die man uns zuschicken könnte.

Das Komitee dankt herzlich all den Zeitschriften, die sein Werk gefördert haben, sowie allen Predigervereinigungen und Kirchen, die an dieser Sache Anteil genommen haben, und den vielen Gebern in achtzehn verschiedenen Staaten und der Hand Gottes, die uns offen gewesen ist.

Ernest A. Bell,
Chicago, den 8. Sept. Schreiber.

Ergänzender Bericht.

Das Chicagoer Komitee beendete seine Arbeit nicht vor dem 1. Dezember. Gaben wurden empfangen, und Auszahlungen gemacht, wie folgt:

Einnahmen.

Kassenbestand	$ 35.73
Zurückerstattet von Eisenbahnen	223.07
Bares Geld empfangen	330.80
	$588.80

Ausgaben.

Pred. Jas. Smith, Ahmednagar	$250.00
"Christian Herald", Ersatz	76.84
Pred. J. F. Holcomb, Jhansi	100.00
Pred. C. H. Bandy, Fatehgarh	100.00
Für Waisen nach Anweisung	3.00
Drucksachen, Porto, u. s. w.	8.96
Schreiber	50.00
	$588.80

Gesamtsumme der Einnahmen und Ausgaben.................$14,775.53

Als wir Herrn Smith das Geld schickten, machten wir ihm den Vorschlag, dafür für die Armen, die in den hohen Gegenden bei Ahmednagar wegen der Kälte Not litten, Kleider zu kaufen. In der kalten Jahreszeit herrscht in Indien oft große Not, besonders unter denen, die durch mangelhafte Nahrung oder thatsächliche Hungersnot abgeschwächt sind. Herrn Smiths Antwort zeigt so viel Dankbarkeit und enthält so viel interessante, ja überraschende Information, daß ich sie hier wiedergebe.

Die Uebersendungen an Herrn Holcomb und Herrn Bandy waren für hungerleidende Waisen, wie auch einige der andern Sendungen.

Brief des Pred. James Smith.

Ahmednagar, Indien, den 19. Nov. 1897.

Lieber Herr Bell!

Deine zweite Sendung samt Brief vom 11. Okt. erhielt ich soeben. Ich danke bestens. Ich versuche, Deine Vorschriften buchstäblich auszuführen. Deine Sendung ist ganz zu rechter Zeit angekommen, denn die Pest herrscht hier jetzt. Unsre Stadt enthält eine Einwohnerzahl von 35,000, wovon über die Hälfte die Stadt verlassen und ihre Zelte in den Feldern und Ebenen in der Nähe der verpesteten Stadt aufgeschlagen haben. Diese armen Leute haben ge-

wöhnlich schon zu wenig Kleidung, um unter dem freien Himmel zu wohnen und jetzt nach der Teurung haben sie beinahe gar nichts. Das Wetter ist jetzt kalt — außergewöhnlich kalt, und die Leute frieren ziemlich.

Ich denke, ich schrieb Dir in meinem letzten Brief, daß ich 100 Werkstühle habe, welche 300 erwachsene Personen für die nächsten dritthalb Monate beschäftigen. Diese haben eine große Quantität Kleiderzeug produziert, welches ich dann unterm Kostpreise an die Unterstützungskomitees verkauft habe, um frei verteilt zu werden. Deine letzte Schenkung hat mich in den Stand gesetzt, selber ziemlich viel auszuteilen.

Unser armes, duldendes Volk! Wann wird ihr Leidenskelch voll sein. Die Pest hat sie mit einem großen Schrecken erfüllt—nicht vor dem Tode, sondern vor der Behandlung in den Hospitälern oder Besichtigung in den Absonderungslagern, wo sie ihre Kaste brechen müssen. Dies ist die Ursache des Schreckens. Die Pestilenz fürchten sie nicht. Sie haben sich an die Cholera und andere epidemischen Krankheiten gewöhnt, und der Tod ist ihnen willkommener als der Verlust ihrer Kaste oder die Verunreinigung durch die Tischgemeinschaft mit Europäern oder mit einer niederen Kaste. Von Amerika aus kommt uns das lächerlich vor, aber wenn man sieht, wie die Hälfte der Einwohner einer Stadt—beinahe all die Frauen und Kinder—fliehen wie vor einem feindlichen Heer und alle die Unannehmlichkeiten eines Lebens unter dem freien Himmel geduldig ertragen, dann erfüllt es einem mit Jammer und Mitleid.

Wiederum danke ich Dir für die rechtzeitige Hilfe; der Herr wird es vergelten, was an diesen Armen gethan wird.

Wie immer, Dein Dir zugethaner

James Smith.

Dankbare Anerkennung müssen wir auch den Eisenbahngesellschaften zollen, die so gütigst viele Waggonladungen Korn umsonst beförderten oder die bezahlte Fracht zurückerstatteten. Nur eine einzige der großen Bahnlinien weigerte sich, irgend welche Konzessionen zu machen.

Die größten Schenkungen, die gemacht wurden, kamen von den Bürgern Chicagos und wurden durch den Schatzmeister dieses Komitees vermittelt. Obgleich viele der kleinern Gaben wohl mehr Aufopferung repräsentieren, so war es doch eine Freude, in einigen Fällen Schenkungen von $250 bis $500 befördern zu dürfen, und dadurch einer großen Zahl Leidender sofort Unterstützung zukommen zu lassen.

Ein schöner Zug in der Arbeit des Komitees war das einheitliche Wirken der Geschäftsleute der Handelsbörse mit den zurückgekehrten Missionaren, die auch im Komitee waren. Die weise und freundliche Verwaltung des Vorsitzers und des stellvertretenden Vorsitzers waren wie ein ausgegossenes Salböl. Ein Geschäftsmann von nationalem Ruf sagte, daß er niemals in seinem ganzen Leben solche enge Gemeinschaft mit seinen Kollegen genossen hatte wie in diesem Komitee. Die fromme Gesinnung des Komitees bei seiner Arbeit zeigte sich besonders auf der letzten Sitzung, als Prediger, Missionare und Beamten und Mitglieder der Handelsbörse sich zu einem innigen Dankgebet zum allmächtigen Vater vereinigten, daß Er der Hungersnot ein Ende gemacht hat, und daß es uns vergönnt worden ist, an der Rettungsarbeit teilzunehmen.

Ernest A. Bell, Schreiber.

Chicago, den 11. März 1898.

Sechzehntes Kapitel.

Die Verteilung der Mittel — Das interdenominationale Verteilungskomitee — Leibliche und geistliche Folgen der Unterstützungsarbeit — Briefe über die Hungersnot — Ein heller Blick in die Zukunft der Missionsarbeit.

Viele Leser würde es natürlich interessieren, einen genauen Bericht über die Verteilung der Gaben zu sehen, die mir übergeben wurden. Anderen würde dieses nicht weise erscheinen. Möge es daher genügen, wenn ich zum Teil wegen dieser Einwendung, aber noch mehr wegen dem Mangel an Raum, um Entschuldigung bitte und diesen Teil auslasse, da dies Werk nicht ein Finanzbericht an die Beitragenden, sondern eine allgemeine Beschreibung der Hungersnot, der Pest und des Erdbebens in Indien sein soll. Es ist mir bewußt, daß das allsehende Auge Gottes die Verteilung der Gaben beobachtet hat, und daß Er die Freudigkeit der Tausenden gesehen hat, die in den Bereich dieser Unterstützungsarbeit gekommen sind. Die Missionare und andere, denen die Mittel anvertraut wurden, sind, wie ich zuversichtlich glaube, solche, die die Religion Jesu Christi über alle selbstsüchtigen Zwecke hinweg gehoben hat und die ihre Pflicht getreu und gewissenhaft verrichten werden. Wenn ich daher auch nicht überall persönlich die Verteilung der Gaben beaufsichtigen konnte, so hatte ich doch die Gelegenheit, dieselben in ganz zuverlässigen Händen zu lassen, durch welche sie dann gerade so verwendet wurden, wie die Geber es gewünscht hatten. Ich bin allen denen sehr dankbar, die in Indien so

edelmütig und bereitwillig an diesem Liebeswerk teilnahmen. Der Herr vergelte es euch reichlich in diesem und in dem zukünftigen Leben.

Ich erhielt eine Quittung für jede Rupie, die ich auszahlte. Die Bemerkungen, welche diese siebenundneunzig Quittungen begleiten, würden vielleicht ein interessanteres Kapitel bilden als irgend eins in dem Buche, da sie besonders von der Größe der Hilfe zeugen. Einige der Gaben kamen so rechtzeitig, daß man nicht anders als an die göttliche Vorsehung denken kann, da sie als Antwort auf ein direktes Gebet kamen, zu einer Zeit, da die Not und die Verzweiflung groß waren. Es ist eine demütige Anerkennung von Gottes Vorsehung und liebender Fürsorge, wenn ich sage, daß der heilige Geist in diesem Liebeswerk leitete. Ihm sei alle Ehre!

Es ist wohl keiner in Indien so gut mit den thatsächlichen Verhältnissen in den Hungerdistrikten bekannt als Bischof J. M. Thoburn von der Bischöflich-Methodistischen Kirche. Diesem edlen Christenmann und seiner Frau verdankt der Verfasser viele Bequemlichkeiten und wertvolle Winke und Unterstützung bei der Verteilung der Mittel unter den Hungerleidenden durch zuverlässige Männer und Frauen aller Denominationen. Auch andre Leute außer den höchsten Würdenträgern der Bischöflichen Methodistenkirche erkennen Bischof Thoburns Tüchtigkeit an; daher wurde es ihm überlassen, das interdenominationale Verteilungskomitee zu ernennen, welches den Fonds des "*Christian Herald*" in Empfang nehmen sollte. Von diesem Komitee wurde er der Vorsitzer und hat die beschwerlichen Pflichten, welche diese Stellung mit sich brachte, getreulich erfüllt.

Durch dieses Komitee wurde das Getreide an Privatpersonen und an Komitees in verschiedenen Teilen des Landes

befördert, und die Unterstützungsarbeit ging unter dieser Leitung rasch und prompt vorwärts, wodurch alle, denen also geholfen wurde, den Eindruck erhielten, daß der christlichen Religion Respekt gebühre.

Die Freude der Missionare darüber, daß ihre amerikanischen Freunde es ihnen möglich gemacht hatten, so vielen Flehenden und Bittenden das Leben zu retten, kann man sich besser vorstellen, als ich sie beschreiben kann. Dr. Julia Bissell von Ahmednagar schreibt am 30. Dez. 1897, daß diejenigen die gerettet wurden, jetzt gesund sind. Dann fährt sie fort:

„Die Pest, welche in Ahmednagar erschienen ist, hat die Stadt decimiert; denn nur ein Zehntel unsrer gewöhnlichen Einwohnerzahl ist jetzt in der Stadt. Dieses hindert unsre Arbeit natürlich sehr in mancher Hinsicht, aber die Entvölkerung der Stadt, um das Verbreiten der Pest zu verhindern, ist besser als eine massenhafte Entvölkerung durch die Pest selbst, wie es in Poona und andern Städten während des letzten Monats geschehen ist. So lange ist unsre tägliche Liste der Opfer noch klein — möge Gott geben, daß es so bleibe! Seit Deinem letzten Besuch haben wir eine gute Ernte gehabt und in Teilen unsres Distriktes sind gute Aussichten auf eine zweite. Einige Felder sind vom Mehltau beschädigt worden, und andern fehlt ein Regenschauer. Die Leute erhalten jetzt aber zweimal so viel Getreide fürs Geld als im September und in manchen Teilen noch mehr. Natürlich sind die Preise noch keineswegs normal; aber es giebt auf den Feldern schon Arbeit, und das ist viel wert. Das Wetter ist in dieser kalten Jahreszeit ziemlich streng gewesen, wovon die verarmten Leute gut zeugen können. Dringende Bitten um Kleidung werden laut. Die Unterstützungsarbeiten der Re-

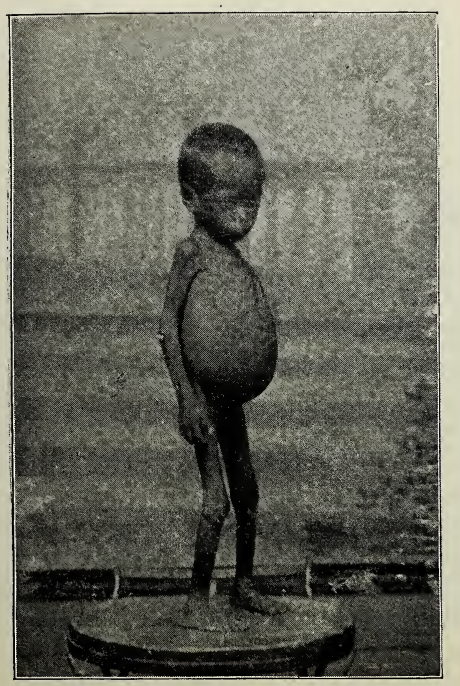


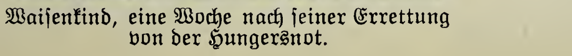
Rev. L. Booth. (Methodist) — Rev. E. Mortimer. (Wesleyan) — Rev. G. L. Wharton. (Christian Mission) — R. S. M. Stanley. (Alliance) — Rev. H. Forman. (Presbyterian) — Rev. D. Jones. (Baptist)

Rev, A. Stoll. (Ger. Evan.) — Rev. A. G. Danielson. (Swedish Evan.) — Rev. Geo, Lambert. (Mennonite) — Bish. J. M. Thoburn. (Meth. Episcopal) — Rev. T. S. Johnson. (Meth. Epis.) — Rev. J. C. Blair. (Presbyterian) — Rev. D. Finlayson. (Ch. of Scotland)

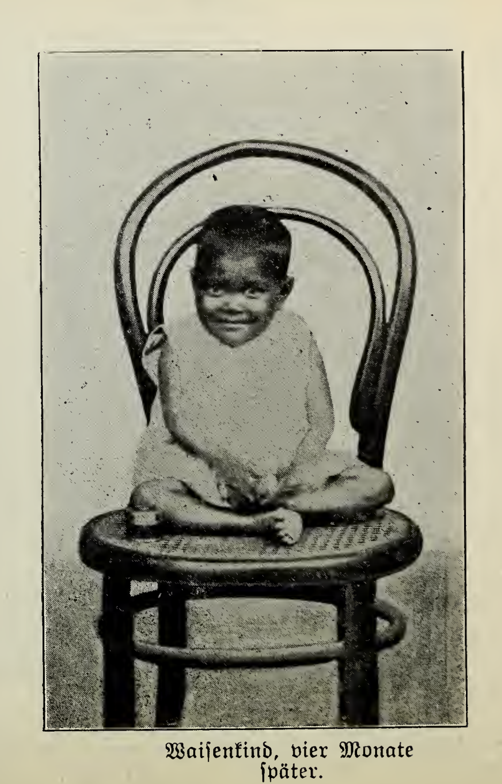
Rev. E. S. Hume. (Congregational) — Rev. Samuel Baker. (Soc. of Friends) — Rev. J. A. F. Warren. (Prot. Episcopal)

Das interdenominationale Verteilungs-Komitee.





Waisenkind, eine Woche nach seiner Errettung von der Hungersnot.



Waisenkind, vier Monate später.

gierung und die Armenhäuser sind schon lange geschlossen. Das übrige aus dem "*Mansion House Fund*", das noch in den Händen des Komitees war, ist für die Anschaffung von Decken für diejenigen, die wegen der Kälte leiden, verwendet worden."

Herr Benjamin Aitken schrieb: „In Kutnee sah ich, wie alle Tage durchschnittlich fünfzehn Opfer fielen. Drei verendeten gerade vor meinen Augen, und in dem Hof, wohin sie sich geschleppt hatten, lagen fünfzig lebendige Gerippe, die alle binnen vier Tagen starben. Zwei Leichen wurden teilweise von Schakalen aufgefressen, und so wurden sie des Morgens in der Nähe der Eisenbahnstation gefunden."

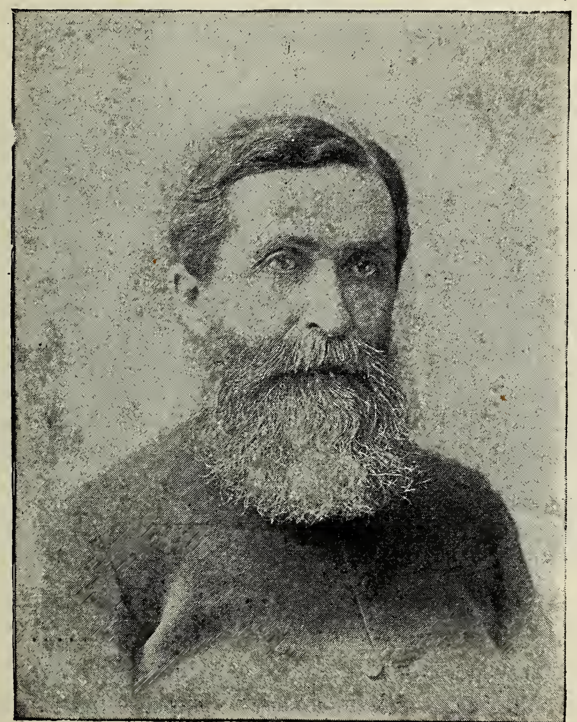
Obgleich in dem größeren Teile der Nordwest-Provinzen die Hungersnot nicht so schlimm gewesen ist wie in den Centralprovinzen, so herrscht doch auch dort Not, und Nahrungsmittel sind sehr teuer. Dies macht es beinahe so schwer für die Armen in diesen Distrikten, als wenn es eine wirkliche Hungersnot wäre.

In der Nähe der schönen Stadt Lucknow herrschte große Not. Aber die Maßregeln, die dort für die Linderung getroffen wurden, waren hinreichend, die Not zu heben, und die Not wurde daher gar nicht so bemerklich wie in den Städten und Dörfern der Centralprovinzen.

Es ist jedoch eine bemerkenswerte Thatsache, daß viele Leute vom Norden nach Süden gingen, als die Teurung anfing. Auf diesem Wege kamen viele buchstäblich „aus dem Regen in die Traufe", denn die Not war im Süden viel größer als im Norden. Andere gingen nach Calcutta, wo die Abgemagerten bald im Hospital umkamen und ihre Kinder in den Hospitälern und den Häusern hinterließen, welche von den Christen ihnen göffnet wurden.

Aber wenn ich an die Hungersnot in all ihrer Schrecklichkeit denke, dann gehen meine Gedanken nach Jabalpur und andern Städten in den Centralprovinzen, die den Mittelpunkt der Hungersnot bildeten. Ich habe es manchmal versucht, Scenen so zu schildern, wie sie sich wirklich zugetragen haben und von Augenzeugen gesehen wurden, aber meine Feder läßt mich im Stiche. Denkt daran, Väter und Mütter, die ihr euch freut, wenn eure Kinder sich um euch versammeln im trauten Familienkreise! Die Liebe treibt euch, alle Bedürfnisse eurer Kleinen zu befriedigen, und ihr habt die Mittel dazu. Ihr seid mit euren Kleinen glücklich, und wenn nicht, dann seid ihr undankbar für die unzähligen Wohlthaten eines barmherzigen himmlischen Vaters. Jetzt geht mit mir nach Indien! Diese armen schwer heimgesuchten Eltern lieben ihre Kinder gerade so leidenschaftlich wie auch ihr. Sie würden für ihre Bedürfnisse lange nicht so viel brauchen als ihr, aber sie haben es nicht. Viele Monate und vielleicht Jahre haben diese Eltern gehungert, um nur etwas für ihre Kindlein zu haben, und dennoch werden dieselben immer magerer, immer schwächer; der hungrige, verlangende Blick auf den Angesichtern ihrer Kinder verfolgt die Eltern Tag und Nacht; das stumme Flehen auf dem Antlitze des Kindes kann der Vater nicht ansehen. Er kann seine Kinder nicht sterben sehen—weil er für sie aber nichts als den Tod sieht, verläßt er sie in seiner Verzweiflung, in der Hoffnung, daß vielleicht ein mitleidiger Freund sie finden und sich ihrer erbarmen werde, oder daß ihr Todeskampf bald vorüber sein werde. Ach! diese armen Kleinen! Gott erbarme sich ihrer! So viele wurden draußen auf den Feldern, in den Dschungeln, am Wege im Staube gefunden, mit Kot und Geschwüren bedeckt—und diese Geschwüre waren voll Würmer. Viele

dieser Kleinen lebten kaum und waren zu schwach aufzustehen; andere waren schon tot und vielleicht schon von den wilden Tieren der Dschungeln angefressen; vielleicht haben auch diese Tiere, die an ihren abgemagerten Körperchen sich ernährten, sie aus ihrem Elende erlöst. Gott allein kennt die heftigen



Bischof Thoburn.

Qualen und die Größe der Einsamkeit, welche diese armen, hilflosen, verlassenen Kinder durchmachen mußten, oder den Schmerz der Mutter, dessen letzter Blick auf Erden ihren armen Säugling an ihrer Seite sah, der so jämmerlich nach Speise verlangte. Eine Mutter wurde in den Dschungeln

gefunden, die schon vor einiger Zeit gestorben sein mußte. Ihr Kindlein, obgleich sehr abgemagert, war noch am Leben. Das arme Würmlein war sich seines Verlustes noch nicht bewußt und versuchte vergeblich, an der Mutterbrust sich zu ernähren. Solche herzzerreißenden Scenen sind gar nicht außergewöhnlich, aber ich muß einhalten. Sie sind zu traurig, erzählt zu werden.

Noch zwei Briefe, dann werde ich schließen. Den einen schrieb N. P. Nielsen von Shegaon, Berar, kurz vor meiner Heimfahrt. Den zweiten schrieb Rockwell Clancy zu Allahabad am 10. Dezember. Beide hatten reichlich von der "*Home and Foreign Relief Commission*" empfangen, besonders letzterer, der ein großes Feld unter seiner Aufsicht hatte. Br. Nielson dankt im Namen vieler Tausende, die von der "*Home and Foreign Relief Commission*" Hilfe empfingen, und schreibt dann:

„Tausende von teuren Seelen sind durch die Hilfe der amerikanischen Freunde einem grausamen Tode entrissen worden. Und wenn wir uns am letzten Tage zu Jesu Füßen versammeln werden, dann werden Tausende von schwarzen Juwelen aus Indien in ihren Kronen glänzen, und Tausende werden Gott loben für die weißen Brüder und Schwestern in Amerika, die ihnen eine hilfreiche Hand reichten......Dieser Beweis von dem inneren Werte des Christentums hat manch einen armen Heiden schon bewogen, seinen Götzen zu verlassen und sich zu Jesu, dem alleinigen Helfer und Heiland zu wenden.

„Es wird Dich interessieren, zu hören, wie es sich mit der Hungersnot verhalten hat, seit Du hier warst. Der Monat September war der schlimmste, aber, Gott sei Dank! Euer Geld und Getreide kam gerade zur rechten Zeit. Wir speisten

1933 arme Hungrige an einem Tage. Viele konnten nur bis zu unsrer Thür kriechen, wo sie lagen, bis wir sie mit Reis und Milch gefüttert hatten. Durch die uns gesandten Mittel ist es uns auch möglich gewesen, viele Kinder zu retten, deren Eltern verhungert waren. Von diesen Kleinen könnten wir viele rührende Begebenheiten erzählen. Zwei Familien, zwölf Seelen an der Zahl, gingen aus und suchten



Schädel einiger Opfer der Hungersnot, welche in zehn Minuten gesammelt und von E. M. Gordon photographiert wurden.

nach etwas zu essen. Nachdem sie eine Zeit lang umhergewandelt waren, wurden sie in den Dschungeln von einander getrennt und verirrten sich. Bald starb einer der Männer und ließ seine Frau mit den Kindern allein in den Dschungeln. Diese fanden endlich unsere Missionsstation. Die arme verhungerte Mutter rief: „Ach, nehmt doch die drei größten Kinder an und gebt ihnen etwas zu essen! Ich weiß,

ihr seid gute Leute. Rettet sie nur und laßt mich und mein Kindlein hier in der Nähe sterben." Wir sagten ihr, wir würden nicht nur ihre Kinder, sondern auch sie aufnehmen, und sie dann später nach ihrem Dorfe zurückschicken. Worte können ihre Dankbarkeit nicht beschreiben, und auf ihre Weise lobte sie den Gott der Missionare. Bald darauf kam auch die andere Frau zu der Station, ohne zu wissen, was aus der ersten geworden war. Als wir ruhig ihrer Erzählung lauschten, fanden wir aus, daß der Hunger sie schon ihres Mannes und eines Kindes beraubt hatte. Sie bat uns, zwei ihrer Kinder aufzunehmen, welches wir auch thaten.

Aber jetzt kommt eine Scene! Als diese beiden Frauen einander im Hause sahen, umhalsten sie sich und weinten. Die eine sagte: „Wo ist dein Mann?" Die andre antwortete: „Er starb in den Dschungeln. Ueber eine Woche hatten wir nichts zu essen. Wir hungerten, um den Kleinen etwas geben zu können, und jetzt habe ich die Kinder den Missionaren gegeben und will nach Hause." Dann erzählte die andre Witwe, daß sie ungefähr zehn Tage umhergewandert seien, ohne mehr denn ein paar grüne Blätter hie und da zu finden. Dann starb ihr Mann am Wege in der Nähe von Shegaon. „Ach," sagte sie, „hätten wir doch nur gewußt, daß der große Gott hier Leute hatte, die uns etwas zu essen geben würden, dann wären wir längst gekommen, und mein lieber Mann und mein Kind wären noch am Leben."

Diese Kinder haben wir jetzt in unsrer Schule, und die beiden Frauen haben wir per Bahn nach ihrer eignen Stadt etwa dreihundert Meilen entfernt, geschickt. Solche traurige Geschichten könnte ich Dir viele erzählen; aber diese könnten Dich ermüden; denn ich weiß, Du mußt schon viele ähnliche gehört, und viel gesehen haben während Deiner Reise

durch die Hungergegenden. Die zwei kleinen Lämmer, die Du unter unsrer Obhut ließest, sind zwei der schönsten und lieblichsten kleinen Mädchen geworden, die Du Dir denken



Grabmal einiger Opfer aus der Belagerung Lucknows.

kannst. Am 11. Oktober werden sie uns verlassen, um nach unsrer lieben Schwester Bertha Ryans neuem Waisenheim zu Bulsar zu gehen. Sie nimmt noch mehr Kinder von hier. Seit Du hier warst, haben wir noch sechzehn Kinder gerettet. Die lieben Kleinen halten jetzt zu uns, wie zu ihren eignen

Eltern. Wie sehr sind sie doch der Liebe und der wahren christlichen Pflege bedürftig. Die Leute sagen uns täglich, daß, wenn die Missionare nicht hier gewesen wären, Tausende von ihnen jetzt in ihren Gräbern sein würden; denn ihr eignes Volk thut gar nichts für sie. Leute aus den höhern Kasten haben ihr Vergnügen daran, wenn die niederen sterben. Ja, wie fehlt diesen Leuten unser Herr Jesus Christus. Sie brauchen Brot für ihre Leiber und sterben aus Mangel daran, aber sie brauchen das Brot des Lebens noch mehr. Möge die Zeit bald kommen, wo sie es überall annehmen. Viele bringen uns ihre Götzen und sagen, die helfen ihnen nichts. Sie sind mit ihren Götzen unzufrieden und suchen nach etwas Besserem. Ich habe jetzt 200 dieser Götzen.

In seinem Briefe vom 10. Dez. 1897 sagt Rockwell Clancy:

„Anstatt der öden Felder sieht man jetzt überall, wie die Dorfleute die reife Saat einheimsen. Ende Juli, August, September und anfangs Oktober hatten wir genügend Regen, und die Herbsternte ist so reichlich ausgefallen wie gewöhnlich. Die Dorfleute haben Beschäftigung auf den Feldern, und da sie Getreide als Zahlung annehmen, haben sie genug für ihren täglichen Bedarf. Viel Land ist besäet worden, und die Aussichten für die Frühjahrsernte sind gut. Auf etlichen Stellen in den Centralprovinzen ist die Herbsternte schlecht ausgefallen und die Leute müssen noch Not leiden. Aber es giebt immer ziemlich viel Elend in Indien, da 80 Prozent der ganzen Einwohnerzahl Pflanzer sind, und die Mehrzahl haben nichts als ihren Tagelohn. Wenn es eine Mißernte giebt, dann leiden sie Not. Die Mehrheit der Indier bekommt nicht mehr als eine Mahlzeit den Tag, und diese besteht aus der allerkümmerlichsten Speise. Die Leute scheinen zufrieden, wenn sie sich einmal den Tag gut satt essen

können. Ich zweifle, ob man in der ganzen Welt solche Zufriedenheit unter den Armen finden kann wie in Indien.

Der indischen Regierung gebührt auch viel Lob für ihre Unterstützung der Hungerleidenden. Man kann sich eine Idee machen von dem Umfang dieser Arbeit, wenn man daran denkt, daß die Summe, die für die Unterstützung ver-



Fuhrwerk, in welchem Dr. Falt und der Schreiber die Regierungs-Scheunen und das Hospital zu Jabalpur besuchten.

wendet wurde, so viel betrug, wie erforderlich sein würde, die ganze Einwohnerzahl Großbritanniens und Indiens einen Tag lang zu ernähren. In den Nordwestprovinzen allein waren aus 107,500 Quadratmeilen, mit einer Einwohnerzahl von 47,000,000, 75,500 Quadratmeilen mit einer Einwohnerzahl von 34,500,000 von der Hungersnot heimgesucht. In den Centralprovinzen war das Verhältnis noch

größer. Jede Provinz in Indien hat die Hungersnot gefühlt, und sogar in den Gegenden wo die Hungersnot nicht herrschte, waren die Preise hoch."

Es ist erfreulich, daß man diese tröstliche Kunde ans Ende dieser Beschreibung des Mangels und des Elends setzen kann. Noch spätere Berichte zeigen, daß die Zustände im großen Ganzen wieder so ziemlich normal geworden sind. Aber wir wollen der Waisen nicht vergessen! Möchte Gott uns als Werkzeuge in seiner Hand gebrauchen zu ihrem zeitlichen und ewigen Wohl.



Die Pest im Jahre 1896–97.

Erstes Kapitel.

Ursachen der Seuche—Ihre Symptome—Ihre Geschichte.

Seit der Zeit, als Adam und Eva, unsere Voreltern, das Paradies verlassen mußten, ist das menschliche Geschlecht von jeher verschiedenen Krankheiten unterworfen geweseu. Viele von diesen Krankheiten sind ansteckend, und aus allen Epochen der Weltgeschichte weiß man von den Schrecken zu berichten, welche durch Epidemien verursacht wurden. Die Ursachen der Seuche oder Pestilenz sind so wenig bekannt, daß sogar heute noch viele zu glauben scheinen, das einzige Mittel dagegen sei Flucht, und weil sie dieses auch oft thun, so tragen sie nicht selten die Ursachen dieses Uebels mit sich weiter fort. Gleich dem, der da versucht, von der Sünde frei zu werden und deshalb von Ort zu Ort flieht, um Ruhe zu finden und der nicht weiß, daß sein unwiedergeborenes Herz, welches er mit sich trägt, die Ursache seines Wehes ist, so weiß der vor der Pest Fliehende oft nicht, daß die Gefahr der Ansteckung größtenteils in ihm selber liegt, nämlich *Mangel an physischer und moralischer Reinheit*, im Nichtbefolgen der natürlichen Gesundheitsregeln; kurz, im Nichtbeachten der Regeln der Gesundheit in den verschiedenen Perioden des Lebens und an den verschiedenen Teilen des menschlichen Körpers. Wenn auch die strengste Beobachtung obengenannter Regeln dem=

jenigen, welcher von Pestkranken umgeben ist, nicht absolute Sicherheit gegen Ansteckung giebt, so ist es doch andererseits anerkannte Thatsache, daß die Pest immer in schmutziger Umgebung ausbricht, daß sie zuerst immer solche ergreift, deren Häuser und Umgebungen schmutzig sind, und daß sie die bei weitem größte Zahl ihrer Opfer unter der niedrigsten und unwissendsten Menschenklasse findet.

Der Name „Pest" (lateinisch *pestis, pestilentia*) wird in der Geschichte allen ansteckenden Krankheiten, welche eine große Sterblichkeit verursachen, beigelegt; aber heute ist es die sogenannte Orientalische, Levantinische, oder Beulenpest, welche als „eine besondere, fieberhafte Krankheit (von Kranken auf Gesunde übertragbar, gewöhnlich von Beulen und zuweilen von Blutgeschwüren begleitet)" bezeichnet wird. Durch diese Definition werden manche von den früheren auch „Pest" genannten Krankheiten ausgeschlossen, z. B. die Seuche von Athen, welche Thucydides erwähnt und die, welche sich im Jahre 164—180 n. Chr. über das römische Reich ausbreitete, oder die vom Jahre 253 n. Chr., auf welche Cyprian Bezug nimmt. Die Symptome aller dieser Seuchen waren unter sich ähnlich, aber von der Beulenpest sehr verschieden.

Symptome.—Es werden zwei Formen unterschieden: *pestis minor* und *pestis major*. Die erstere tritt milde auf, mit wenig Fieber oder allgemeiner Störung des Systems; auch ist sie nicht mit viel Gefahr verbunden. Die andere Form ist ernst, das Fieber gewöhnlich hoch und wird in den meisten Fällen rasch gefahrbringend. Eine der besten Authoritäten auf diesem Gebiete, Dr. J. F. Payne, beschreibt die Symptome folgendermaßen:

„In der *minor* Form entstehen spontane Anschwellungen der Drüsen, hauptsächlich in der Leistengegend und in den Armgruben, aber auch im Genick und anderen Teilen, welche sich entweder wieder verteilen oder in Eiterung übergehen. Das Fieber erreicht eine bestimmte Höhe, selten sehr hoch; die höchste Temperatur, die gemessen worden, betrug 104 Grad Fahrenheit. Die Dauer der Krankheit beträgt gewöhnlich zehn bis zwanzig Tage, kann aber auch acht Wochen dauern, in welcher Zeit das allgemeine Wohlbefinden wenig gestört und der Patient im Stande ist, umherzugehen. Diese Krankheit hat selten, wenn überhaupt, den Tod zur Folge. Ob sich diese Krankheit durch Ansteckung weiter verbreitet, ist nicht bewiesen; es ist möglich, daß dieselbe mehr miasmatischen Charakters ist. Diese Krankheitserscheinung ist schon manchmal schweren Epidemien vorangegangen oder auch nachgefolgt, wie in Mesopotamien und Astrachan, 1877; ihre Bedeutung in Bezug zum Ursprunge der Pest wurde erst etwa um 1880 entdeckt.

Was die Symptome der *pestis major* betrifft, so sind dieselben denen fast aller gefährlichen Seuchen gleich und sind durch mehrere Jahrhunderte, wenn nicht gar durch zwei Jahrtausende, dieselben geblieben. Die früheren Symptome sind in Uebereinstimmung mit den letzten Beobachtungen in Indien dieselben wie bei Fieber und La Grippe (Frostschauer und anhaltende Schmerzen), aber mit nervösen Erscheinungen verbunden. Der Patient wird zerstreut; er schleppt sich in beständiger Furcht vor etwas, das er nicht beschreiben kann; er wird stumpf und taumelt oftmals wie ein Betrunkener. Große Kopfschmerzen, quälender Durst und große Schmerzen im Unterleibe stellen sich ein. Die Augen sind rot, die Zunge geschwollen, trocken, zuweilen schwarz und zuweilen auffallend

weiß. Dieser Zustand kann noch grade ehe das Fieber anfängt, in Schlafsucht übergehen. In andern Fällen ist schmerzhaftes Erbrechen das erste Symptom. Das Fieber kann bis 107 Grad F. oder höher ansteigen und hält bis dreißig Stunden an; aber in den meisten Fällen, die raschen und tödlichen Ausgang haben, ist wenig oder kein Fieber zu verzeichnen. Zuweilen kommt Durchfall vor, aber gewöhnlich hat man's mit hartnäckiger Verstopfung zu thun. Außer diesen allgemeinen kennt man noch Spezialsymptome, welche die Pest charakterisieren. Diese sind:

1) Beulen oder Drüsenschwellungen, welche in allen, außer in sehr raschen Fällen erscheinen. In 75 bis 85 Fällen aus hundert erscheinen dieselben in den Leisten und Armgruben; in wenigen Fällen erscheinen sie im Genick oder sonstwo. Der Kranke fühlt einen plötzlichen, stichähnlichen Schmerz, und daher kommt auch der alte Aberglaube, daß solch ein Opfer durch den Pfeil eines unsichtbaren Dämons verwundet worden sei. Dieser Glaube wird heute noch von Mohammedanern und andern geteilt. Wenn die Beule eitert und sich gut ausleert, dann ist Hoffnung auf Genesung.

2) Es erscheinen häßliche Blutgeschwüre; dieselben sind immer ein schlimmes Zeichen.

3) Blutunterlaufene Stellen unter der Haut werden immer gefürchtet, weil man sie als ein sicheres Zeichen des herannahenden Todes ansieht, welcher dann auch gewöhnlich in wenigen Stunden erfolgt. Die Haut ist zuweilen mit solchen Flecken derart bedeckt, daß der ganze Körper dunkel bleifarben schattiert erscheint, welches uns an den Namen „schwarzer Tod" erinnert, welcher in London im Jahre 1666 n. Chr. entstand. Blutungen der Lunge, des Magens, der Eingeweide, der Nase u. s. w. zeigen einen raschen und

schlimmen Verlauf der Krankheit an. Die Dauer eines Anfalles kann von einigen Stunden bis zu einem Monate sein, aber meistens bringt's der dritte Tag zur Entscheidung, ob gleich manche Fälle Vergiftungsfällen ähneln, bei welchen dann auch der Tod rasch und ohne Beulen eintritt. Eine ähnliche Erscheinung ist bei Pocken und Scharlachfieber beobachtet worden und ist dieselbe äußerst schwierig.



Ein Opfer der Beulenpest zu Poona Die Beule erschien in der Armgrube.

Aber auch die schwerere Form scheint in den verschiedenen Epidemien verschieden zu sein. Der allgemeine Durchschnitt der Sterblichkeit von hundert von der Pest Befallenen ist ungefähr sechzig. Es sind aber Beispiele vorhanden, daß volle neunzig Prozent starben, und in einigen Dörfern an der Wolga verlief jeder einzelne Fall tödlich. Es ist auffallend, daß man die wahre Natur dieser schrecklichen Geißel nicht besser kennen lernte. Untersuchung hat gezeigt, daß die

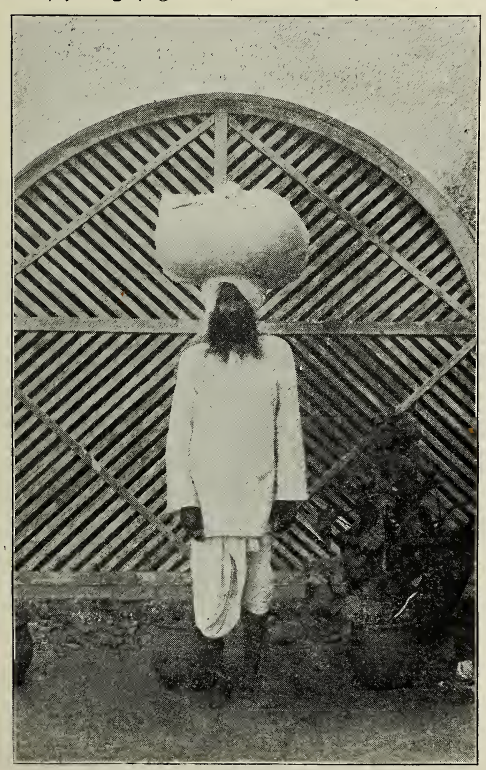
Lymphgefäße besondere Stellen der Erkrankung sind. In Gehirn und Lunge bemerkt man Blutandrang, die rechte Seite des Herzens ist ausgedehnt und Zersetzung geht rasch vor sich. Milz und Leber sind vergrößert, Magen und Eingeweide oft entzündet, ja zuweilen schwärend. Seitdem es der Wissenschaft gelungen ist, den Keim der Krankheit zu erforschen, ist über die Krankheit selbst auch mehr Klarheit in die Welt gekommen, und alles, was man jetzt von der Pest weiß, ist, daß sie eine fieberhafte Krankheit ist, abhängig von der Aufnahme eines gewissen organischen Kontagiums, welches sich im Körper des Erkrankten mehr oder weniger rasch vermehrt."

Dieses Kontagium ist ohne Zweifel ein lebender Organismus; aber viel mehr weiß man auch nicht darüber. Da es ein Keim ist, so kann es durch die Luft, mit den Kleidern und mit Betten u. s. w. übertragen werden. In dieser Beziehung war ich, besonders in der Pestgegend, sehr genau, wer meine Wäsche wusch und wer mich bei Tisch bediente, denn auf diesem Wege hat sich die Krankheit in vielen Fällen verbreitet. Obgleich man über die Pathologie der Pest nur so wenig weiß, ist es doch bekannt, daß feuchte Luft bei einer Wärme von 80 bis 100 Grad Fahrenheit der Ausbreitung der Krankheit günstig ist, während Kälte und Trockenheit ihrem Vorwärtsschreiten Einhalt thun. Doch auch diese Regel hat auffallende Ausnahmen, z. B. die Epidemie an der Wolga, welche im Jahre 1878—79 während des kältesten Winterwetters am ärgsten wütete; ebenso die Pest in Moskau 1770.

Ein anderer auffallender und unberechenbarer Zug ist, daß die Pest in den Tropen fast vollständig unbekannt ist, denn während Cairo in Aegypten eine Brutstätte der Pest ist, ist dieselbe doch nie weiter südlich als bis Assouan vorgedrun-

gen. In andern Ländern hat man dieselbe Erscheinung wahrgenommen.

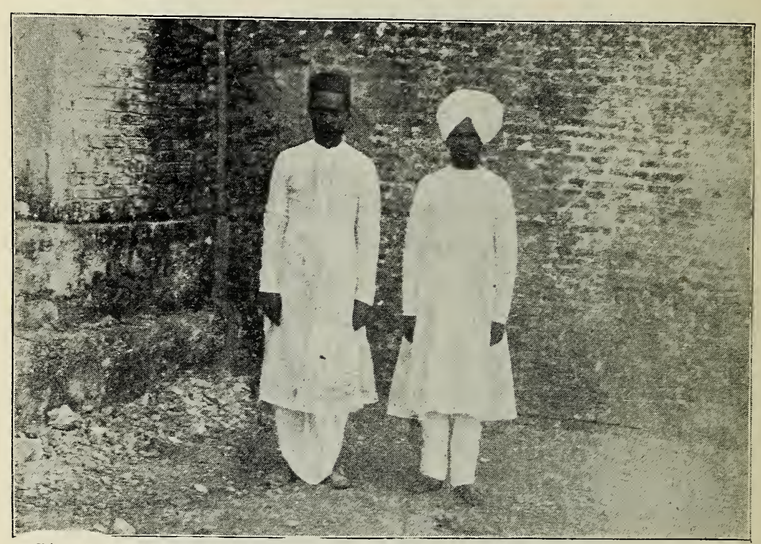
Doch kehren wir zu den Ursachen zurück. Es ist allgemein bekannt, wie schon gesagt, daß Unreinlichkeit—die Anhäufung



Mein Wäscher, Bombay.

von verfaulenden animalischen Stoffen um den menschlichen Körper oder in und um die menschliche Wohnung — der erste Grund ist, daß die Krankheit entsteht. Ein Pestsitz in Mesopotamien wird von Colville also beschrieben:

„Der Grund ist so voller Feuchtigkeit, daß das Spülicht des Dorfes weder eintrocknen noch verdunsten kann und die Gestalt einer bläulich-schwarzen öligen Flüssigkeit angenommen hat, welche die Hütten umgiebt, die Wege bedeckt und die Wände zwei Fuß hoch beschmutzt. Das Dorf ist in der That in solch schmutzigem Zustande, daß man so etwas erst sehen muß, ehe man es glaubt!" Francis, welcher von den Leuten



Eingeborener Koch und Kellner, welche dem Verfasser in Jabalpur aufwarteten.

in Indien erzählt, unter welchen ein Vierteljahrhundert zurück die Pest wütete, sagt, sie seien über alle Begriffe schmutzig gewesen. Andere Berichte, welche die Wohnungen der Leute in Indien in den Pestgegenden beschreiben, zeigen deutlich, daß mancher verwahrloste Schweinestall bei uns mit diesen Häusern nur zu Gunsten des ersteren verglichen werden



Haus und Werkstätte an der linken Seite der Straße, welche vom Untersuchungskomitee für Menschen als unbewohnbar erklärt und mit „U. H. H." bezeichnet worden sind; als Ursache giebt das Komitee an: Anhäufung von Unrat und Mangel an Licht und Ventilation.



könnte, denn der Fußboden war oft von fußtiefem Schmutz, welcher sich seit Generationen angehäuft, bedeckt.

So kam es, daß während der letzten Pest in Bombay das Pestkomitee anordnete, die sanitären Verhältnisse der Wohnungen zu untersuchen, und darauf hin mehrere Häuser schließen ließ, weil sie nicht als menschliche Wohnungen passend waren. Andere Häuser — zuweilen ganze Reihen davon — wurden niedergebrannt, um die schreckliche Masse Unflat fortzuschaffen, und so der Ansteckungsgefahr vorzubeugen. Man kann sich leicht vorstellen, daß die sanitären Verhältnisse vieler Städte Europas im Mittelalter dieselben waren. Und in der That hat das schreckliche Feuer in London im Jahre 1666 das Gute gestiftet, daß es der großen Pest (welche im Jahre 1665 begann und in diesem Jahre 68,596 Leute dahinraffte) in der Metropole Einhalt that, indem es die schmutzigen Brutstätten zerstörte.

Die verbesserten sanitären Verhältnisse sind ohne Zweifel die Hauptursache, daß die Pest aus Europa verschwunden ist.

Wo immer Wohnungen überfüllt und schlecht gelüftet sind, dort findet irgend eine Krankheit einen guten Boden. Dieses kommt schon oft in dünn besiedelten Gegenden vor; aber die Gefahr wird viel ernster in Ländern wie Indien, wo man in einer dunklen, schmutzigen Wohnung Dutzende von Menschen zusammengepfercht finden kann.

Armut ist auch ein bedeutender Faktor in der Verbreitung der Pest. Wo das Volk nicht genügend oder nur schlecht zubereitete Nahrung hat, dort erfaßt die Seuche den Körper mit doppelter Gewalt und deshalb hat sie auch in Indien solche schreckliche Verwüstung angerichtet. Es ist schrecklich genug, zu denken, daß das Volk den furchtbaren, langsamen Hungertod sterben muß; wenn man noch die Schrecken der Pest, wie

schon beschrieben, hinzufügt, so stellt dieses Bild unter allem Schrecklichen das Schrecklichste dar.

Eine kurze Geschichte der Pest wird den Leser vielleicht interessieren. Es ist auffallend, daß mit dem Vorwärtsgehen der christlichen Zivilisation die Pest nach und nach in Regionen zurückgedrängt worden ist, wo die christliche Religion und die notwendige Ergänzung derselben, die Wissenschaft, noch nur wenig oder gar nicht bekannt sind. Das Christentum ist vor allen Dingen eine lebengebende und lebenerhaltende Religion; deshalb findet die Wissenschaft unter ihrem milden und aufklärenden Einflusse das geeignetste Feld und die günstigsten Bedingungen für ihre Entwicklung, und wo die Prinzipien dieser wichtigsten unter allen Religionen Eingang finden und bekannt werden, dort verschwindet alles Uebel, alles Leid, leiblich, geistig und auch geistlich. Wahrlich, das Christentum ist ein wunderbares Licht, und Gott gebe, daß diejenigen, die da noch in Dunkelheit und im Lande der Todesschatten wandeln, recht bald dieses Licht erhalten und den Segen seines aufklärenden und erhebenden Einflusses verspüren möchten.

Es ist nur wenig Zweifel daran, daß die Pest schon sehr frühe in der Geschichte der Menschheit bekannt war, obgleich bestimmte Auskunft über diesen Gegenstand fehlt. Es ist möglich, daß die „Drüse" (2. Kön. 20, 7) des Hesekiah eine Pestbeule war. Siehe auch Jesaia 38,21. Einige der „Plagen" und „Pestilenzen", deren die Bibel erwähnt, mögen die echte *pestis major* gewesen sein; von andern weiß man, daß sie es nicht waren. Die erste bestimmte Auskunft über diesen Gegenstand haben wir von Rufus, einem Arzte zur Zeit des Kaisers Trojan, welcher von den Beulen als besonders gefährlich spricht. Lybien, Aegypten und Syrien werden als von der Seuche heimgesuchte Länder erwähnt. Von

Rufus haben wir bestimmte Nachricht, daß die Pest im dritten Jahrhundert vor Christi Geburt auftrat. Es wird gesagt, daß die Pest zu der Zeit in Afrika über eine Million Menschen dahinraffte; scheint aber nicht nach Europa geschleppt worden zu sein. Thatsächlich scheint Afrika die früheste Heimat der Pest gewesen zu sein.

Der erste Bericht über die Beulenpest in Europa fällt in die Regierung Justinians (6. Jahrhundert). Der Ursprung dieser Epidemie war in Aegypten, 542 n. Chr.; im nächsten Jahre erreichte sie Konstantinopel, wo an einem Tage 10,000 Personen starben. Im Jahre 546 hatte die Seuche Gallien (das jetzige Frankreich) erreicht, nachdem sie 543 in Italien furchtbar gehaust hätte. Im Jahre 565 kam sie wieder nach Italien und entvölkerte das Land dermaßen, daß es den Langobarden leicht zur Beute fiel. Ohne Zweifel hatte die große Sterblichkeit von Rom und Umgegend der Seuche in ihrem Wüten nur Vorschub geleistet. Vor Schluß des Jahrhunderts hatte sich die Pest über das ganze römische Reich, welches fast die ganze damals bekannte Welt umfaßte, verbreitet, mit ihren Riesenarmen, gleich einem *octopus* alles Erreichbare umschlingend und vernichtend. Von Aegypten verbreitete sich die Pest von 542 längs des Südufers des Mittelmeers, bis ganz Nordafrika von der Plage versehrt war. Der ehrwürdige englische Geschichtsschreiber Bede erwähnt, daß Seuchen in den Jahren 664, 672, 679 und 683 wüteten und daß Rom im Jahre 690 von ihr wieder besucht wurde.

Dann scheint es, als ob Europa mehrere Jahrhunderte von dieser Geißel verschont geblieben war. Aber im 14. Jahrhundert wurde die Pest von der Tartarei nach der Krim gebracht. Russische Geschichtsschreiber haben die Spuren dieser

Epidemie bis nach Kathay (alter Name für China) verfolgt, woselbst nach chinesischen Berichten dreizehn Millionen Menschen dieser Seuche und einer gleichzeitigen Ueberschwemmung zum Opfer fielen. Langsam, aber sicher, verbreitete sich diese Seuche unaufhaltsam fort, bis jedes Land in Europa von ihr erreicht war. In London und Paris war die Sterblichkeit schrecklich groß und wieder und immer wieder brach die Pest in den Jahren 1349 und 1368 in London aus. Hecker schätzt die Gesamtzahl der im 14. Jahrhundert in Europa an der Pest gestorbenen Menschen auf 25,000,000, oder ungefähr ein Viertel der ganzen Bevölkerung.

Das 15. Jahrhundert war meistens eine Wiederholung der Geschichte des 14. Im Jahre 1427 starben in Danzig, Deutschland, 80,000 und 1466 starben in Paris 40,000. In Europa starben in diesem Jahrhunderte viele Millionen; geschweige denn in Asien, wo es noch schlimmer war, oder in Afrika, wo die Seuche mehr oder weniger die ganze Zeit herrschte.

Anfangs des 16. Jahrhunderts soll das große China durch die Pest beinahe entvölkert worden sein. Zwischen 1600 und 1610 wurden Holland, Italien und Spanien schwer heimgesucht. Im Jahre 1529 wurde Edinburgh in Schottland, und 1537—39 und nochmals 1547—48 wurde London in England von der Pest überfallen; ebenso auch noch andere Ortschaften in beiden Ländern. In den Jahren 1563—64 starben in London wöchentlich 1,000 Menschen an der Pest. In Paris war die Pest so allgemein, daß das Volk dieselbe mit der Zeit als eine selbstverständliche Sache ansah und unempfindlich dagegen wurde. 1570 starben in und um Moskau 200,000 Menschen an der Pest, und zwei Jahre später zu Lyon in Frankreich 50,000. Im Jahre 1575

breitete sich eine neue Pestwelle in Konstantinopel westlich über Europa aus und wütete noch am Schluß des Jahrhunderts an einzelnen Stellen Europas. Venedig allein verlor zu dieser Zeit 70,000 Menschen. Zur Zeit der Pest vermachten Tausende und aber Tausende in Europa ihr ganzes Vermögen der römischen Kirche, wofür sie Absolution erhielten; viele andere Familien starben ganz aus, und ihr Vermögen fiel auch der Kirche zu; so erklärt es sich teilweise, wie die römisch-katholische Kirche in dieser Zeit zu so ungeheurem Reichtum gelangte.

Das 17. Jahrhundert zeigte die erste wirkliche und anhaltende Abnahme der Pest in Europa, obgleich in der ersten Hälfte desselben in London allein über 100,000 Menschen starben, während auch an anderen Plätzen Englands (in Newcastle starben von 20,000 in einem Jahr 7,000) und in anderen Ländern Europas große Massen von dem erbarmungslosen Ungeheuer dahingerafft wurden. Aber man sagt, im Jahre 1603 seien allein in Aegypten eine Million Menschen gestorben! 1656 wütete eine furchtbare Epidemie in Neapel und Umgegend; 300,000 sollen der Zerstörerin zum Opfer gefallen sein. Von hier ging die Pest nach Rom; aber dank der sanitären Verbesserungen, durch Kardinal Gastaldi eingeführt, trat dieselbe weniger zerstörend auf, und es fielen nur 14,000. Andere europäische Städte, besonders Amsterdam (50,000 Opfer) hatten von dem Wüten der Seuche um die Mitte des Jahrhunderts sehr zu leiden.

Die große Pest in London in den Jahren 1664—66 ist in der Geschichte dieser Seuche in West-Europa epochemachend, weil von da an die Pest rasch verschwand. Dieser letzte Besuch war aber ein schrecklich verheerender. Der letzte Schlag war der schwerste von allen. Die Stadt war seit einigen

Jahren bis zum Herbst 1664 von Pestfällen außergewöhnlich frei geblieben, als einige wenige vereinzelte Fälle auftraten. Man nimmt an, die Krankheit wurde in Warenballen aus dem Osten dorthin geschleppt. Andere wieder glauben, daß die Pest aus lokalen Verhältnissen entstand, denn in Bezug auf Reinlichkeit waren einzelne Teile Londons in jener Zeit nicht besser bestellt, als manche Pesthöhlen des Orients. Es war als „ein Moor von Unflat und Schlamm" bekannt, denn London war auch, gleich Calcutta und Chicago teilweise auf Sumpf- oder Marschboden erbaut.

Im Mai 1665 begann die Krankheit sich langsam in der Stadt zu verbreiten. Im Maimonat kamen 43 Todesfälle vor; im Juni 590; im Juli 6,137; im August 17,036; im September 31,159. Danach fing die Seuche an, in demselben Maße, wie sie zugenommen, abzunehmen. Im ganzen sind in einem Jahre von einer Bevölkerung von weniger als einer halben Million, von welcher noch über zwei Drittel die Stadt verließen, um vor der Krankheit zu fliehen, 68,596 Todesfälle berichtet. Das einzige Geschäft, das gethan wurde, besorgte der Totenwagen, welcher jeden Morgen die Toten auflas, welche man auf die Straße gelegt hatte. Die sonst so geschäftigen Straßen waren mit Gras bewachsen! Wo ein rotes Kreuz am Thor zu sehen war, und die Aufschrift: „Gott sei uns gnädig!" da wußte man, sei die Pest eingekehrt.

Das Ende der Pest war noch eine Wohlthat, denn es zeigte, daß Schmutz und Unflat gute Bedingungen für die Seuche seien, und daß man sie nicht wegbringen konnte, bis das große Feuer 1666 sie w e g b r a n n t e; andererseits zeigte es den Wert der Reinlichkeit und die Notwendigkeit sanitärer Maßregeln, Drainierung u. s. w. Von dieser Zeit an wurde London eine reine, gesunde Stadt.

Die Pest von 1665 breitete sich über einen großen Teil Englands aus, besonders durch diejenigen, welche vor der Krankheit flohen; aber es war ihr letztes allgemeines Auftreten. Seit der Zeit zog sich die Westgrenze der Pestregion rasch nach Osten zu. 1675 starben 11,000 in Malta; 1679 über 76,000 in Wien; 1681 starben in Prag 83,000.

Am Anfang des 18. Jahrhunderts wütete die Pest nur noch in einem Teile des östlichen Europas, aber dort auch mit tödlicher Vernichtung. Von Konstantinopel verbreitete sich die Pest noch wieder im Jahre 1703 nordwestlich, bis sie im Jahre 1710 Schweden erreichte. In Stockholm gab es 40,000 Tote; in Preußen und Lithauen 283,000. 1713 wütete sie in Prag, Wien und Regensburg fürchterlich; aber im Jahre 1714 verschwand sie ganz aus Europa, wie man glaubte, durch einen furchtbaren Wirbelsturm, welcher in dem Jahre (27. Februar) stattfand.

Konstantinopel, das mohammedanische Treibhaus des Schmutzes und der Krankheiten, war immer das Thor, durch welches die Pest nach Europa kam. Von hier verbreitete sie sich 1717 über ihren früheren Weg, aber nicht so weit und war weniger tödlich; von hier wurde die Pest auch von der Mannschaft eines Schiffes 1720 nach Frankreich geschleppt, wo in und um Marseilles von 40,000 bis 60,000 starben. In Toulon starben zwei Drittel der Bevölkerung im Jahre 1721. In Sicilien kamen 1743 40,000 Leute um, und Tausende von Leichen blieben tagelang unbeerdigt in den Straßen liegen. Während des Restes dieses Jahrhunderts kamen noch vereinzelte Ausbrüche vor, welche sich aber selten weit verbreiteten. Der bedeutendste davon in Klein-Rußland, der Moldau, der Wallachei, Ungarn und den angrenzenden Gebieten, raffte ungefähr 350,000 Opfer dahin. Die noch zum Schluß folgen-

den Epidemien waren mehr und mehr in ihrer Ausdehnung beschränkt und von kurzer Dauer.

Seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts ist die Pest nie weiter westlich gekommen, als bis Italien und Malta, wohin sie von Konstantinopel und anderen östlichen Städten gebracht wurde. In keinem Falle ging sie sehr weit. Ungefähr zu Anfang des Jahrhunderts wütete sie in Aegypten und befiel die französischen und englischen Soldaten, welche damals dort stationiert waren. Um 1830 wurde Bessarabien, Odessa und die Krim von der Pest heimgesucht, und 1837 folgte in Odessa und an anderen Plätzen ein neuer, aber weniger zerstörender Ausbruch. Die neuere Geschichte der Pest ist allgemeiner bekannt, und deshalb darf darüber auch nur wenig gesagt werden. Der einzige Platz außerhalb Konstantinopels, wo die Krankheit ernsten Charakter annahm, war längs der Wolga in Rußland um 1878—79, woselbst während des Winters schier jeder einzelne Fall tödlich ausfiel. Sie brach plötzlich ab, und seit der Zeit ist das Land davon frei geblieben.

Aber Afrika und Asien sind zu verschiedenen Zeiten in der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts von der Pest heimgesucht worden. Mesopotamien wurde 1867, 1873 und zum dritten Male 1876 heimgesucht. Die Gesamtzahl der Toten betrug ungefähr 25,000. Sie erschien dort nicht wieder bis 1884, und dann trat sie nur in milder Form auf. Im Jahre 1877 überfiel die Pest die Gegend, welche an dem Südwestufer des Kaspi-Sees liegt. Die Stadt Rescht, welche 20,000 Einwohner zählt, hatte in der Pest von 1832 die Hälfte derselben verloren, und in der letzten Epidemie fielen 6,000 in derselben Stadt.

Nun wenden wir uns zu der Pest in Indien in früheren Jahren. Es ist sehr auffallend, daß man bis auf

unsere Zeit über die Existenz der Pest in Indien nur so sehr wenig wußte. Im Jahre 1815 erschien die Pest in Guzerat und anderen Plätzen nördlich von Bombay nach einer großen dreijährigen Hungersnot; das nächste Jahr verbreitete sie sich nördlich bis Hyderabad und Sinde im Norden und bis Ahmedabad im Nordosten. In wenigen Jahren verschwand sie; aber im Juli 1836 kehrte sie zurück und wütete an manchen Plätzen ein ganzes Jahr. In beiden Fällen muß der Ursprung ein lokaler gewesen sein, und zweifellos hat die Unreinlichkeit der Bewohner dazu beigetragen, die Krankheit zu entwickeln. In den Jahren 1834—36 erschien die Pest in den höher gelegenen Ländern des Himalaya-Gebirges. Die Eingeborenen nannten sie *maha murree.* Sogar Ratten und Schlangen wurden davon ergriffen und starben massenhaft daran. Es schien, als ob das Pestgift sogar in der Erde sei. 1849 erschien die Pest wieder und verbreitete sich südwärts. 1885 wütete die Pest in Benghasi, Afrika, Persisch-Kurdistan, Mesopotamien, West-Arabien, an den Süd-Ufern des Kaspi-Sees, in Kumaon und Gurhwal in Indien und an verschiedenen Plätzen Chinas. Doch war die Sterblichkeit auf keinem Platze sehr groß.

Wenn man auf dieses Kapitel zurückblickt und noch die Zahl derjenigen Pestopfer in Betracht zieht, welche aus Mangel an Raum nicht Erwähnung finden konnte, so ist man zu dem Schlusse gezwungen, daß Unkenntnis der einfachsten Gesundheitsregeln so schrecklich viel Leid und Wehe in unsere schöne Welt gebracht. Möge Gott bald den Tag senden, an dem christliche Bildung und ihr segenbringender Einfluß den umnachteten Ländern der Erde Glück und Gesundheit bringen wird.

Zweites Kapitel.

Die große Pest von 1896—97 — Anfang der Pest — Furcht des Volkes — Arbeit des Pestkomitees — Auszug — Ausbreitung der Pest.

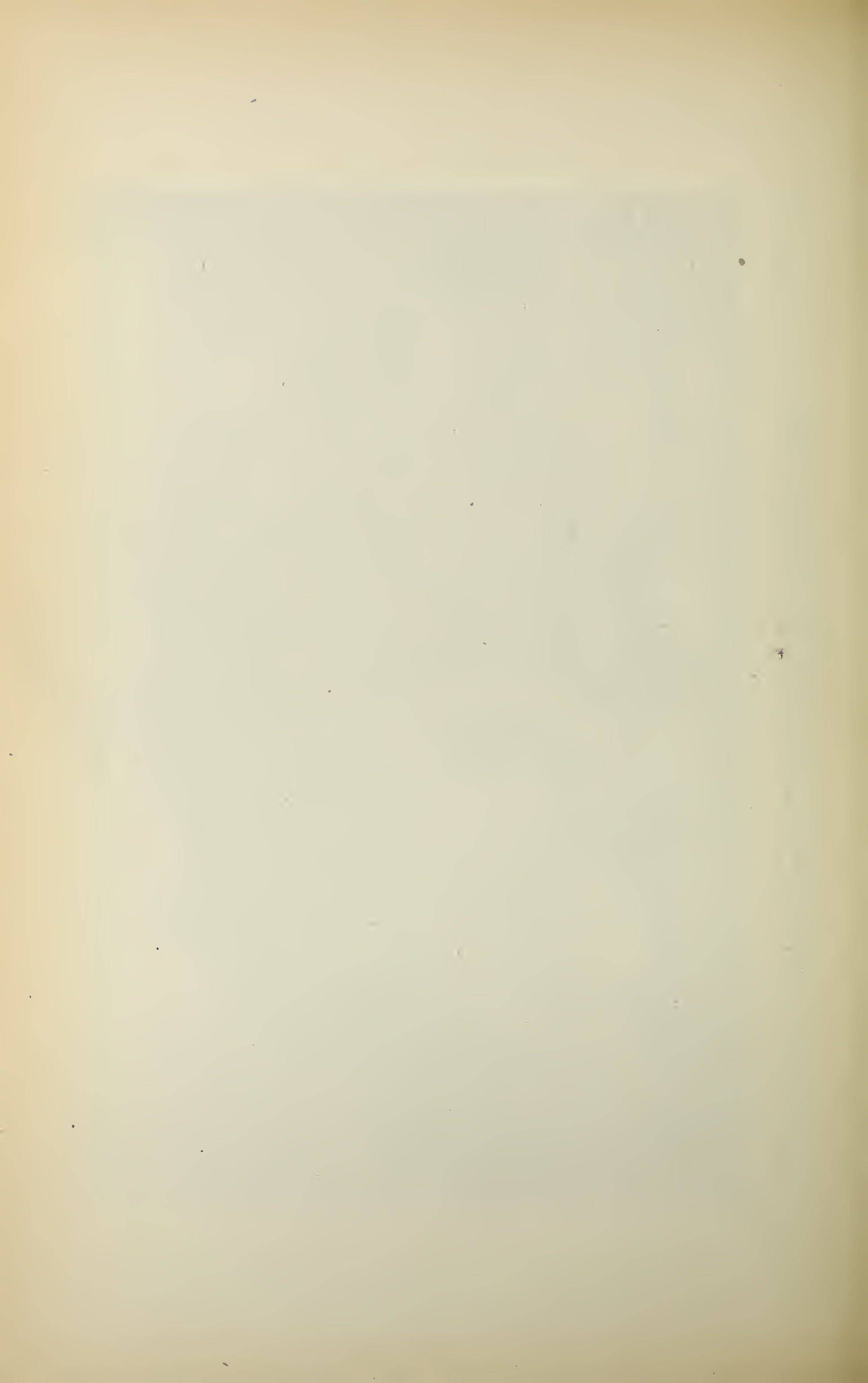
Auf dem Wege von New York nach London wurde ich von einer Anzahl Mitreisenden, nachdem sie meine Aufgabe und mein Reiseziel erfahren, gefragt, ob ich nicht Furcht vor der Pest habe, und ob ich je gedächte, zurückzukehren u. s. w. Ich gestehe, das solche Fragen im allgemeinen nicht viel dazu beitrugen, mein Herz leichter zu machen, aber ich hatte Vertrauen auf Ihn, dessen Schutz dem zugesichert ist, der seinem Rufe folgt. Deshalb wurde ich auch durch die wohlmeinende Sympathie derer, die mich in Zukunft schon von Hungersnot und Pest leiden sahen, nicht aus meiner Fassung gebracht.

Bombay wird in zwei Teile geteilt: der Teil, welchen die Europäer bewohnen und welcher den nördlichen, höher gelegenen Teil eines Vorgebirges, oder richtiger Insel, einnimmt; und der Teil, welchen die Eingeborenen bewohnen, auch Bazar genannt, welcher das niedrige Land des südlichen Teiles der Stadt einnimmt. Der höchste Punkt — Malabar Hill — welcher sich 100 Fuß über dem Meeresspiegel erhebt, ist von Regierungsgebäuden und feinen Privatwohnungen besetzt. Dieser Stadtteil hat schöne, breite Straßen, welche jeden Tag rein gefegt werden. Die Häuser hier zeigen auch peinliche Reinlichkeit, und alles in allem stellt dieser Teil Bombays ein höchst angenehmes Bild dar.

Das ist nicht der Fall mit dem Stadtteil der Eingeborenen. Ein Teil der Stadt liegt unter der Wassermarke, oder



Eine wohlhabende Hindufamilie, welche ihr eigenes Haus verlassen und zu Malad (Salsette) in Hütten wohnen mußte, in der Zeit, als die Plage in ihrer Umgebung wütete.



unter Fluthöhe. Die schmalen Gassen sind von unregelmäßig und alt aussehenden Gebäuden eingefaßt. Man scheint dort beim Bauen keine „Straßenlinie" berücksichtigt zu haben. Jedes Ding sieht verwirrt aus, als ob ein Erdbeben oder eine Wasserflut viele Häuser teilweise von ihren Fundamenten geschoben hätte. Da sind seltsame Balkone, Dächer, Giebel und Schutzdächer in allen Formen und Farben. Unter einigen dieser Schutzdächer waren kleine Läden errichtet, aus deren dunklem Innern braune Gesichter herauslugten, während vor denselben alle Arten Waren dem Käufer oder Passanten in die Augen fielen. Doch gerade zur Zeit meines Besuches in Indien waren sehr viele dieser Läden, wie auch manche Häuser geschlossen, denn Tausende, ja Hunderttausende von Einwohnern waren aus der Stadt geflohen, um der Pest zu entgehen. Manche von diesen Flüchtlingen waren reich genug, und doch waren sie an die schmutzige Umgebung im Bombay gewöhnt.

Bombay ist auf ein verhältnismäßig kleines Territorium zusammengedrängt. Ein Amerikaner kann es kaum glauben, daß die Einwohnerzahl so groß ist, wenn er das verhältnismäßig so kleine Areal sieht. Aber noch auffallender und unglaublicher erscheint es einem Amerikaner, daß tausend und mehr Menschen in einem Gebäude leben sollen, und doch ist es wirklich so. Diese Ueberfüllung und die schmutzigen Häuser und ihre Bewohner haben die Krankheit erzeugt. Die Schmutzigkeit der Häuser habe ich schon beschrieben; erlaubt mir nun, daß ich auch von der empörenden Unflätigkeit der Menschen etwas sage. Leute haben ihre Kleider in Wasser gewaschen, dann selber in demselben gebadet und schließlich dasselbe Wasser getrunken!

Ich enthalte mich, noch schlimmere Sachen zu erzählen, denn ich könnte noch schlechtere Dinge berichten! Ist es da ein Wunder, wenn Indien von Krankheit und Pest heimgesucht wird?

Von meinem Hotel aus bemerkte ich einen Schlangenbändiger auf der Straße, doch später war mir solches ein sehr



Schlangenbändiger.

gewöhnlicher Anblick. Für ein paar *pice* spielte er eine Melodie, während welcher Zeit seine Schlangen Vorstellungen gaben, d. h., er nahm sie in seine Hände, legte sie um seinen Nacken, oder sie schwangen sich hin und her nach dem Takte der Musik. Ich danke schön! Solch ein Anblick wirkt nicht gerade erhebend.

Auch sah ich Eingeborene vorbeigehen, welche ungeheure Stroh- oder Grasbündel auf dem Kopfe trugen. Nicht allein Männer, sondern auch Frauen trugen auf diese Weise die

größten Lasten. Ich fand, daß dieses die gewöhnliche Weise im Lande war, Lasten zu tragen, und manche balancieren diese Last so gut auf dem Kopfe, daß sie dieselbe mit den Händen gar nicht zu stützen brauchen.

Wie anders ist der Anblick dieser früher so schönen Stadt. Als ich hier vor zwei Jahren war, glich das Leben im Freien



Eingeborene, der Sitte des Landes gemäß, Stroh auf ihren Köpfen tragend.

in Bombay den aufeinander folgenden Bildern im Kaleidoskop oder einem fortwährenden Panorama. Wenn man durch die vollen Straßen ging, so war der Eindruck ein blendender, verwirrender, fesselnder. Die schwärmenden Volksmassen, ein kosmopolitisches Gemisch von Nationalitäten darstellend, treten in unzähligen Variationen von Kostümen auf, welche meistens weiß oder hell koloriert sind, untermischt mit den ärmlich gekleideten Kulis und mit fröhlichen Kindern ohne

jegliche Kleidung. Zur Abendzeit fuhren viele Wagen mit Familien auf den Wegen, die da zum Seeufer führten. Back Bai, Breach-Kandy, Hornby-Vellard, die Küste von Colaba, alle waren voll von diesen Lustpartien, welche die Seeluft genaßen. Europäer in fehlerlosen Equipagen; Parsi-Damen in ihren delikaten Kostümen, wie ein Streifen Regenbogen aussehend; wohlhabende Türken mit ihren feinen, sauberen Turbanen von weißem Linnen; reiche Hindus, alle waren dort versammelt, wie sie es jahraus, jahrein von frühester Zeit an gewöhnt waren, und die grell gefärbten Häuser, der herrliche Sonnenschein, das prachtvolle tropische Laubwerk bildeten zu der Scenerie einen passenden Hintergrund.

Die bunt gefärbten Häuser, die in dem herrlichen Sonnenschein sich wiegenden Bäume, sind noch hier, aber die Gruppen menschlicher Wesen, welche hier früher in Frohsinn die frische Luft einatmeten, sind nicht mehr zu sehen. Auf 100 Kutschen, welche früher das Seeufer aufsuchten, kommen heute vielleicht zehn. Von den glänzenden Parsi, den wohlhabenden Türken, den stolzen Brahmanen sieht man nur selten jemand. Auf allen Gesichtern lagert Traurigkeit, ein ängstlicher Ausdruck, das Taschentuch wird vor den Mund gehalten und ein beständiger Geruch von Desinfektionsmitteln erfüllt die Luft. Ein Brahmane, der nicht von der Pest angesteckt sein will, geht mit einem Stück Kampher in jedem Nasenloch herum. Es kommt ihm nicht in den Sinn, daß er nur desto eher den Krankheitsstoff durch den offenen Mund einatmen könne!

Drei Viertel der Häuser sind geschlossen; aus ganzen Reihen von Läden sieht man aus einem Dutzend häufig nur in einem einzigen ein Zeichen von Leben. Einige Straßen entlang sieht man beinahe an jedem Thorpfosten und an jeder



Ein Haus in Girgaum, Bombay, mit 44 Kreisen an der Ecke der Gartenmauer, welche von der Stadtbehörde dort angebracht wurden. Die einfachen Kreise zeigen Todesfälle durch Pest an; die mit einem Kreuz darin, zeigen Todesfälle an, welche von anderen Krankheiten herrühren.



Hausecke das gefürchtete Pestzeichen: einen roten Kreis, manchmal drei oder vier in einer Reihe, wie das Bild auf Seite 357 zeigt, dadurch anzeigend, daß die Pest so viele Opfer gefordert hat. Diese Zeichen sind nicht nur auf die Hütten der armen Arbeiterklasse beschränkt, sondern können auch an den Thoren der großen Bungalows gesehen werden, anzeigend, daß auch die Reichen dieser furchtbaren Geißel nicht entronnen sind. Ein Thorweg an der Girgaum Straße zeigt die höchste Anzahl Pestzeichen, nämlich: vierzehn an beiden Thorpfosten.

Die Anwesenheit von Krankheit in einem Hause wird durch brennendes Feuer vor dem Hause angezeigt.

Von ganzen Reihen leerer Häuser hat man große Teile des Daches weggenommen, so verordnet von der Stadtbehörde, um die beiden natürlichen Desinfektionsmittel: Licht und Luft, in die Gebäude zu lassen, denn letztere scheinen mit dem vorbedachten Zwecke erbaut worden zu sein, Licht und Luft so viel wie möglich auszuschließen.

Am Westende von Chowpatti, unter den Stillen Türmen, von welchen ich später noch sprechen werde, wurden vor einigen Tagen eine Anzahl von der Krankheit angesteckter Hütten verbrannt, und jetzt ist der leere Platz bei der Reitschule, wo die zehnjährliche Missionskonferenz im Jahre 1891 kampierte, mit Reihen von Mattenhütten mit netten *chupper*-Dächern und vorläufigen Ställen für die Pferde der Leibwache des Gouverneurs gefüllt. Letztere ist von ihrem alten Quartier, dem Regierungsgebäude Parel, hierher übergesiedelt, welch letzteres jetzt der Stadtbehörde zu Hospitalzwecken übergeben worden ist.

Wir hören, daß in verschiedenen Teilen der Stadt die Häuser der Dienerschaft, welche zu den Wohnsitzen von Europäern

gehörten, verbrannt worden sind. Beinahe die ganze Marine-Straße ist verurteilt, zerstört zu werden. Die Häuser werden stückweise auf den nahen Hügel getragen und dort verbrannt. Vor einigen Wochen starb ein Diener in einer *Rowti*, welche zu einem Zelte gehörte; die *Rowti* wurde verbrannt, und die Dame, welche das Zelt bewohnte, ging nach Matheran. Zwei Wochen später kehrte sie nach Bombay zurück und bezog mit einer anderen Familie ein Haus an der Marine-Straße; bald nach ihrer Rückkehr wurde sie von der Pest ergriffen und in das allgemeine Europäische Hospital gebracht.

Bombay sieht abends einem verödeten Dorfe ähnlich. Nur wenige Leute sieht man draußen, ausgenommen solche, die ihrem Geschäfte nachgehen. In früheren Tagen konnte man an mondhellen Abenden gerade soviel Geräusch und Leben auf den Straßen sehen, als am Mittage, während an beiden Seiten lange Reihen von Leuten lagen, welche von Kopf bis zu Fuß in ihre *chaddars* eingehüllt, hier im Freien schliefen; jetzt aber suchen die wenigen Uebriggebliebenen sich irgend ein Unterkommen. Auch unter der Polizei von Bombay sind viele Todesfälle vorgekommen. Es ist ein Wunder, daß viele noch so männlich auf ihrem Posten ausgehalten haben. Es wurde beschlossen, daß in den Straßen, wo die Pest herrschte, zur Nachtzeit immer zwei Polizisten zusammen sein sollten, denn die schreckliche Einsamkeit im Angesichte des Todes wird von diesen Männern sehr gefürchtet. Man sieht jetzt am Tage weniger Leichenbegängnisse als früher, als die Pest im Beginne war und folgert daraus, daß jetzt zur Nachtzeit mehr begraben werden, welches die Schrecken der Einsamkeit der Nachtpolizei noch vermehrt.

Diese Schilderung ist nicht übertrieben. Ich sehe, daß Julian Hawthorne letzten Sommer in seiner Serie von Arti-



Ein Pesthaus in der Kalbadevi Straße, Bombay. Die einfachen Kreise bedeuten Todesfälle an Pest. Die Kreise mit einem Kreuze in der Mitte bedeuten Todesfälle von anderen Krankheiten herrührend. Es ist möglich, daß manche der letzteren doch auch Pestfälle waren.



Haus im Mandvi Bunder Viertel, Bombay, wo man im September 1896 die Pest zuerst entdeckte.

keln im *Cosmopolitan* von der Pest in Indien ein eben so trauriges als wahres Bild gezeichnet hat.

Das Bild auf Seite 362 ist nach einer Photographie gemacht, und stellt das Haus in Bombay dar, in welchem die Pest zuerst bemerkt wurde. Ein geheimnisvolles Gerede ging, daß die Einwohner dieses Hauses von einer fremden, schrecklichen Krankheit befallen seien; aber der Thatbestand wurde von den furchtsamen und abergläubischen Bewohnern vor den Beamten so geheim gehalten, daß vielleicht zwei oder drei Wochen verstrichen, ehe daselbst eine amtliche Untersuchung stattfand. Als dieselbe gemacht wurde, erscholl der Ruf: „Die Pest ist in Bombay!" und alles geriet in starren Schrecken.

Die siebzehn Kreise, welche dort ans Thor geschrieben wurden, wie die Illustration zeigt, stellen das Register von Todesfällen dar, welche amtlich als Pestfälle festgestellt wurden. Es ist aber nachträglich berichtet worden, daß ungefähr fünfzig Todesfälle vorkamen, ehe die Stadtbehörde amtliche Notiz davon nahm.

Sobald aber die fürchterliche Entdeckung gemacht worden war, wurden augenblicklich die strengsten Maßregeln angewandt, um die Krankheit zu brechen, oder doch dieselbe auf Mandvi, demjenigen Stadtviertel in Bombay, in welchem die Pest zuerst auftrat, zu beschränken. Ein Komitee, bestehend aus Zivil- und Militärbeamten, aus Europäern und Eingebornen, wurde ernannt, um die Seuche zu untersuchen und dieselbe laut Vorschrift zu behandeln. Zuerst versuchte man Segregation, d. h. Absperrung, aber das abergläubische Volk war bitterlich dagegeu. Die Verwandten der Erkrankten glaubten, die Beamten nähmen ihre Freunde nur zu dem Zwecke ins Hospital, um ihnen die Leber zu „Medizin" aus

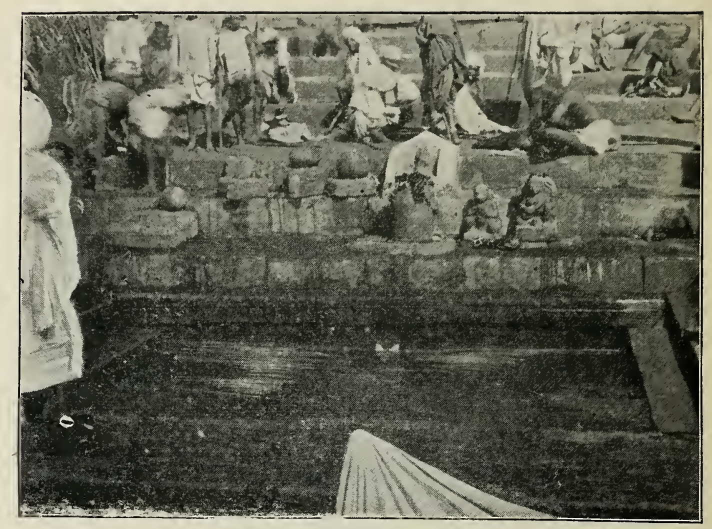
dem Leibe zu schneiden. Deshalb thaten die Eingebornen, was sie nur konnten, um die Beamten über Krankheitsfälle in ihren Häusern in Unwissenheit zu erhalten.

Die Arbeit des Komitees war bis ins Extrem gräßlich und voller Gefahr, weil die Mitglieder mit Gewalt in die Häuser dringen mußten, welche im Verdachte standen, Pest-kranke zu enthalten. Die Beamten waren freundlich und nicht unnötig streng; sie traten aber bestimmt auf und waren nicht eher zufrieden, als bis sie alles gründlich untersucht hatten, und letzteres war das Unangenehme. Sie kannten die Gründe der Zurückgezogenheit der Eingebornen wohl, und während die Beamten sie bemitleideten, mußten dieselben doch treu ihre Pflicht erfüllen, ungeachtet aller Drohungen, Proteste und Versicherungen, daß in ihrem Hause die Pest nicht sei. Zur selben Zeit diente das Volk seinen Götzen und flehte dieselben an, es doch von der Pest zu verschonen. Alle solche Versicherungen erwiesen sich als nichtige Vorwände, den wahren Sachverhalt zu verhüllen. Viele Hausbewohner sahen es als eine Verunreinigung des Körpers und der Seele an, wenn ihre Häuser und ihre Körper der Untersuchung und der Behandlung dieser „europäschen Heiden", welche weder zu ihrer Kaste noch Rasse gehörten, solchergestalt bloßgestellt wurden.

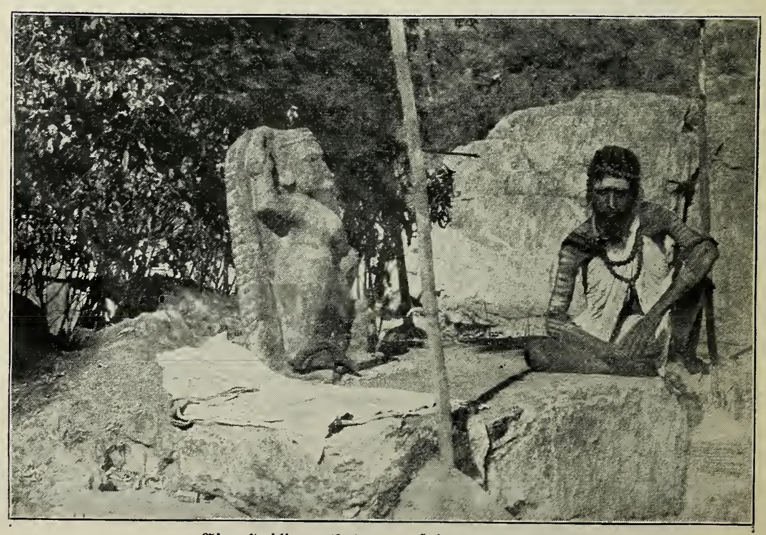
Jeden Morgen gingen diese unerschrockenen, treuen und starken Volksdiener aus, um ihrer schauderhaften Arbeit obzuliegen, und abends, nachdem sie ein Bad genommen und genauen Bericht über ihre Arbeit abgestattet, kamen sie im Klub oder in der Gesellschaft zusammen, so gleichmütig, als ob sie ihren gewöhnlichen Geschäften nachgegangen wären. Kaltblütigkeit, ein starkes Herz und ein widerstandsfähiger Magen — diese drei Dinge waren vor allem zu solcher Arbeit nötig.



Das Untersuchungs-Komitee, Bombay.



Götzendienst zu Jabalpur.



Ein Heiliger betet zu seinem Götzen.

Hunderte von abschreckenden Beispielen könnten berichtet werden, aber ein paar genügen; z. B., es sind unbestimmte Anzeichen und Gerüchte vorhanden, daß ein gewisses Haus im Eingebornen-Viertel „verdächtig“ sei; es muß den nächsten Morgen untersucht werden. Die Insassen wissen nichts von dem geplanten Besuche, sind aber stündlich in Furcht vor Visitation und vorbereitet, das Komitee, wenn möglich, von der „Fährte“ zu bringen. In dem Hause wohnen vielleicht tausend Menschen, obgleich dasselbe von der Straße nicht gesehen werden kann, weil es von andern Häusern oder einer hohen gebrechlichen Mauer umringt ist. Das Haus ist so gebaut, daß es einen viereckigen Hof umschließt. Um ins Haus zu gelangen, muß das Komitee durch ein dunkles Gewölbe in den Hof gehen, welcher von Schmutz stinkt, in welchem sich der Dreck, Abfall u. s. w. seit einem halben Jahrhundert mehrere Fuß hoch angesammelt hat, und doch ist dieser Hof der Spielplatz der Kinder und der einzige Weg zur Ventilation der Dutzende von Zimmern in diesem vielstöckigen Gebäude. Die heiße Luft und die giftigen Gase sind erstickend, aber das Komitee dringt ein. Hawthorne sagt, daß Daniel aus der Löwengrube unversehrt herauskam, aber größer würde ihm das Wunder erschienen sein, wenn Daniel eine Nacht in diesem Höllenloche zugebracht hätte.

„Hier herrscht keinerlei Krankheit,“ war die Antwort der Insassen, auf die Frage der Beamten. Aber weil verschiedene Zimmer verschlossen waren, deren Bewohner sich auf Besuchen auf dem Lande befinden sollten, wurde das ganze Haus genau untersucht. Alle Ausgänge waren vorher von der Polizei besetzt worden, um jegliches Entkommen zu verhindern. Die Hauptbeamten nannten freundlich, aber bestimmt den Zweck ihres Kommens und baten, alle Thüren zu öffnen. Dieser

Bitte kam man nur teilweise nach; manche Thüren mußten mit Gewalt geöffnet werden. Die armen Insassen waren in tödlicher Furcht, denn von den Greuelthaten des Komitees waren so viele schreckliche (wenn auch unwahre) Geschichten im Umlauf, wie schon früher erzählt, daß die armen Insassen mit Schrecken sich zurückzogen, wie ein verfolgtes Wild.

Was war das Ergebnis der Untersuchung? Die geschlossenen, dunkeln Zimmer strömten einen schrecklichen Gestank aus. Eine Anzahl derselben war wirklich leer, ihre Besitzer waren entweder ins Land geflohen oder an der Pest gestorben. Gerne hätte ich auch von einigen dieser Zimmer ein Bild vorgeführt, aber im Dunkeln, auch wenn von der Laterne erleuchtet, ist kein Bild zu nehmen. Einige Zimmer enthielten Tote und Sterbende. In einem Zimmer war eine von der Pest befallene Mutter mit ihrem Säugling eingeschlossen, um allein zu sterben; dort fand man auch eine Anzahl Ratten, aber die waren tot. Sie waren an der Pest gestorben. Der Fußboden war mit Unflat, Schutt und Ungeziefer bedeckt. Dort war kein Wasser, keine Nahrung; nur langsamer, schrecklicher Tod. Aber diese Mutter wäre samt ihrem Kinde viel lieber hier gestorben, als in die Hände des Pestkomitees gefallen, welches, wie sie glaubte, ihre und ihres Kindes Leber herausschneiden und zu Medizin verwenden würde. Arme Frau! Sie war unter der Sklaverei des Heidentums und wußte nicht, wer ihre besten Freunde seien. Aberglaube und Vorurteile der Kaste sind an allem schuld.

„Sind Kranke hier drinnen?“ fragte der Beamte, als er eine Thür aufstieß, welche in einen dunklen Raum führte, in welchem neun Personen gefunden wurden. „Keine“, war die Antwort. „Steht auf und stellt euch gegen die Wand, damit ich euch zählen kann.“ Es war zu dunkel, um genau sehen



Wie man am Morgen an die Arbeit geht — Aerzte beiden Geschlechts, Gesundheitsbehörde, Richter, Polizeidiener, Aufseher, mit Dampfpumpen und Wasch-Apparaten, Ambulanz, *shigrams* und Begleiter gehen an ihre Morgenarbeit.



Hausbesuche der Friedensrichter mit Militäreskorte und Ambulanz im Eingebornenviertel der Stadt Bombay. Zuerst wurde diesem vom Volke stark Widerstand geleistet, aber mit der Zeit gab man nach. Einige Pestkranken blieben jedoch bis zum Ende der Epidemie verheimlicht.

zu können. Die Zählung ergab neun. Unterdessen war ein Licht gebracht worden. „Jener Mann ist krank," sagte der Inspektor, und wies auf einen, welcher von zwei anderen gestützt wurde. Die Untersuchung zeigte, daß der Mann nicht krank, sondern — tot war, und zwar schon seit mehreren Stunden.

In einem anderen Zimmer, welches mit Gewalt geöffnet werden mußte, saß eine Gesellschaft im Kreise und spielte ein Spiel. Der Gestank war fürchterlich, aber auch dort waren ja keine Kranken. Doch nähere Untersuchung einer auffallend stillen Figur zeigte, daß selbige bereits eine in Verwesung übergegangene Leiche sei! All dieser Betrug wurde insceniert, um womöglich vorzubeugen, fortgebracht zu werden oder daß das Haus desinfiziert werde.

Einige Briefe, welche am Ende des Jahres 1896 geschrieben wurden, werden dem Leser eine gute Idee von der Lage der Dinge geben.

Die Pest.

Herr Abbott schreibt: „Zum Schlusse des Jahres ist Bombay in Trauer. Die Pest, oder Beulenfieber, wie sie auch genannt wird, wurde zuerst im September allgemein bekannt, aber es wird angenommen, daß dieselbe schon seit ausgangs August existierte. Es ist nicht bekannt, wie die Pest nach Bombay gebracht wurde, aber sie entstand in dem Teile der Stadt, welcher den Namen Mandvi trägt, und hat sich von dort nach und nach über die Stadt verbreitet. Da sich über die Art und Weise ihrer Ausbreitung nichts Sicheres hat feststellen lassen, so haben die Autoritäten mehr oder weniger in Unsicherheit arbeiten müssen; ihr Hauptverlaß war Reinigen der Häuser, Anstreichen derselben mit Kalkwasser und Desinfektion. Weil diese Bemühungen die Sterblichkeitsrate

wohl eingeschränkt haben, so haben sie die Krankheit doch nicht gebrochen, und Woche um Woche haben die Todesberichte an Umfang zugenommen. Sobald die Pest furchterregenden Umfang angenommen hatte, wurde das Volk in dem verseuchten Distrikt von Panik ergriffen, und es begann aus der Stadt eine anhaltende Auswanderung. Eisenbahnzüge und Dampfboote waren besetzt mit Fliehenden, welche ihre Landhäuser aufsuchten. Kaufleute machten ihre Läden zu; Arbeiter verließen ihre Herren; die Schulen wurden nach den Weihnachtsfeiertagen wohl geöffnet, mußten aber aus Mangel an Schülern wieder geschlossen werden; häusliche Dienstboten verließen ihre Plätze, und alle Geschäfte lagen darnieder. Bis zur Zeit, da ich dieses schreibe, haben sich die Aussichten noch nicht gebessert. Während die gewöhnliche Sterblichkeitsrate in der Stadt von 800,000 Einwohnern wöchentlich 500 betrug, ist dieselbe jetzt bis 2,000 gestiegen, welche Zunahme, Autoritäten zufolge, nur der Pest zuzuschreiben ist. Man kann sich leicht vorstellen, daß diese Sterblichkeit herzbrechende Scenen zur Folge hatte. Sehr oft kann man sehen, daß Männer mit Leichen auf den Schultern durch die Straßen zum Begräbnis- oder Verbrennungsplatz, entweder schweigend oder mit traurigem Grabgesang, ziehen. Die allgemeine Meinung ist, daß die Pest vom Zorne der Götter herrühre, weil das Volk so sündig ist. Als besondere Sünden oder Ursachen des Zornes der Götter werden angesehen: das Töten der Kuh, das Essen von Verbotenem und allgemeine Laxheit in Beobachtung der religiösen Gebräuche. Natürlicherweise ist auch unsere Missionsarbeit durch die Pest beeinträchtigt worden. Weil so viele Leute aus der Stadt zogen, und die übrigen Furcht hatten, ihre Kinder auf die Straße zu lassen, so litten unsere Schulen gleich den andern, und wir



Ein Haus wird von innen und außen von der Pest desinfiziert.



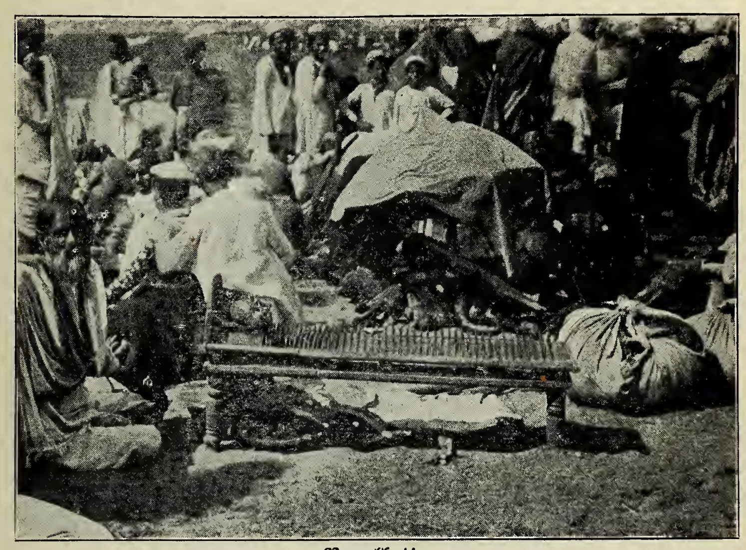
Man wäscht Geschäfts- und Wohnhäuser mit städtischen Dampfpumpen im Vordergrunde und mit der Feuerspritze im Hintergrunde. Ein Feue. aus Holz und Schwefel brennt vor dem Hause. — Oktober 1896.

mußten sie schließen. Bibelfrauen fanden die Häuser, welche sie gewöhnlich besuchten, leer oder verpestet, daß es gefährlich war, hineinzugehen, und es hat sich in vielen Fällen als weiser erwiesen, solche und ähnliche Arbeiter auf einen andern Platz zu schicken, als sie der Gefahr der Ansteckung preiszugeben. Wir hatten immer gehofft, die Pest würde unsere Besitzungen verschonen, weil wir die besten sanitären Maßregeln getroffen hatten, und doch kam sie in die Wohnungen der Dienerschaft in Bowker Hall. Drei Personen wurden davon ergriffen und starben auch alle im Hospital. Diese Vorfälle machten das Haus, laut medizinischer Autorität, unsicher, und die Mädchen der Kostschule, denen ersteres als Schlafsaal diente, wurden rasch auf den Missionshof und von dort nach Ahmednagar gebracht."

Herr E. S. Hume schreibt: „Während der letzten fünf Monate war unsere große Stadt von einer schrecklichen Kalamität bedroht. Hungersnot, Aufstände und verschiedene Krankheiten haben bis jetzt mehr oder weniger Schaden angerichtet; aber der Gesamteinfluß derselben war unbedeutend gegen den Ruin, welchen die Pest unter uns verursacht hat. Was daraus werden mag, kann auch der Weiseste nicht sagen. Bis jetzt sind alle unsere Leute noch gnädig verschont geblieben; andere Abteilungen haben mehr oder weniger gelitten, aber unsere Christen haben buchstäblich erfahren, was der Herr verspricht: „Tausend werden fallen an deiner Seite und Zehntausend zu deiner rechten Hand; aber dir soll es nicht nahe kommen." Wenn nur diese große Seuche und die harte Hungersnot, welche so viel Verderben anrichten, die Herzen dem Götzendienst ab- und dem wahren Gott zuwenden möchten, so würden wir uns dieser Trübsal freuen."

Von Frl. Abbott: „Die Auswanderung der letzten zwei Monate grenzt ans Wunderbare. Aus einem Distrikt, in welchem die Frauen arbeiten, sind 400 Läden geschlossen, und die Leute sind in andere Städte und Dörfer geflohen. Ein Haus nach dem andern wird leer. Von denen, die da geblieben sind, hören manche in ihrer großen Bekümmernis eifrig zu, andere sind höchst eingeschüchtert. Einst fanden die Frauen die Thüren vor ihnen verschlossen, und als sie eine Nachbarin um den Grund befragten, sagte sie: „Ihr solltet nicht herkommen, wir haben Angst vor euch; ihr arbeitet in Kamatipura und werdet die Pest herbringen — geht rasch fort." Und sie schloß ihre Thüre auch zu. Auf einem andern Platze, wo es ähnlich zuging, sagte eine Frau: „Wer weiß, am Ende seid ihr Spione. Geht fort. Die Königin-Kaiserin schickt uns diese Plage, weil jemand ihre Statue verunstaltet hat. Ihr arbeitet für die Weißen, und wer weiß, was die nicht noch alles thun, wenn ihr ihnen von uns erzählt. Geht fort." Eine andere Frau sagte: „Wenn ihr hier jemand krank findet, so werdet ihr davon Bericht erstatten und die Polizei wird die Kranken zum Hospital nehmen, wo man unsern Leuten die Leber ausschneidet, um daraus für die weißen Leute Medizin zu machen." Manche sagen: „Warum habt ihr nicht Angst? Warum geht ihr durch die verpesteten Straßen? Giebt euch euer Gott ein gefeites Leben? Wenn euer Jesus versprechen wird, der Pest Einhalt zu thun, werden wir alle sogleich Christen werden." Es hat mich höchst dankbar gestimmt, daß die Bibelfrauen ihre Arbeit mit gewohnter Treue fortsetzten, und als ich einst den Vorschlag machte, daß, wenn jemand Furcht habe, ich vielleicht anderweitig für sie Arbeit finden könne, sagten sie mir: „Das Volk hat unserer nie mehr

bedurft, als gerade jetzt; weshalb sollten wir uns fürchten?" Sie eignen sich den 91. Psalm zu und gehen furchtlos an ihre Arbeit, und der Herr hat sie in der That vor allem Bösen bewahrt. Diese Verschonung von der Pest hat einige aus dem Volke wütend gegen sie gemacht, und es ist be-



Nagelbett.

kannt, daß einige Mohammedaner gebetet haben, daß die Christen auch möchten von der Pest befallen werden!"

Die abergläubischen Eingebornen nahmen ihre Zuflucht zu den verschiedensten Mitteln, den Zorn ihrer Götter zu besänftigen. Auf einer Stelle sah ich ein Bett mit Nägeln, auf welches sich Priester legten, um durch diese Marter, der Götter Wohlgefallen zu erlangen, damit der Hungersnot und Pest Einhalt gethan werde.

An einem anderen Platze war eine roh aus Stein gemeißelte Schweinefigur. Das abergläubische Volk war da-

hin belehrt worden, daß, wenn ein Gerechter versuche, sich unten durchzuzwängen, die Steinfigur sich soviel wie nötig hebe, um ihn durchzulassen, während der Ungerechte dabei von dem Götzen zermalmt werde. Ich bin ziemlich sicher, daß nach dieser Theorie die meisten der von Hungersnot und Pest Befallenen zu den Gerechten gehörten; wenigstens



Götze, in Gestalt eines Schweines.

waren sie beinahe alle dünn genug, um sich durchzudrängen. Könnte doch dieses arme, irregeführte Volk erkennen lernen, daß die Bibel nicht nur der rechte Spiegel ist, in welchem der Mensch seine wirkliche Lage sehen kann, sondern daß er darin auch das einzige Mittel zur Errettung von aller Ungerechtigkeit finden kann.

Es ist sehr natürlich, daß die Flüchtlinge aus dem verpesteten Bombay den geheimnisvollen, mikroskopischen



Flüchtlinge von Bombay, wie sie in temporären Hütten wohnen.

Pestbazillus, welcher über die Bevölkerung der Stadt so großes Unheil gebracht, mit sich trugen. Manche flohen nur aus den Grenzen der Stadt. Diese gehörten meistens den ärmeren Klassen an, welche nicht weiter kommen konnten. Zu Mahim, ungefähr fünfzehn Meilen nordwestlich von Bombay, hatte sich eine Anzahl Flüchtlinge aus Bambusrohr und Matten vorläufige Hütten gebaut, wie Illustration, S. 379, zeigt. Sie blieben dort bis zu Ende Mai 1897, d. h., bis die Pest in Bombay vorüber war. Dieses waren arme Leute, welche sich damit beschäftigten, Kuhdünger zu Fladen zum Brennen zuzubereiten.

Manche flohen nördlich nach Kurrachee im Sinde und nach Cutch Mandvie; andere gingen südlich bis Poona und Ahmednagar, und an allen diesen Plätzen brach die Pest aus und wütete dort noch, als sie in Bombay bereits erloschen war. Besonders festen Halt gewann sie in Poona, und manches Opfer fiel der furchtbaren Krankheit anheim. Sie verschwand in Kurrachee Ende Juli, während auf anderen Stellen im Sinde nach der dritten Woche im Juni keine neuen Krankheitsfälle mehr vorkamen. Doch die Seuche verbreitete sich auch nordwärts, und im Januar 1898 wütete sie noch in den verschiedenen Städten des Punjab, welches im nördlichen Indien liegt. Während ich diese Worte schreibe, habe ich einen authentischen Bericht vor, welcher sagt, daß dort viele an der Pest sterben, und daß dieselbe sich noch immer ausbreitet. Möge eine gütige Vorsehung bald ihrem Wüten ein Ziel setzen.

Drittes Kapitel.

Pest-Hospitäler—Verbrennungsplätze der Hindus—Die „Stillen Türme" der Parsi—Wüten der Pest an andern Plätzen —Mittel gegen die Pest—Das große Badefest der Hindus.

Der Zweck der Untersuchungen des Pest-Komitees, wie im letzten Kapitel berichtet, war, zu helfen und zu retten, obgleich derselbe von den meisten Eingebornen bedauerlicherweise mißverstanden wurde. Man versuchte, zu den Kranken und Toten zu gelangen, um erstere in die Hospitäler und letztere an einen unschädlichen Ort zu bringen, und Häuser, Stuben und Kleider zu desinfizieren. Aber ungeachtet der energischen Handlung des Pest-komitees ist es doch vorgekommen, daß seinen wachsamen Augen Opfer der Pest entgangen sind, welche dann die Seuche unter ihren Kameraden ausbreiteten.

Viele Pest-Hospitäler wurden in und um Bombay errichtet. Dieses war notwendig, um die Gefühle der verschiedenen Kasten nicht zu verletzen, indem man sie in entehrender Berührung mit Repräsentanten einer andern Kaste brachte. Doch ungeachtet aller dieser Vorkehrungen blieb noch manches zu wünschen übrig. Besonders war letzteres der Fall in der Abteilung des Geschlechtes. In einem vorhergegangenen Kapitel über die Hungersnot wird der Leser bemerkt haben, wie Pandita Ramabai über diesen Punkt klagt. Viel hing von der Verwaltung solcher Hospitäler ab; einige waren sehr gut, andere dage-

gen gleichgültig verwaltet. In einigen hielt die Verwaltung es nicht für ihre Pflicht, mehr zu thun, als nach den Kranken zu schauen und ihr Gehalt zu ziehen. Die manchen kleinen Bequemlichkeiten, ja Notwendigkeiten, welche besonders vom weiblichen Geschlechte so hoch geschätzt werden, fehlten an manchen Plätzen gänzlich. Aber im allgemeinen haben die Hospitäler vorzügliche Dienste geleistet, in der Krankenpflege sowohl, als auch im Verhindern der Verbreitung der Pest.

Wenn das Pest-Komitee in einem Hause einen Kranken fand, wurde derselbe sofort hinausgetragen, wo eine verdeckte Hand-Ambulanz stets bereit stand. Auf diesen Ambulanzen, welche auf leichten, pneumatischen Bicycleräder gingen, wurden die Kranken zum Hospital geschafft. Zuweilen, wo die Bedingungen gut genug waren, ließ man den Patienten auch wohl im Hause, welches aber gründlich desinfiziert und ventiliert werden mußte, um so dem Kranken den Vorzug der Anwendung civilisierter Krankenpflege angedeihen zu lassen, ohne ihn von seiner Familie zu trennen. Manche der wohlhabenden Eingebornen wurden auf diese Weise behandelt.

Sobald ein Patient unter medizinische Behandlung gestellt war, wurde von seinem Falle sorgfältig Bericht erstattet. Ging es mit ihm zur Genesung, so kam er in die Abteilung der Genesenden, d. h., in den gutbeaufsichtigten Hospitälern, und ehe er entlassen wurde, mußte er sich wieder einer sorgfältigen, ärztlichen Untersuchung unterwerfen. Diejenigen, die aus den Hospitälern zurückkehrten, erzählten ihren Freunden, wenn noch welche am Leben waren, daß die Behandlung im Hospitale im ganzen doch nicht so schlecht sei, und so schwand wenigstens



Untersuchung eines Mannes, welcher von der Pestbeule genesen ist, vor seiner Entlassung aus dem Port Trust Hospital.



Wari Bunder Hospital in Bombay. Ankunft eines Pest-P..t'enten in einer Ambulanz-Kutsche.

mit der Zeit diese Furcht. Aber die Furcht vor Befleckung der Kaste blieb immer groß, bei manchem größer, als die Furcht vor dem Tode, denn in seinem eigenen Heim könnte er in Frieden und Kastenreinheit sterben, welches mit zukünftigem Glücke identisch war; während Befleckung durch Berührung mit einer anderen Kaste Folter und Qual in der zukünftigen Welt bedeutete.

Die verschiedenen Kasten haben verschiedene Gebräuche, sich ihrer Toten zu entledigen. Die Hindus verbrennen ihre Toten, indem sie die Leiche auf einen Haufen Brennholz legen und sie dann noch mit Brennmaterial bedecken, worauf man in den Mund und um den Kopf des Toten etwas Reis schüttet, damit der Verstorbene in der andern Welt genug zu essen habe. War der Tote ein verheirateter Mann, so legt seine Witwe das Feuer an, nachdem sie den Scheiterhaufen mehrere Male umschritten. Früher klomm die Witwe, oft nur noch ein Kind, auf den Scheiterhaufen, auf welchem ihr Mann lag, sobald sie ihn entzündet hatte, und kam in den Flammen um, sich auf diese Weise zukünftiges Glück sichernd. Dieser schreckliche Gebrauch ist nun gesetzlich verboten, aber das Los der armen Hindu-Witwe ist ein trauriges und hartes. Sie ist Sklavin der Verwandten ihres Mannes oder eine Ausgestoßene, und damit allen Grausamkeiten und aller Verachtung ausgesetzt; es sei denn, sie wählt die Ueppigkeit, welche ein Leben in der Schande ihr für einige wenige Jahre bietet. Diese Art zu leben, dauert nur wenige Jahre, dann folgen Krankheit, körperliche Schmerzen und Tod.

Die „Stillen Türme", in welche die Parsi ihre Toten bringen, sind von Reisenden häufig beschrieben worden.

In einem früheren Werke, „*Around the Globe*", gab ich eine volle Beschreibung dieser Türme und will nun davon einen Auszug geben. Ein steiler, felsiger Weg führt zu der Anhöhe, welche Malabar Hill genannt wird. Durch ein Thor geht man auf den Platz. In der dreißig bis vierzig Acker großen, parkähnlichen Einfriedigung im schönsten Teile Bombays befinden sich schöne Türme. Die Parsi sind die größten Handelsleute Indiens, und manche von ihnen sind ungeheuer reich, deshalb haben sie auch solch feinen gartenähnlichen Kirchhof. Wenn ein Parsi stirbt, wird er in ein Grabtuch gewickelt und von seinen Freunden zu einem dieser Türme getragen. In dem steinernen Turme, welcher oben, in einer Höhe von zwanzig Fuß, mit fünfzig bis sechzig Fuß Durchmesser, offen ist, ist ein flacher Brunnen, mit einem Roste bedeckt. Das Wasser hieraus wird in andere, tiefere Brunnen abgeleitet. Zwei Wächter, welche stets am Platze sind, tragen den Toten durch das Thor an der einen Seite des Turmes, legen denselben auf den Rost, nehmen das Grabtuch von ihm, und verlassen ihn. Die Parsi denken, man entweihe die Erde, wenn man einen Toten darin begrabe, und deshalb überlassen sie ihn hier den Geiern zum Fraße. Eine große Anzahl von Geiern hat ihr Heim hier aufgeschlagen, und eine Stunde, nachdem eine Leiche in einen dieser Türme gebracht worden ist, ist davon nichts als die Knochen übrig, welche durch den Rost in den Brunnen fallen, wo sie endlich zerfallen und vom Wasser in die andern Brunnen und von dort ins Meer gespült werden.

Zu einem der weißgetünchten Hospitäler zurückkehrend, wollen wir einen Blick auf die Insassen werfen: Vier

Die Stillen Türme.

Leichenverbrennung der Hindus auf dem Verbrennungsplatze.

Betten oder Drahtgewebe in Rahmen von Bambus sahen wir in jeder Abteilung. Jeder Patient war mit einer guten Decke versehen. Die Wärter, männliche und weibliche, Eingeborne und Europäer, waren fleißig in der Krankenpflege, im Verbinden der Beulen, im Verabreichen von Medizinen, im Bewachen der Temperatur, in der Verabreichung von Nahrungsmitteln u. s. w. Dort waren auch Schwärme von Fliegen geschäftig, in Wirklichkeit nur zu geschäftig für die Bequemlichkeit der Kranken und der Wärter, und es war jammervoll, anzusehen, wie mancher Patient schwache Versuche machte, dieses geflügelte Ungeziefer zu verscheuchen. Doch waren diese Kranken in den Hospitälern immer noch am besten aufgehoben, denn auf andern Plätzen würden die Pestbeulen nach dem Besuche dieser Fliegen sehr bald von Maden leben.

Die Beschreibung eines dieser Hospitäler ist teilweise dem Bericht eines Augenzeugen entnommen. In einer Abteilung lag ein Hindu unter einer Decke; sein Gesicht war mit einer Fliegendecke verhüllt. Er atmete schwer; der Ausdruck seiner Augen war todesstarr. Ein Teil seines Körpers war bloß. Beulen! Ach, er wird bald alle Leiden überstanden haben.

In der nächsten Abteilung lag eine alte Frau. Ihre Tochter war bei ihr und wehrte ihr geduldig die Fliegen ab. Die Frau schien ganz weit weg zu sein, aber der Arzt hielt ihren Fall nicht für so ganz hoffnungslos.

Im nächsten Bett lag ein siebzehnjähriger Knabe. Er war zum Skelett abgemagert, und heftiges Fieber hatte ihn aufs äußerste geschwächt. Der arme Junge wollte sehr gerne leben bleiben, aber der Doktor sagte, sein Fall sei schlimm. Ein anderer Knabe lag in seiner Nähe,

welchen häßliche Beulen im Genick entstellten. Seine Krankheit war noch nicht aufs höchste gestiegen und er könnte vielleicht durchkommen. Dann kam ein Mann in mittleren Jahren, welcher schrecklich litt, was sein verzerrtes Gesicht und sein wilder, stierer Blick anzeigte. Sein letzter Todeskampf konnte nicht mehr lange ausbleiben.

In der Abteilung für Genesende fanden wir junge, bejahrte und alte Patienten; alle waren voller Hoffnung, aber einige doch recht herabgekommen und schwach. Wenn nur die armen Leute den Segen einer Pflege im Hospital verstehen könnten und hierher kämen, sobald sie von der Krankheit befallen würden, so könnte viel mehr für sie gethan werden. Manche, welche gestorben sind, hätten gerettet werden können.

Durch den Auszug aus Bombay wurde die Pest in die benachbarten Küstendörfer geschleppt, und die Folge davon war große Sterblichkeit. Ganze Dörfer waren entweder durch die Pest entvölkert oder von den Leuten verlassen worden; in anderen waren einige blinde und verkrüppelte alte Leute dem Tode überlassen worden, mit der Möglichkeit, von Leuten gerettet zu werden, welche barmherziger sind als ihre eigenen Verwandten und Freunde. In manchen Dörfern waren ganze Reihen von Hütten niedergebrannt oder niedergerissen, so daß nicht einmal Ratten darin leben konnten. Von einigen Wohnungen hatte man die Dächer abgenommen, damit Sonnenschein, reine Luft und Regen Desinfektionsarbeit thun konnten.

Unter den größeren Städten, welche schwer von der Pest betroffen wurden, war auch Poona. Hier und auf anderen Plätzen hat die Regierung Hospitäler errichtet, aber es scheint, dieselben stehen nicht unter so guter Leitung, wie die zu

Bombay; besonders wenn Pandita Ramabais Brief in Bezug auf diesen Gegenstand wahr ist, woran doch nicht zu zweifeln ist. Auch wurde die Pest in Poona nicht so rasch ausgerottet wie in Bombay. Auch Kurrachee blieb nicht frei davon, als die Pest schon scheinbar monatelang verschwunden war, und gerade jetzt habe ich einen Brief aus Indien vor mir, welcher mir erzählt, daß die Pest sich dort wieder aus-



Pestopfer zu Poona Verbrennung der Leichen.

breitet. In diesen Städten sind, wie auch in Bombay, 90 Prozent von allen Pestfällen tödlich verlaufen.

Nachdem die Pest in Bombay erloschen, aber noch in den außerhalb gelegenen Distrikten wütete, wurden alle Reisenden, welche aus dem Innern nach Bombay kamen, auf der Station Tanna, 24 Meilen von Bombay, von einem ärztlichen Beamten untersucht. Als ich aus dem Innern hier ankam, mußte ich eine Erfahrung machen, in welcher mancher andere

Amerikaner genau so wie ich gehandelt haben würde. Als der Zug in Poona hielt, mußten alle Passagiere aussteigen und auf den Perron kommen. Hier wurde von einem jeden von einem augenscheinlich händelsüchtigen Arzte die Temperatur genommen. Bei einigen geschah dieses, indem der Thermometer unter den Arm gesteckt wurde; andere mußten dieselbe Glasröhre unter die Zunge nehmen. Näher und näher kam dieser Beamte mit seinem schmutzigen Instrumente. Nun wurde dasselbe einem schäbig aussehenden Individuum unter den Arm gesteckt und dessen Temperatur als normal befunden. „Hier,“ sagte der Examinator zu einem anspruchs- und harmlosen, vielleicht etwas fremd aussehenden Menschen mit Namen Lambert, „nehmen Sie dieses unter Ihre Zunge; ich muß Ihre Temperatur messen.“ „Was,“ sagte das voraussichtliche Opfer, „dieses schmutzige Ding soll ich in meinen Mund stecken?“ Und dann brach das dem Amerikaner Eigentümliche durch und machte sich in folgendem Ausdrucke Luft: „Durchaus nicht, mein Herr! Sie sind hier stationiert, um der Ausbreitung der Krankheit zu wehren und Sie gehen mit der ekelig aussehenden Glasröhre von einem zum andern, vom Schmutzigen zum Reinlichen und thun nicht so viel zur Sache, daß Sie den Speichel oder Schmutz davon abwischen, ehe Sie es weitergeben. Das nennt man ärztliche Reinlichkeit und den Grundsatz antiseptischer Behandlung! Ich will schon nicht das leiseste Verständnis für Antiseptik oder Ansteckungsgefahr voraussetzen, aber wenn Sie mit dem unreinen Stück Glas nicht vornehmen, was der einfachste Menschenverstand lehrt, werde ich Ihren Thermometer nicht anrühren.“ Ich hielt mein Ende fest, denn ziemlich niedergeschlagen kam er meinen Forderungen nach, worauf er in seiner Arbeit fort-



Die Tanna Station, 24 Meilen von Bombay. — Die Gruppe zur Linken stellt die Ankunft eines Pestkranken in einer Ambulanz und die ärztliche Untersuchung dar. Auf der andern Seite werden Reisende untersucht, bevor sie den Zug nach Bombay besteigen dürfen.



Ein Pest-Kranker wird im Hospital zu Wari Bunder aufgenommen.

fuhr. Zur gesetzten Zeit ging der Zug ab. Ich hoffe, daß dem Doktor die Lektion gut bekommen, denn ich sprach nicht nur zu meiner Verteidigung, sondern für die Hunderte, deren Gesundheit — vielleicht Leben — durch seine verbrecherische Gleichgiltigkeit gefährdet war. Aber solchen Leuten begegnet man überall im Leben. Sie füllen ihre Zeit aus, und, wenn die Verhältnisse es gestatten, nehmen sie das Aussehen großer Autorität und Ueberlegenheit an, während es ihnen lediglich nur um ihre Zahlung zu thun ist; solchen Leuten ist es einerlei, ob sie ihre Arbeit gut oder schlecht machen.

Brauche ich da noch zu erzählen, daß in der heißen Jahreszeit in Bombay die Pest wieder auftauchte? Es war nur natürlich, daß die Flüchtlinge wieder nach Bombay in ihre Häuser zurückkehrten, als die Seuche erst in der Nachbarschaft ihrer temporären Häuser ausbrach. Doch der zweite Ausbruch war bedeutend weniger allgemein und konnte leichter kontrolliert werden.

In Cutch Mandvie und in Kurrachee verursachte die Pest unter der Bevölkerung die größte Panik. Von der Pest ergriffen werden, war in der That gleichbedeutend mit Todesurteil, und niemand konnte wissen, wer das nächste Opfer sein werde. Anstatt so viel Zeit wie möglich in Gottes reiner Luft zuzubringen, schlossen sich die Leute in ihren schmutzigen Häusern ein und machten sich dadurch für die Krankheit nur noch empfänglicher. Mit derselben Schwierigkeit hatte man überall zu kämpfen, wo man versuchte, die Krankheit zu vertreiben. Das folgende Beispiel, wie die Beamten in eines Bhatias Hause in Cutch Mandvie die Entdeckung machten, möge als Illustration zu oben Gesagtem dienen.

„Bate“ ist ein heiliger Ort der Hindus, und wird häufig von wallfahrenden Bhatias besucht aber infolge der Pest sind die meisten in Cutch Mandvie versammelt. Einer von ihnen, mit Namen Jetha Ladhanee, benachrichtigte die Staatsbeamten durch einen Brief, daß er, als er Cutch Mandvie verließ, seinen Kasten mit Schmucksachen einer Verwandten, mit Namen Begabai, anvertraute, welche aber bald darauf an der Pest gestorben sei, aber noch vor ihrem Tode das Juwelenkästchen seiner (Ladhanees) Schwester, mit Namen Budhibai, übergeben habe. Da er nun gehört habe, daß seine Schwester auch von der gräßlichen Krankheit dahingerafft sei, so bitte er den Dewan, doch geeignete Maßregeln zu ergreifen, um das Kästchen aufzufinden, und im Vorfindungsfalle dasselbe zur sicheren Aufbewahrung im Schatzamte von Mandvie zu deponieren. Der Magistrat, Herr Shunker Lal, erhielt Ordre, die notwendigen Erkundigungen einzuziehen. Dieser Herr fand auch sogleich die rechte Adresse, *Pusso Carmdar's sheree* gegenüber. Er fand das Haus verschlossen. Das Außenthor war nur mit einer Kette versichert, und als sie den Hof betraten, fanden sie die innere Thür auch verschlossen. Dieselbe wurde mit Gewalt geöffnet und alle Zimmer im untern Stockwerk durchsücht, aber nichts gefunden. Dann machte sie jemand auf eine mit Ketten und Schlössern wohlverwahrte Thür oben über der Treppe aufmerksam. Der Schmied wurde hinaufgeschickt, aber sehr bald rief er, daß es dort sehr übel rieche. Der Magistrat sagte: „Brich rasch das Schloß auf,“ welches geschah. Doch der Gestank war so stark, daß jedermann hinauslaufen mußte. Doch einer der *peonen* hielt seinen Atem an, lief hinauf und schlug ein Fenster

auf. Nach einer Stunde, als das Zimmer etwas gelüftet war, ging man wieder hinein und fand, daß die Ursache des schädlichen Geruches die Leiche einer Frau von ungefähr 45 Jahren war, welche in sitzender Stellung, mit den Knieen fast das Kinn berührend, in einer Ecke gefunden wurde. Man konnte aus ihrer Stellung wohl schließen, daß sie versucht haben mußte, aufzustehen, dabei aber zurückgefallen und höchst wahrscheinlich an Herzschlag gestorben sei. Der Platz wurde gut desinfiziert und sogleich ausgekalkt, aber keine Schmucksachen konnten gefunden werden, weil man das ganze Haus, welches unter polizeilicher Bewachung steht, noch nicht durchsuchen konnte. Dies ist nur ein Beispiel aus vielen in Cutch Mandvie, unter den *bhatias* und *buniahs*, daß der von der Pest Befallene eingeschlossen und von Freunden und Bekannten verlassen wurde; aber die Zeit der Entdeckung dieser Leiche war einzig in ihrer Art, denn dieselbe mußte wohl schon drei Wochen alt sein.

Verschiedene Mittel wurden gegen die Pest vorgeschlagen und gebraucht; wir lassen hier einige wenige davon folgen:

Die Frau eines protestantischen Pastors holte aus dem Schutt der Vergangenheit ein altes Pestmittel hervor und sandte dasselbe an den Redakteur des "*The Christian*" in London, welcher es dem "*Bombay Guardian*" für alle Fälle zuschickte. Des Pastors Frau schreibt: „Die herzbrechende Neuigkeit von der Pest, welche in Indien soviel Unheil anrichtet, erinnerte mich an ein altes Familienblatt, welches ich abgeschrieben habe. Das Blatt selber trägt das Datum: September, 1721. Es enthält das Rezept eines sehr wohl bekannten Mittels, mit Namen *Vinaigre*

des quatre voleurs, welches über zweihundertundsiebzig Jahre zurück als ein gegen die Pest höchst wirksames Mittel befunden worden war. Weil es so leicht herzustellen und anzuwenden ist, und weil es vielleicht hie und da jemandem als Schutzmittel dienen könnte, so sehe ich es als eine Pflicht an, Ihnen eine genaue Abschrift des Blattes zu senden, und bitte Sie, davon soviel Gebrauch zu machen, als Sie für gut befinden mögen. Sie wissen besser als ich, wohin das Rezept zu senden, damit es von den Unglücklichen, die der Pest ausgesetzt sind, verbreitet und versucht werde. Ich nehme mir die Freiheit, mich im Namen der Menschlichkeit an Sie zu wenden. Ich weiß, daß viele Mittel gebraucht werden, mache es mir aber zur Pflicht, Ihnen dieses zu senden, weil es sich zur Zeit, als die Pest unsere Länder, sowie auch den Osten gelegentlich heimsuchte, nützlich erwiesen hat."

Das Manuskript enthält die Einzelheiten des alten Mittels, welches aus dem Französischen ins Englische übersetzt worden ist. Wir geben es genau so wieder, ohne ein Urteil über dessen wirklichen Wert zu fällen:

Der echte Essig gegen die Pest.

Nimm eine Flasche von zweiundeinhalb Maß; gieße ein Maß weißen Essig, der von sehr starkem Wein gemacht worden ist, hinein; wirf eine Handvoll Wachholderbeeren, welche in einem Tuche zuvor zerstoßen wurden, hinein; dann nimm noch eine Handvoll Angelica-Blätter, feingeschnitten, eine Handvoll ganzer Gewürznelken und zwei Knoblauchspitzen, fein zerschnitten. Dann stelle die Flasche, halbverdeckt, in die Sonne oder auf heiße Kohlen, wie Rosenessig.

Gebrauchsanweisung.

Jeden Morgen, ehe du aufstehst, nimm etwas in die hohle Hand und sauge etwas mit der Zunge, dann reibe die Nasenlöcher, die Schläfen, hinter den Ohren und die Handgelenke, und du wirst an dem Tage sicherlich geschützt sein. In derselben Weise mußt du es jeden Tag gebrauchen.

Wenn du nervös bist, wenn du Herzschwäche spürst, nimm zuerst einen Löffel voll von diesem Essig; wenn da Gift auf dem Herzen ist, so muß das erst fortgebracht werden; wenn du ein Geschwür oder eine Beule an deinem Körper bemerkst, wärme ein wenig von besagtem Essig, tauche ein Tuch darein, lege dasselbe auf das Geschwür, und lege ein anderes Tuch darüber. Nachdem die Kompresse fünf Stunden auf dem Geschwür gelegen, soll dasselbe aussehen wie ein mehliger Skorbut. Sollte diese Behandlung sich als nicht wirksam erweisen, so wiederhole dieselbe; wirf aber immer den einmal gebrauchten Lappen fort, um Ansteckung zu vermeiden — dann wirst du mit Gottes Hilfe vor der Pest bewahrt bleiben.

Dieses Mittel stammt von Monsieur Daubin, Kapitän eines Schiffes, welcher damit seine ganze Schiffsmannschaft während seiner Fahrten in den levantinischen Gewässern, sogar als die Pest am ärgsten wütete, rettete.

Dieses ist das Mittel, welches die Diebe zu Toulouse hundert Jahre zurück benutzten, als sie zur Zeit der großen Pest in die Häuser drangen, um zu morden und zu stehlen. Vier der Diebe wurden gefangen genommen und begnadigt, unter der Bedingung, daß sie ihr Schutzmitte bekannt machen mußten; nachdem dieses sich als durchaus erfolgreich erwiesen, wurden die Diebe freigelassen. — Dem „Merkur“, September 1721 entnommen.

Eines indischen, christlichen Doktors Kur gegen die Pest.

Herr R. Y. Balshankar, der sich selbst einen indischen christlichen Arzt und einen Pensionär der Regierung nennt, und an der vierzehnten Straße, Kamatipura, Bombay, wohnt, schreibt uns, daß er ein zuverlässiges Mittel gegen das Beulenfieber, auch als Pest bekannt, habe, „wenn der Fall noch von keinem andern Arzte, als mir selber, und zwar am ersten Tage behandelt wird."

Herr Balshankar glaubt, daß der Hauptgrund der Pest der Zorn des Allmächtigen sei, aber „weil Er so viele Mittel zu unserem Heil geschaffen hat und uns mit Weisheit begabt, solches zu benutzen; so läßt Er dadurch solche, welche ein besseres Leben führen sollen, von der hartnäckigen Krankheit geheilt werden." Herr Balshankar legt großes Gewicht darauf, ob man mit Gott im Reinen sei. Er sagt: „Die gegenwärtigen sanitären Verhältnisse oder schlechtes Wasser sind nicht der Grund zur Pest, denn die Kanäle der Stadt werden täglich gereinigt, aber die Kanäle des Herzens sollten sorgfältig untersucht und sorgfältig von Schmutz gereinigt werden, dann wird ohne Zweifel Gott diese Plage von uns nehmen."

Er bemerkt, daß manche denken werden: „Was kann aus Nazareth oder Kamatipura Gutes kommen?" oder was wissen wohl die Eingebornen dieses Landes? Aber er führt 1. Kor. 1, 27 und 28 an. Er sieht es als seine Pflicht an, im Pestdistrikt zu bleiben, und er schließt seinen Brief also: „Liebe Brüder in dem Herrn! Ich wünsche, daß nicht ein einziger von uns an der Pest sterben, sondern, daß ein jeder von uns zu Gottes Ehre leben möchte. Nicht ich kann einem Angesteckten helfen, aber der Herr ist willig, solches zu thun. Ich will

mein bestes versuchen, auch wenn die Krankheit schon ausgebrochen ist, um das Mittel zu werden, durch Gottes Hilfe so viele wie möglich zu retten, wie ich schon Hunderten geholfen habe. Wenn Ihr Christen seid, so habt Glauben, daß Euch geholfen werden kann, und möge der Name des Herrn verherrlicht werden."

Es ist eine bezeichnende Thatsache, daß verhältnismäßig wenige der eingebornen Christen der Seuche erlagen. Ihre Reinlichkeit war wohl die Ursache davon.

Andere Mittel werden in einem Reisebericht aus der Pestgegend von Man Sukh Lal anfangs Januar beschrieben. Der Bericht ist folgender:

Eine kurze Fahrt von der Ecke der Grand Road, Bombay, bringt einem bis Jakobs Circle oder Sath Rasta, d. h. Sieben Wege. Der letztere Name ist ziemlich allgemein geworden, weil hier sieben Wege zusammenkommen. Diese Gegend ist durch zweierlei berühmt geworden: durch Mühlen und durch Waschanstalten. Die ersteren erheben überall ihre dunkeln und schmutzigen Wände und ihre verräucherten Schornsteine. Letztere nehmen mehrere Acker Landes ein, und über Hunderten von Leinen hängen vielfarbige (doch ist Weiß vorherrschend) Gewänder, im Winde flatternd und wehend. Diese Winde sind durchaus nicht immer kühl, aber der *dhobi* denkt: je heißer der Wind, je besser für sein Geschäft.

In einer der angrenzenden Straßen—Arthur Road—ist das gefürchtete Pesthospital gelegen. Wer nicht muß, geht hier nicht vorbei, und wer dazu gezwungen ist, wendet sein Gesicht ab und hält sich den Mund zu, als ob er sich vor etwas Schlimmem schützen müsse. Das ist auch kein Wunder. Sind nicht die meisten, welche diese Zellen betraten, mit den Füßen

vorauf und von wenigen Trauernden gefolgt, herausgetragen worden? Die Pest hat überall nur wenige verschont, wie viel mehr Sterblichkeit fand in den schmutzigen Nestern statt, in welche man die Erkrankten einsperrte, ehe die Verwandten ihre Einwilligung gaben, die Patienten in ein Segregations-Hospital zu bringen. Eine schreckliche Geschichte, wie die Aerzte die hoffnungslos Kranken „loswerden,“ ist im Umlaufe und wird von Hoch und Niedrig geglaubt. Wiederholentlich und eindringlichst habe ich meinen Verwandten erklärt, daß die Aerzte eben so gerne einen Kranken gesund machen, als der Kranke selber gesund werden möchte und daß, wenn ein Arzt ein sicheres Mittel gegen die Pest entdecken könnte, er plötzlich im ganzen Reiche berühmt wäre. Doch sie schüttelten nur ihre Köpfe und gingen unüberzeugt davon.

Das Hospital besteht aus einer Anzahl geräumiger Schuppen mit Wänden von Kokosnußholz-Matten, welche die glühende Sonne abhalten. Dahinter stehen noch andere Gebäude, voraussetzlich Totenhäuser, von welchen eine weiße Rauchsäule aufsteigt, einen Geruch von Schwefel, Pech und Weihrauch verbreitend. Während ich mich dem Eingange nähere, fährt eine Mietkutsche an mir vorbei und ich sehe, daß einer der Insassen ein römisch-katholischer Priester aus Goan ist. Aus dem Gefährt ragt ein häßlich grau angestrichener Sarg, mit einem schwarzen römischen Kreuz verziert, hervor. Man bringt die Ueberreste eines goanischen Christen fort.

Der wachthabende Spahi beaugt mich argwöhnisch, deshalb richte ich mich stramm auf, setze eine Amtsmiene auf und gehe dreist und ungehindert auf eine der mittleren Abteilungen zu. Ein Ausbruch lauter Klage sagt mir, daß wiederum eine Seele entflohen, ihre verwesliche irdische Hülle zurücklassend. Wie traurig und schrecklich ist es, hier zu stehen und

zu sehen, wie der Tod so sichtlich seine Waffe schwingt! Mein Herz schlägt rascher, und ich fühle, daß ich bleich werde; aber nur für einen Augenblick, denn hier in Indien gewöhnt man sich an plötzliche Todesfälle.

Der nächste Ankömmling ist eine arme Marathi-Frau auf einem Frachtkarren. Durchaus unbeschützt gegen die Sonnenhitze kauert sie auf den harten Brettern und wird von dem holperigen Wege hin und her geworfen. Ein Angestellter ist ihr beim Absteigen behilflich und bringt sie auf ein kahles Bettgestelle bis der Arzt kommt, und der Spahi, der sie brachte, kehrt mit seinem Karren um, vielleicht nach mehr Opfern ausschauend.

Ein braver und freundlicher Mann ist der Parse, Dr. Chokſi, welcher die Aufsicht über das Hospital hat. Als ich mich ihm näherte, lanzierte er gerade eine Pestbeule. Später zeigte er mir noch die schlimmsten Pestfälle. Er spritzt eine Medizin in die Geschwulst und verursacht so eine Eiterung. Manche Patienten werden darauf gesund. Ein Kranker streckte uns die Hände entgegen und bat, nach Hause gebracht zu werden, denn der Tod eines Nachbarn hatte ihn erschreckt. Eine Frau war im Wochenbett von der Pest ergriffen und von ihren Verwandten feige im Stiche gelassen worden. Während solche Epidemie die menschliche Natur einesteils von ihrer niedrigsten Seite zeigt, so kommen anderseits auch wahre Heldennaturen zum Vorschein.

Dr. Chokſi sagt mir, daß in den letzten Tagen die Pest einen mehr bösartigen Charakter angenommen hat, und daß jeder Versuch, sie zu bezwingen, vereitelt ist. Anfänglich hat das Opfer hohes Fieber und Delirium, welches ihn auch bald dahinrafft. Die Drüsen schwellen nicht immer. Die meisten der Patienten sterben und machen das Hospital zu einem

Totenhause. Dieses ist eine Illustration der „Schule der vorbeugenden Medizin.“ Dieselbe kann alles mögliche thun, aber vorbeugen kann sie nichts.

Ermüdet vom Anschauen so vielen Elends, verabschiede ich mich vom Doktor und suche mir einen Straßenbahnwagen auf.

Der Göttin Kali werden Opfer gebracht.

An der Ecke einer Peststraße sah ich, daß die Erde von Blut rot war und gelbes Pulver, sowie geriebene Kokosnuß umhergestreut waren. Es waren die Reste eines Kali-Opfers. Unter den niedern Klassen der Mahrattas ist der Glaube verbreitet, daß die Pest gekommen ist, weil die Göttin erzürnt sei. Deshalb werden ihr Ziegen und Schafe geopfert.

Kali ist Sivias Gehilfin in seinem Zerstörungswerke. Deshalb wird sie schwarz oder dunkelblau angestrichen. Auf jedem Bazar kann man ihr Bildnis sehen. In einer Hand hält sie ein Schwert und in der andern einen Menschenkopf. Ihr wildes, verworrenes Haar reicht bis auf ihre Füße; ihr Halstuch besteht aus Menschenköpfen (öfters als Europäer dargestellt); sie streckt ihre Zunge aus dem verzerrten Munde heraus; ihre Hände starren von Blut u. s. w. Dieses alles zeigt deutlich, was man dieser Göttin alles zuschreibt. Ein Ziegenhirte im Dekhan sagte einst zu mir: „Du siehst, wir fürchten nicht die guten Götter; es sind die bösen, welche unsere Ernten zerstören, unser Vieh töten und uns Krankheiten senden. Wenn wir die letzteren durch Opfer zufriedenstellen, so sind wir vor Schaden sicher.“

In der Kalika Purana heißt es: „Das Fleisch der Antilope und des Rhinoceros geben meiner Geliebten (d. h. der Göttin Kali) Freuden auf 500 Jahre. Durch ein Men-

schenopfer, welches nach bestimmten Regeln geschieht, ist Devi auf 1000 Jahre zufriedengestellt."

Erklärungen sind nötig.

Etwas später kam ich zu einer Gruppe von Leuten, welche am Wege saßen. In der größten Konfusion lagen da Kochgeschirr, Betten, Kasten, Vogelkäfige, Katzen und Kinder. Ihre Häuser wurden nämlich ausgekalkt und sie mußten mit ihrem Hausgerät so lange draußen sein.

Auffallende Mittel der Heiden.

Einer Zeitung in Bombay wurde folgendes Telegramm von einem Panditen, Namens Swarvapdas, geschickt:

„Ich übernehme mir es, Bombay von der Pest zu befreien, wenn ich zu Opferzwecken soviel Ziegenfleisch, Fische und Liqueur erhalte, als Bombay sonst an einem Tage verbraucht. Weitere Bedingung ist, daß am Opfertage keine größeren Tiere geschlachtet werden dürfen. Auf Einladung bin ich bereit zu kommen. Ich beanspruche keine Bezahlung oder Reisespesen."

Andere räuberische Priester machen sich Geld, indem sie den Leuten geweihte Bänder um die Handgelenke binden und dem Volke glauben machen, es sei dadurch gegen die Pest geschützt, wie die Somali-Taucher bei Aden durch das Tragen von Bronze-Schmuckſachen gegen die Haifische gesichert zu sein glauben. An manchen Stellen hat die Polizei solchem Treiben ein Ende gemacht.

Angriff auf den Pestwagen.

Es ist vorgekommen, daß das Volk den Wagen, welcher Kranke ins Hospital brachte, angegriffen hat, weil es glaubte, die Patienten würden dort vergiftet.

Ein teures, aber wirksames Vorbeugungsmittel.

Da die Stadtbehörden von so vielen so leicht beschuldigt werden, so zögert man unwillkürlich mit seiner Kritik, auch wenn die Gründe dazu noch so triftig erscheinen. Aber eine eingehende Untersuchung belehrt uns dahin, daß gerade das Wasser, welches die Kanäle reinigen soll, in denselben noch mehr Fäulnis verursacht. Das Wasser, welches unter dem gegenwärtigen System zum Ausspülen der Kanäle gebraucht wird, zieht in die Erde und wird Ursache zu manch giftigem Keim. Würde nun jeder Hausbesitzer gezwungen werden, vor seinem Besitztum Stein- oder Cementpflaster zu legen, so würde das ziemlich teuer kommen, aber vielleicht würde es zur Erhaltung vieler Tausender dienen.

In einem Briefe an den Bombay Guardian vom 18. Juni 1897 schreibt Edward Berdoe aus London, England, über die Quacksalberei vieler, welche vorgeben, etwas über Pestmittel zu wissen. Er sagt:

Auf der Sitzung der Wiener Akademie der Wissenschaften, am 21. Mai 1897, wurden von Fachleuten, welche in Indien gewesen waren, die dortigen Zustände verhandelt. Man kam überein, daß weder Dr. Yersins Serum-Einimpfung noch Dr. Haffkines vorbeugende Lymphe das richtige Mittel sei. Man versprach der Akademie, im kurzen einen erklärenden Bericht zu unterbreiten. Es ist auffallend, wie alle diese Vorbeugungsmittel und Gegengifte Wunder bewirken, wenn man den Berichten solcher Leute Glauben schenkt, die dabei interessiert sind. Dr. Kochs Tuberculin wurde mit Trompetengeschmetter in die Welt hinausgeschrieen, es erlitt jedoch eine schmähliche Niederlage. Das Schicksal seiner Rinderpest-Einimpfung war nicht ganz so tragisch, obwohl dieselbe gleich wertlos war.

Das *British Medical Journal* vom 12. Juni erzählt der Welt, daß „die Pest, welche Bombay seit 1896 verwüstet, faktisch zu Ende sei". Nun ist das genannte *Journal* eines der stärksten Vertreter für Impfungen und bakteriologische Vorbeugungsmittel, und doch muß es zugeben, daß „verbesserte sanitäre Verhältnisse allein im stande sind, diese furchtbare Geißel zu bekämpfen". In einem Leitartikel über „Haffkines Pest-Prophylaktik", sagt derselbe Autor in Bezug auf Schutzimpfung: „Es scheint, als ob die alte Definition für „Arzt" als einen Mann, welcher Substanzen, von welchen er wenig versteht, in den menschlichen Körper, von welchem er noch weniger versteht, hineinpraktiziert, sich hier bestätige. Der Editor glaubt, daß das gemeinsame Lösen an diesem Rätsel wichtige Resultate zeitigen werde. So viel wie ich davon verstehe, bestehen obenerwähnte Resultate nur in Besetzung der vielen einträglichen Stellen durch Experimenteure. Man versucht nun mit aller Macht, ein bakteriologisches Laboratorium im *Calcutta Medical College* zu errichten.

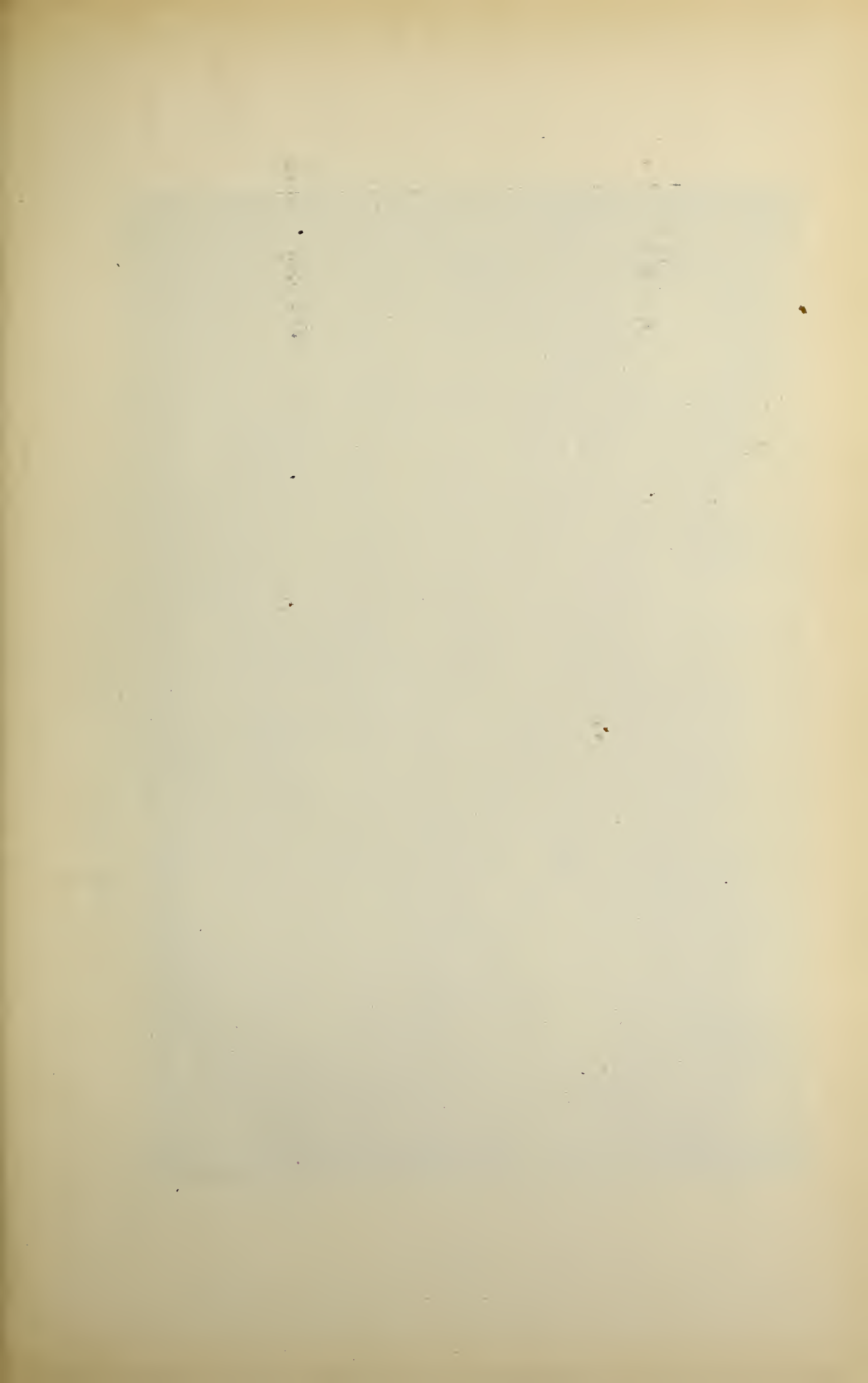
Die Regierung von Ceylon hat die Spende des Herrn J. W. C. de Soysa, bestehend aus 10,000 Rupien, zur Errichtung eines Pasteurschen Instituts in Colombo angenommen.

Nun kann man aber letzteres nicht thun, ohne das eingeborne indische Volk zu beleidigen, und ich widersetze mich dieser Willkür, die man den ethischen und religiösen Gefühlen dieser Leute anzuthun im Begriffe steht. Ich bin auch dagegen, daß man zu dem vielen bereits vorhandenen Schmutze noch den bakteriologischen bringen will. Die Pest entsteht aus der Unreinigkeit, und nur Reinlichkeit kann dieselbe bannen. Die Wahrheit über Pasteurs Institut ist einfach

und unwiderleglich. Es ist Quacksalberei, und nichts bezahlt sich besser als solche. Ich hoffe aber, die Indier werden diesem Vorhaben so viel Widerstand entgegensetzen, daß die Regierung von Indien ihre Hände davonlassen wird.

Manche der devoutesten Hindus suchten Heilung von der Pest, indem sie alle die heiligen Badeplätze aufsuchten. Dieses schien, nach meiner Ansicht, eine gute Idee zu sein, denn bei der Mehrzahl derer, denen ich begegnete, war baden höchst nötig. Doch zuweilen, wenn der Badenden sehr viele, wenn die Hitze zu intensiv war, ist es vorgekommen, daß einer den andern durch das schmutziggewordene Wasser angesteckt hat; doch das Baden gehört zum religiösen Ritus der Hindus. Manche Brahmanen-Priester nehmen für Geld die Krankheit auf sich und schlagen dann den bösen Geist mit Ketten aus ihrem Körper heraus. Diese Priester sind eine Last des Volkes, menschliche Blutegel, welche das Volk aussaugen. Das Volk seufzt, wagt aber nicht, sich ihnen zu widersetzen, weil es glaubt, der Priester könne jemand das ewige Glück absprechen, und derjenige, welcher dem Zorne der Priester verfallen sei, könne davon auch nach seinem Tode nur durch entsprechende Geldopfer seitens der Verwandten befreit werden.

Ich will noch des größten indischen Badefestes, des Maha Maham, Erwähnung thun. Das Volk weiß, es hat gesündigt und fühlt nun das Bedürfnis, die Sünde hinwegzuwaschen. Man hat besondere heilige Flüsse, Plätze oder Wasserbehälter, wo man die Sünden abwaschen kann. Jeder Hindu wünscht wenigstens einmal in seinem Leben an solch einem heiligen Platze zu baden. Doch das Uebel liegt darin, daß das Wasser in den heiligen Behältern bald schmutzig wird, weil so viele darin baden. Manche gehen mit eiternden





Maha Maham, das große Badefest der Hindus.

Geschwüren hinein. So kommt es, daß der Pilger aus dem heiligen Wasserbehälter schmutziger herauskommt, als er hineingestiegen. Die Tempelvorsteher wetteifern miteinander, um das Volk auf die schamloseste Weise anzulocken

Durch ganz Indien findet man diese heiligen Plätze und jeder von ihnen soll der Heiligste sein.

Eine der größten Festlichkeiten in Süd-Indien ist das Baden im Teiche Maha Maham bei Kumbakonam. Um das Volk anzulocken, haben die Brahmanen folgende Geschichte erdacht:

Die Göttin Ganga hatte vom Abspülen der Sünden der Menschen schwarze Beulen bekommen. In ihrer Not fiel sie Siva zu Füßen und bat um Hilfe. Er sagte ihr, sie solle im Teiche zu Kumbakonam am Tage des Vollmondes, wenn der Planet Jupiter ins Sternbild des Löwen tritt, welches alle zwölf Jahre geschieht, baden. An dem Tage würden die Wasser des Ganges in den Teich dringen und sie würde durch Baden darin von ihrer Krankheit genesen. Sogar derjenige, der einen Brahmanen ermordet hat, kann, wenn er zu dieser Zeit in diesem Teiche badet, von seiner Schuld frei werden. Es wird behauptet, daß nicht nur die Göttin Ganga, sondern auch die anderen Götter vom Himmel steigen, um in diesem Teiche zu baden.

Solche Geschichten werden von den verlogenen Brahmanen erdacht, das Volk anzuziehen und auszubeuten. Früher wurde geglaubt, daß der viel gewinne, der sich in solchem Wasserbehälter ertränke. Letzteres ist aber von der britischen Regierung verboten worden. Wenn das Badefest beginnt, ist das Wasser im Weiher ungefähr knietief; wenn aber diese Menschenmassen hineinspringen und den Schlamm aufrühren, so kommt das Wasser den Erwachsenen bis an die Brust. Die

Priester sagen, das Wasser steige, weil der Ganges in den Teich ströme, und das dumme Volk glaubt's. Wenn sie aus dem Teiche herauskommen, sehen ihre Körper und ihre weißen Kleider schlammbedeckt aus, und ihre Seelen sind so unrein wie vorher.

Bei Anhäufung von solchen Menschenmassen kann auch die Anhäufung von Schmutz nicht ausbleiben. Oft bricht die Cholera dort aus und wird von den Wallfahrern in alle Welt verschleppt. Das Ergebnis des Maha Maham Festes ist ein schreckliches. Außer daß das Volk dort sein Geld verliert, setzt es auch noch sein Leben aufs Spiel.

Der einzige Weg, von Sünden frei zu werden, ist darum zu Gott, dem Schöpfer Himmels und der Erde, zu beten. Er ist unser großer Vater im Himmel, aber wir sind seine aufständischen, ungehorsamen Kinder. Er hat uns den Erlöser Jesus Christus gesandt, welcher unserethalben Fleisch geworden ist. Indem wir an Ihn als unseren Erlöser glauben und in seinem Namen zum Vater beten, werden alle unsere Sünden weggewaschen werden.

Zum Schlusse werden sich alle Leser mit mir in der Bitte vereinigen, daß die Pest, welche letzthin wieder in Bombay ausgebrochen ist, doch bald ein Ende nehmen möchte. Während ich dieses schreibe (den 10. März 1898), erhalte ich Nachricht von Pred. E. S. Hume, Bombay, daß die Pest wieder bedenklich zunimmt, und daß täglich ungefähr vierzig an der Pest sterben. Der Herr erhalte seine tapferen Kreuzesstreiter in ihrem Liebeswerk.

Das Allerletzte von Bombay.

Grade als das dritte Kapitel beendigt war, erhielt ich folgendes Telegramm aus Bombay:

Bombay, den 9. März.—Heute fanden im Viertel der Eingebornen ernstliche Pestaufstände statt. Mehrere Leute wurden getötet oder verwundet.

Ein Pestkomitee hatte sich nach der Ursache der Krankheit einer mohammedanischen Frau erkundigt und wurde von einem großen Pöbelhaufen umringt und mit Steinen beworfen. Das Komitee zog sich zurück und kam mit Polizei wieder und verlangte die Auslieferung der Kranken. Man verweigerte solches. Als der Magistrat, ein Parse, die Leute ermahnte, der Polizei nicht zu widerstehen, wurde er selber verwundet. Darauf erhielt die Polizei Ordre zum Angriff. Sieben Mohammedaner wurden getötet und mehrere verwundet.

Allgemeiner Angriff auf die Europäer.

Der Aufruhr breitete sich mit Windeseile über den ganzen Bezirk des Bhendi Bazars. Mohammedaner und Hindus griffen jeden Christen an, und eine wütende Volksmenge griff die Wohnungen der Christen in der Vorstadt Bycaulla an. Die Leute verbarrikadierten sich in ihren Häusern und feuerten blinde Schüsse auf die Aufrührer, welches dieselben zurücktrieb. Truppen erschienen und Artillerie kontrollierte bald den Bhendi Bazar. Dieser Ausbruch war besonders gegen die Christen gerichtet. Es ist schwer auszufinden, wie viele getötet oder verwundet worden sind. Kavallerie ist von Poona herbeordert und Freiwillige sind berufen worden.

Die Soldaten, die da getötet wurden, gingen ohne Waffen. Manche europäische Beamten und Polizisten wurden gefährlich verwundet.

In verschiedenen Teilen der Stadt wurden die Pest-Ambulanzen angehalten und verbrannt. Man versuchte auch die Hospitäler zu verbrennen, und die europäischen Wärter

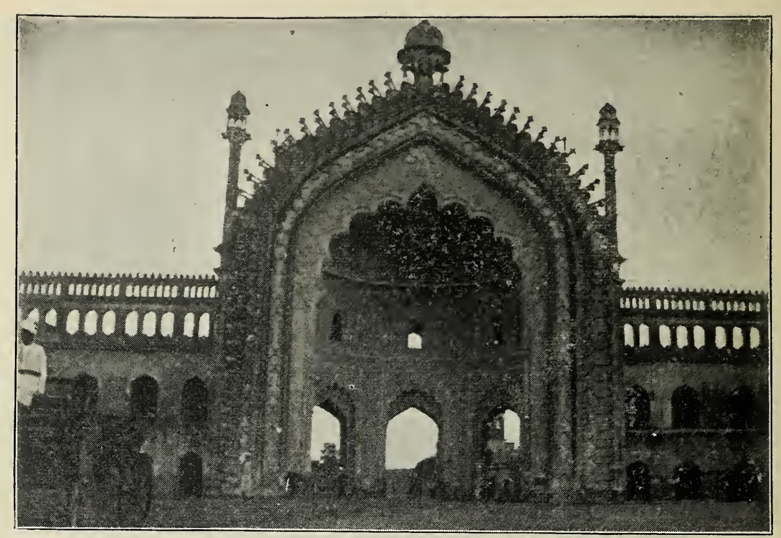
kamen kaum mit dem Leben davon; sie wurden aber schließlich durch die Truppen an einen sicheren Platz gebracht.

Der Pöbel griff das Jamsetjee-Hospital an, und Dr. Gillespie, der Wundarzt, wurde schwer verwundet. Dieser Ausbruch wird als der ernsteste seit vielen Jahren angesehen.

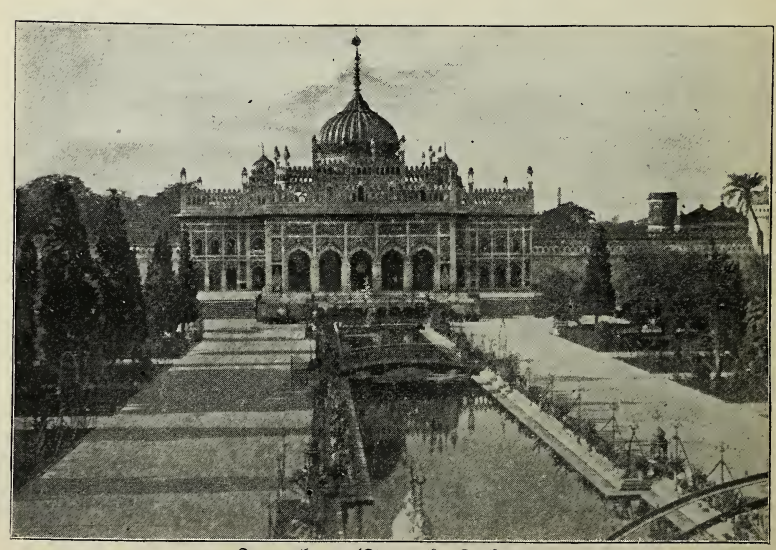




Konferenz der M.=E.=Kirche des Central=Provinz=Distrikts.



Stadtthor zu Lucknow.



Imambara (Tempel), Lucknow.

Das Erdbeben von 1897.

Erstes Kapitel.

Erdbeben—Theorien über ihre Entstehung—Merkwürdige Erdbeben in der Geschichte.

Zehn oder vielleicht viel mehr Meilen unter unsern Füßen befindet sich ein natürliches Laboratorium, dessen Inhalt von chemischen und anderen Stoffen unter gewissen Umständen fähig sein würde, diesen alten Erdball in tausend und aber tausend Stücklein zu zersprengen und diese in den unendlichen Raum hineinzuschleudern, als heimatlose Wanderer, gleich den Meteoren, die wir hin und wieder durch die Lüfte schießen sehen. Ein bißchen Pulver, das sich in einem engen Raum entzündet, kann große, feste Gegenstände zerschmettern. Ein wenig Wasser, welches in einem Gefäß, wollen sagen, in einem Dampfkessel, heißgemacht worden ist, dehnt sich aus, indem es in Dampf verwandelt wird, und drängt gegen die Seiten des Kessels, um wo möglich aus dem zu engen Raum zu entweichen. Wenn es nirgends einen Ausbruch machen kann, drängt es härter und härter gegen die Wände des Dampfkessels, bis der Druck viele hundert Pfund auf jeden Quadratzoll beträgt. Endlich wird die Kraft des sich ausdehnenden Dampfes größer denn die Widerstandskraft des Kessels, und der Kessel muß nachgeben. Dieser plötz-

liche, gewaltsame Ausbruch wird eine Explosion genannt. Die Heftigkeit der Explosion steht im Verhältnis zu der Größe der Widerstandskraft. Ob sie jetzt durch Dampf oder Pulver oder andere Chemikalien verursacht wird, kann sie immer ungeheuren Schaden anrichten, wie kürzlich, z. B., bei der Explosion des amerikanischen Kriegsschiffes im Hafen von Havana, Cuba. Wenn die explodierende Kraft sich einmal aus seinem engen Gefängnis befreit hat, verbreitet sie sich mit furchtbarer Gewalt, bis sie sich im Raume ausgetobt hat, oder durch festere Gegenstände in ihrem Laufe gehemmt wird. Dies ist ein Erdbeben im Kleinen. Die Fenster in der Nähe einer Explosion werden zerschmettert, nicht durch fliegende Stücke, sondern durch die „Macht der Explosion", oder, in anderen Worten, durch den plötzlichen Luftdruck, wovon man sich in irgend einer guten Encyklopädie, unter dem Titel „Luftwellentheorie", eine nähere Erklärung suchen kann. Diese Theorie bewährt sich nicht nur in Bezug auf Luft und Wasser, sondern auch in Bezug auf die Erde. Man sehe nur, wie die Fensterscheiben zittern, wenn ein schwerer Frachtzug donnernd dahinrauscht, wenn auch hunderte von Schritten von dem Fenster entfernt, bei dem man sitzt. Die Erde erbebt; also verursacht das Gewicht des Zuges so viel von einem Erdbeben, daß in der Umgegend die Fenster klirren.

Diese Art Erdbeben wird jedoch von äußerlichen Kräften verursacht, wie die Explosion eines Dampfkessels, das Abfeuern einer Kanone, u. s. w., und die Erschütterung ist leicht und erstreckt sich nur über ein kleines Feld.

Das Laboratorium im Innern der Erde enthält Gase und Dünste, die sich stets hervordrängen wollen. In vielen Ortschaften finden sie einen Ausweg durch den Schlund eines feuerspeienden Berges, wie der Aetna oder der Vesuv. Diese vulkanischen Ausbrüche und unterirdischen Störungen verursachten die Entstehung der hohen Berge, der tiefen Thäler, der steilen Abhänge und Gebirgsschluchten, zu einer Zeit, da die Erdkruste noch verhältnismäßig dünn war und eher von innen bewegt werden konnte, als jetzt. Aber was für eine Kraft muß das gewesen sein, die im stande war, eine ganze Gebirgskette zu erheben! Das Platzen eines Dampfkessels von 120 Pferdekraft, mit einem Druck von 200 Pfund auf jeden Quadratzoll, wird eine feste, massive Steinmauer zertrümmern und den Schutt zwölf bis zwanzig Fuß hoch auftürmen; aber das ist auch alles. Eine explodierende Mine wird hunderte von Tonnen Erde und Gestein bewegen; aber das ist alles. Man stelle sich jetzt vor eine Höhlung eine Meile im Durchmesser, angefüllt mit Gasen und Dünsten, die eine größere Kraft entwickeln, als der Dampf in dem allergrößten Kessel. Endlich entladet sich die furchtbare Macht, indem sie einen Ausweg nach oben findet, wo ihr am wenigsten Widerstand geleistet wird. Die Explosion mag viele Meilen unter der Erdoberfläche stattfinden, aber wer kann ihre Macht bestimmen? Hunderte von Meilen vom Mittelpunkt der Explosion entfernt, bebt diese alte Erde, die uns gewöhnlich so fest erscheint, und schwankt unter unsern Füßen, wie ein Schiff auf dem wogenden Meer. Die Wellen gehen natürlich nicht so hoch wie auf der See; sie sind aber stark genug, große Gebäude taumeln und fallen zu machen.

Man sollte meinen, der größte Schaden würde im Centrum des Erdbebens angerichtet, aber dies ist nicht der Fall. Die Gewalt des Stoßes ist dort wohl am größten; aber die Bewegungen sind senkrecht, und daher nicht so schädlich. Die Schwingungen der Erdoberfläche gehen von dem Mittelpunkt aus und kommen dahin wieder zurück, so daß sie bei einer Entfernung von dem Mittelpunkt mehr parallel laufen mit der Oberfläche, als gerade über dem Centrum. Deswegen scheint es, als ob ein Erdbeben mehr und mehr zerstört, je weiter sich die Schwingungen vom Centrum des Erdbebens entfernen; denn es ist offenbar, daß das Hin- und Herbewegen der Oberfläche den Gebäuden schädlicher ist, und dem menschlichen Auge und dem Gefühl heftiger erscheint, als die senkrechte Bewegung.

Manchmal befindet sich der Mittelpunkt des Erdbebens unter dem Ocean. Dann ist es doppelt gefährlich für die Küstenstädte, die im Bereiche der Schwingungen des Erdbebens liegen. Diese Schwingungen oder Wellen verbreiten sich mit einer Schnelligkeit von 1000 bis 1500 Fuß die Sekunde, je nach der Dichtheit oder Beschaffenheit der Erdschichten, durch welche sie sich dahinwälzen; die Flutwelle, die das Erdbeben auf dem Ocean verursacht, geht langsamer. Daher kommt diese, oft fünfzig oder sechzig Fuß hoch, erst an, nachdem das Erdbeben schon sein zerstörendes Werk vollbracht hat. Dann rauscht sie über die Trümmer daher, verschlingt alles und reißt es mit sich zurück in die Tiefe. Dies war der Fall zu Lissabon und Cadiz in dem großen Erdbeben von Lissabon, 1755. Andere Küstenstädte haben in ähnlicher Weise seitdem solch ein doppeltes Unglück gehabt.

Wenn wir annehmen können, daß Erdbeben von denselben Kräften verursacht werden, die sich in einem feuerspeien-

den Berge zeigen, dann können wir von einem Vulkan lernen, welch eine unermeßliche Kraft in dem Innern der Erde gefangen gehalten wird. Eine Kanonenkugel 1 Fuß im Durchmesser erfordert eine ungeheure Masse Pulver, um zwei oder drei Meilen weit fortgeschleudert zu werden; aber von einem Vulkan, dessen Krater eine Meile breit sein mag, werden Steine und Lava mit solcher Gewalt ausgeworfen, daß die Stücke bis zu einer Entfernung von vierzig Meilen fortfliegen!

Erdbeben kommen viel häufiger vor als man gewöhnlich denkt; in einem Jahr haben Gelehrte oft hundert oder mehr verzeichnet. Von diesen sind jedoch viele unbedeutend und richten keinen Schaden an. Bei heftigen Erdbeben giebt es oft, nach anhaltenden Schwingungen der Oberfläche, Spalten in denselben, etliche Zoll bis viele Fuß breit. Diese Spalten laufen parallel mit den Schwingungen der Oberfläche und ziehen sich nach dem Centrum des Erdbebens zusammen.

Man muß wirklich staunen, wenn man bedenkt, welche Kräfte dem Schöpfer zu Gebote stehen. Sie bewegen sich alle nach seinem Ratschluß, und obgleich der Mensch diese Naturerscheinungen studieren kann und dabei der Hand vergessen, die alles schuf, und des Geistes, der alles ordnete, so wird doch derjenige, der Gott in der Natur erkennt, einsehen, daß alle Dinge von Ihm regiert und geordnet werden zu seiner Ehre.

Wahrlich, wenn wir solche großartigen Erscheinungen betrachten, das Händewerk dessen, der die Grundfesten der Erde gelegt hat und den Lauf der Elemente beaufsichtigt, dann haben wir Ursache auszurufen: „Die Völker sollen unserm Gott sagen: Wie schrecklich bist Du in Deinen Werken! Alle Welt soll den Herrn fürchten, und alle Einwohner in derselben in Ehrfurcht vor Ihm stehen!“

Der Raum verbietet es uns, näher einzugehen auf all die großen Erdbeben, die in der Geschichte bekannt sind, daher wollen wir nur etliche kurz erwähnen.

Während den Wanderungen der Kinder Israel in der Wüste geschah ein Erdbeben, welches die Erde zerriß, „und die Erde that ihren Mund auf, und verschlang sie und ihre Häuser und alle Männer, die bei Korah waren.“ Daß Gott hier eine murrende Rotte heimsuchte, macht es doch nichtsdestoweniger zu einer Thatsache der Geschichte; denn Er, der die Erde schuf, setzte auch alle ihre Kräfte ein, und macht Gebrauch von diesen sogenannten natürlichen Mitteln, um seinen Willen auszuführen zum Wohle der Seinen.

Bei der Kreuzigung geschah ein Erdbeben, welches den Vorhang im Tempel zerriß und Gräber aufthat, ohne Zweifel, durch die Erdspalten, die gewöhnlich das Erdbeben begleiten.

Bei dem Ausbruch des Vesuv im Jahr 1794 fühlte man einen Stoß viele Meilen von dem Mittelpunkt der Katastrophe entfernt; denn die Häuser in Neapel zitterten beständig mehrere Stunden lang, bei einer Entfernung von sieben Meilen, so daß unaufhörlich Glocken läuteten, Thüren knarrten und Fenster klirrten. Von dem unterirdischen Dröhnen, welches beinahe einem jeden Erdbeben vorangeht, oder dasselbe begleitet, und von dem furchtbaren Getöse bei dem Ausbruch des Vesuv, sagt Bischof Berkley, es sei ein Gemisch von dem Toben eines Sturmes, dem Getöse eines unruhigen Gewässers und dem Donnern eines Artilleriefeuers. Er hörte es bei einer Entfernung von zwölf Meilen und beschreibt es als etwas Schreckliches; wie muß es nicht nahebei gewesen sein? Da feuerspeiende Berge und Erdbeben verwandte Erscheinungen zu sein scheinen, will ich noch hinzufügen, daß bei

dem Ausbruch des Cotopaxi in Süd-Amerika im Jahr 1744, nach Humboldts Aussage, die Flammen aus dem Schlund des Vulkans 3000 Fuß hoch aufstiegen, wobei das Getöse 600 Meilen weit gehört wurde. Humboldt selbst war zu Guayaquil, 150 Meilen entfernt, und „hörte Tag und Nacht das Getöse dieses Vulkans gleich einem anhaltenden Artilleriefeuer, und sogar auf dem Stillen Ocean konnte man diese schrecklichen Töne vernehmen".

Nebst den feuerspeienden Bergen sind die Erdbeben die schrecklichsten Erscheinungen in der Natur, und sind dem Menschen und dem Werk seiner Hände weit mehr gefährlich. Der Schaden, den Erdbeben angerichtet haben, ist unberechenbar und unbeschreiblich; denn dieser Schrekkensbote kommt gewöhnlich beinahe unangekündigt an, und thut gewöhnlich sein Werk in einem Augenblick. Manche Teile der Oberfläche der Erde sind diesen schrecklichen Heimsuchungen weniger ausgesetzt, aber kein Ort ist absolut sicher. In Kleinasien, sagt der alte Geschichtsschreiber Plinius, wurden in einer Nacht zwölf Städte zerstört. Im Jahre 115 wurde die Stadt Antiochien und ein großer Teil der Umgebung von einem Erdbeben begraben. Etwa 300 Jahre später wurde es wieder zerstört, wobei 40,000 Einwohner ihr Leben einbüßten, und nur sechzig Jahre später, zerstörte ein drittes Erdbeben die Stadt und begrub unter den Trümmern ungefähr 60,000 Seelen. Im Jahre 1755, wie schon erwähnt, wurde die Stadt Lissabon in Portugal zerstört durch ein Erdbeben und eine schreckliche Flutwelle, welche darauf folgte und 50,000 der Einwohner dahinraffte. Die herrlichen, marmornen Docks, das Wunder aller Seeleute, wurden plötzlich von der zweiten Erschütterung verschlungen, samt

den vielen Tausenden, die nach der ersten Erschütterung darauf Schutz gesucht hatten. Eine Anzahl Schiffe in der Nähe fuhren auch hinab in die Tiefe. Es scheint, als ob ein ungeheurer Spalt sich geöffnet und alles in der Nähe verschlungen hatte, und dann wieder zusammengeklappt war; denn keine Spur von den Docks ist geblieben. Nach dem Erdbeben fing die Stadt an zu brennen, und die Trümmer brannten sechs Tage lang ohne Aufhören. Es war eine furchtbare Katastrophe. Dieses schreckliche Erdbeben wurde über den größeren Teil Europas und Afrikas und des Atlantischen Oceans gespürt.

Zwei Jahre vorher wurde die Stadt Lima in Peru beinahe gänzlich verschlungen während eines Erdbebens. Viele Tausende wurden in einem Augenblick dahingerafft. Viele andere wurden von den Schwefeldünsten, welche aus den Spalten aufstiegen, erstickt.

Im Jahre 1692 wurde die Stadt Port Royal auf Jamaica durch ein Erdbeben in zwei Minuten zerstört, und die Häuser versanken in einen Schlund 200 Fuß tief. Im Jahre 1693 geschah ein Erdbeben auf Sicilien, welches 54 große und kleine Städte und viele Dörfer entweder gänzlich zerstörte, oder doch sehr beschädigte. Die Stadt Catania wurde ganz vernichtet; das Meer fing plötzlich an zu tosen, und der Aetna entsandte ungeheure Feuersäulen. Die Erschütterung währte nur drei Minuten; aber in dieser kurzen Zeit wurden zwischen neunzehn- und zwanzigtausend Personen in die Ewigkeit befördert. Der Stoß wurde in einem Flächenraum von 7,000 Meilen Umfang gefühlt.

In den Jahren 1811 und 1812 verwüsteten eine Reihe von Erdbeben das Mississippithal, wobei die Oberfläche

so verändert wurde, daß, auf Stellen, neue Seen erschienen und andere gänzlich verschwanden. Dieses Verändern der Erdoberfläche ist eins der Wirkungen des Erdbebens. Am 19. November 1822, z. B., fand man, daß die Küste von Chile drei bis vier Fuß höher geworden war. Derselbe Küstenstrich ist seitdem zu wiederholten Malen gesunken und gestiegen, infolge der häufigen Erdbeben.

Ein anderes Beispiel bietet uns das Erdbeben in Bengalen (Indien) im Jahre 1762, wo ein Flächenraum von sechzig Quadratmeilen an der Küste, in der Nähe von Chittagong, plötzlich bis unter die Meeresfläche sank, so daß nur die höchsten Spitzen über Wasser blieben. An der Küste Großbritanniens, in der Nähe von Deal, geschah viele Jahrhunderte zurück dasselbe Unglück, wobei viele Menschen umkamen.

Im Jahr 1812 (Gründonnerstag, den 26. März) wurde Caracas, die Hauptstadt von Venezuela, plötzlich von einem Erdbeben heimgesucht. Ein leises Zittern von zehn oder zwölf Minuten kam zuerst; dann folgte eine Reihe von Explosionen, stärker als der stärkste Donnerknall, der je in den Tropen gehört wurde, und in wenigen Minuten lagen neun Zehntel dieser prächtigen Stadt in Trümmern, und 10,000 Menschen hatten ihr Leben lassen müssen. Nicht viele Jahre vorher hatten die großen Erdbeben von Messina und Riobamba ebensoviel Unheil angerichtet.

Im Jahre 1822 wurde Aleppo heimgesucht, die Stadt in Syrien, auf der Stelle des alten Berna, wo schon oft Pestilenz und Erdbeben ihre Opfer gefordert hatten. Zwei Drittel der Stadt wurden zertrümmert, und von den 200,000 Einwohnern kamen 30,000 um. Die Stadt

ist so oft von allerlei Unglück heimgesucht worden, daß die Einwohnerzahl jedes Jahrzehnt kleiner wird; in einem Jahr raffte die Pest 60,000 hinweg.

Um 5 Uhr nachmittags, den 7. Mai 1842, wurde die Stadt Kap Haytien auf der Insel St. Domingo gänzlich durch ein Erdbeben zerstört, und 10,000 von den 15,000 Einwohnern kamen um. Die Städte St. Nikolas und St. Paix wurden auch zertrümmert, und andere wurden stark beschädigt. Im ganzen kamen ungefähr 20,000 um. Der Stoß wurde in Cuba, in Florida und Louisiana und anderen Golfstaaten gespürt.

Im Jahre 1848 machte in Neuseeland ein Erdbeben einen Spalt 18 Zoll breit und 60 Meilen lang. Im Jahre 1855 folgte ein anderes Erdbeben und machte einen Spalt einer Felswand entlang, 90 Meilen in Länge.

Eins der schrecklichsten Erdbeben dieses Jahrhunderts geschah auf der Insel Krakatoa in der Sundastraße, zwischen Java und Sumatra. Am 20. Mai 1883 fing der Vulkan auf der Insel, der seit 1680 schon unthätig gewesen war, wieder an zu rauchen, und in der Nacht des 26. August folgte ein heftiges Erdbeben, wobei plötzlich zwei Drittel der großen Insel von fünfzehn Quadratmeilen, mit allem darauf, auf immer unter der Meeresfläche verschwand! Es schien, als ob die Erdkruste buchstäblich zusammenschrumpfte; denn an anderen Plätzen in der Nähe verschwanden ganze Inseln, während an anderen Oertern neue hervorkamen.

Auf den Sandwichinseln hat es seit 1834 viele schreckliche vulkanische Erdbeben gegeben, indem der riesenhafte Vulkan Maunaloa seit der Zeit öfters thätig gewesen ist, besonders in den Jahren zwischen 1880 und 1887. Seit

dann haben jedoch diese Ausbrüche viel an Heftigkeit verloren.

Die Erdbeben, die neulich in China und Japan stattfanden, sind noch frisch im Gedächtnis des Lesers. Obgleich die Katastrophe in China groß war, so daß Tausende ihr Leben lassen mußten, war es doch nicht so groß wie etliche, die wir in diesem Kapitel erwähnt haben.

Von diesem kurzen Ueberblick über die Erdbeben der Vergangenheit richten wir jetzt unsere Aufmerksamkeit auf das große Erdbeben von 1897 in Indien.



Zweites Kapitel.

Glaubwürdige Berichte aus vielen Gegenden—Ungeheure Zerstörung von Eigentum—Verlust an Menschenleben.

Die schreckliche Katastrophe, die am Sonnabend den 12. Juni Bengalen und Assam heimsuchte, übertrifft alles, dessen die ältesten Einwohner Indiens sich erinnern können. Die Luft war an jenem Abend drückend und schwül. Die Passatwinde hatten während des Tages kleine Regenschauer gebracht; aber am Abend war es still. Plötzlich spürte man ein leises Zittern, der gewöhnliche Vorbote des bald folgenden stärkeren Stoßes. In Calcutta und in andern Städten meinten die meisten Leute, das Knarren der Thüren und Wände rühre von gewöhnlichen Ursachen her, wie von dem schnellen Vorbeirollen der schweren Karren auf der rauhen Straße.

Es dauerte aber nicht lange, bis alle Zweifel über die Ursache der Störung schwanden; denn ein paar Sekunden nach dem ersten Stoß kam der zweite, diesmal viel heftiger, so daß jeder wußte, es sei ein Erdbeben. Dies geschah kurz nach 5 Uhr nachmittags; denn zu dieser Zeit blieben beinahe alle Uhren in Calcutta stehen von dem Schwanken der Gebäude. Die Erdwellen bewegten sich fort von Ostsüdost nach Westnordwest und wurden ganze zwei Minuten lang immer heftiger, bis alles wankte und schwankte; dann fingen sie an schwächer zu werden, und in fünf Minuten war alles vorüber. Aber welche schreckliche Verwüstung hatten diese fünf Minuten angerichtet! Der untere Teil der Stadt sah aus, als ob er bombardiert worden war. Nur eine Kirche in der ganzen

Stadt war nicht demoliert worden, und es wird gewöhnlich angenommen, daß, hätte das Erdbeben noch eine Minute länger gedauert, die ganze Stadt untergegangen wäre. Die Leute wurden von einem plötzlichen Schreck ergriffen. Die Mohammedaner sanken auf ihre Kniee und riefen: *Al-al-al-al*; die Hindus fielen nieder und schrien; die Christen waren ruhiger, aber doch auch mit Furcht erfüllt, und überall konnte man Weinen, Jammern, Stöhnen, Schreien, Hilferufe und Schmerzensschreie hören. Die Pest hatte Indien schon heimgesucht; dann hatte die Hungersnot Tausende hinweggerafft, welche der Pest entronnen waren, und jetzt schien es, als ob das schrecklichste Unglück für die Uebergebliebenen vorbehalten worden war. Kein Wunder, daß das Volk ausrief: „Was wird uns zunächst überfallen?"

Die „Stadt der Paläste", wie Calcutta oft genannt wird, bot einen traurigen Anblick dar. Die Morgen- und Mittagssonne sah eine Stadt der Pracht, die Abendsonne sah, sozusagen, eine Stadt der Trümmer. Der "*Bombay Guardian*" vom 19. Juni 1897 sagt das Folgende von der Wirkung dieses Erdbebens in Calcutta:

„Ein großer Teil des Schadens war der Verlust an Eigentum, besonders Kirchen und großen Staatsgebäuden. Die Kathedrale und andere Kirchen waren so sehr beschädigt, daß sie nicht benutzt werden konnten, bevor sie repariert waren. Ungefähr fünfzehn Fuß des Turmes der Kathedrale fiel herab. Das ganze große Geländer der Stadthalle fiel. In der Bentinckstraße und Umgegend ist viel Eigentum zerstört. Beinahe ein jedes Gebäude in diesem Teile der Stadt hat ziemlich schwer gelitten, so daß die meisten der europäischen und europäisch-asiatischen Einwohner mit ihren Familien obdachlos waren. Während des Erdbebens herrschte ein

panischer Schrecken in diesem dichtbevölkerten Viertel. In der Bentinckstraße fielen zwei Häuser zusammen."

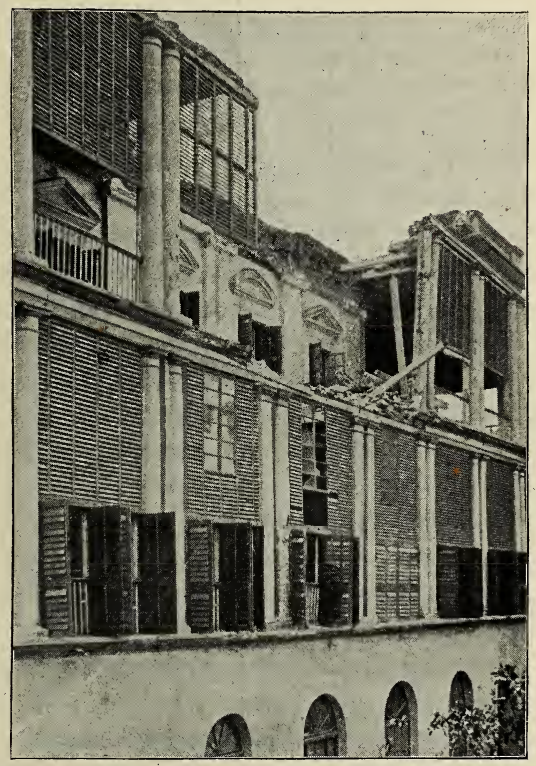
Im "*St. Mary's Home*", in der Marquisstraße, welches siebzehn Kinder und fünf Erwachsene enthielt, fiel das dritte Stockwerk zusammen, ehe man es sich versah; aber die Frau



Bentinckstraße, Calcutta

Superintendent erkannte sofort die schreckliche Gefahr und entfernte die Kleinen aus dem Zimmer mit aller Eile. Ein oder zwei Sekunden nach ihrer Rettung fiel auch der Teil des Hauses, wie auch eine kleine Veranda an der Ostseite des zweiten Stockwerkes. Diese fiel herab in das Eingangszimmer des untern Stockes. Es ist ein Wunder, daß niemand getötet wurde. Dieses verursachte eine große Aufregung und beinahe eine Panik unter den Mädchen, die dann schnell in ein anderes Zimmer im untern Stockwerk gebracht wurden.

Einige ältere Insassen des Heims litten viel von der Erschütterung und mußten entfernt werden, um an anderer Stelle ärztliche Pflege zu genießen.



Bureau des "*Statesman*" Calcutta.

Die Gebäude des "*Statesman*" und der "*Indian Daily News*" wurden sehr beschädigt. Letztere Zeitung kam am Montag als vierseitige Beilage heraus, von einer andern Presse gedruckt.

Eine Anzahl Häuser der Eingebornen wurden beschädigt; aber der größte Teil der Einwohnerzahl befand sich zu der

Zeit auf den Straßen, um der Mohurrum-Prozession zuzusehen.

Aber Calcutta scheint weniger gelitten zu haben, als andere Oerter in den heimgesuchten Gegenden. Erdstöße werden berichtet aus Hughli, Burdwan, Balasore, Diamond Harbour, Comilla, Durbhanga, Gidhour, Chupra, Mozufferpore, Monghyr, Dacca, Jamalpore, Murshidabad, Gopalpore, Raniganj, Bankipore, Mudhupore, Patna, Darjeeling, Kurseong, Dumka und Kohima in Manipore. Auch von Sonada, Akhanla, Lakhipore in Cachar, Purulma, Samastipore, Dulabcherra, Lucknow, Agra, Chittagong, Allahabad, Coconada und Madras. Viele dieser Ortschaften berichten Erdstöße von verschiedener Heftigkeit, aber nicht viel Zerstörung von Eigentum, und der Verlust an Menschenleben ist sehr gering, wenn man bedenkt, was für einen großen Flächenraum das Erdbeben inne hatte. Aber andere Oerter wurden schwer heimgesucht. Zu Pubna fiel das Haus des Richters und des Zolleinnehmers.

Drei Stöße wurden Sonnabend Nacht gespürt in dem trockenen Bett des Icchamati-Flusses, und eine merkwürdige Erscheinung wurde beobachtet. Kleine Vulkane wurden gebildet, welche Schlamm auswarfen bis zu einer Höhe von vier oder fünf Fuß. Ein Vulkan war wenigstens anderthalb Stunden thätig. Nachdem der Stoß vorüber war, öffneten sich große Risse dem Ufer entlang. Am Ganges gab es auch Löcher bis sechs Fuß tief und zwanzig Fuß breit. Um das Ungemach noch größer zu machen, regnete es noch stark in der Nacht, so daß viel Eigentum beschädigt wurde, welches nicht von den demolierten Häusern entfernt werden konnte.

Zu Jamalpore wurden vier Werkstätten der Ostindischen Eisenbahn teilweise oder gänzlich zerstört. Alle Europäer

wurden obdachlos, und zwei kamen mit genauer Not mit dem Leben davon. Murshidabad litt so viel wie irgend ein anderer Distrikt. Es giebt dort kaum ein Haus, das nicht beschädigt worden ist, und der Verlust an Eigentum ist ungeheuer. Es gab keine Todesfälle unter den Europäern dieser Station; aber wenigstens acht oder neun Eingeborne wurden getötet in Khagra und Saidabad.

Zu Murschidabad geschahen etliche Todesfälle unter tragischen Umständen. Eine Anzahl Bettler wurden soeben in einem Hause gespeist, als der Stoß kam. Als sie durch einen Gang zu entrinnen suchten, wurden einige unter dem fallenden Schutt begraben. Eine Frau wurde unter den Trümmern hervorgezogen, fünf Stunden nachdem das Haus fiel, ohne weitere Verletzungen erlitten zu haben, als ein gebrochenes Bein. Ein Kind wurde tot hervorgezogen. Ein Zeughändler wurde von einem fallenden Hause getötet, eine andere Frau wurde tot aus den Trümmern hervorgezogen, und eine andere war unter demselben Haufen begraben. Telegraphische Verbindungen hörten auf, und es wurde berichtet, daß beinahe ein jedes Haus in Azimganj, wo die Jainschen Bankiers wohnten, zertrümmert waren, und daß acht Leichen gefunden wurden.

Aus Dacca berichtet man etliche Todesfälle und die Zerstörung des Metford Hospitals, der *Shahhen Medical Hall*, und des Hauses des Nawale Dilkascha. In Darjeeling sind vier Häuser gänzlich zusammengefallen, und eine Anzahl andere sind unbewohnbar geworden. Großer Schaden ist den Theegärten in diesem Distrikt zugefügt worden. Der Handel zwischen Darjeeling und Calcutta hat aufgehört wegen Zerstörung etlicher Brücken oberhalb Siliguri. Der

fungierende Gouverneur von Bengalen, Ehrw. C. C. Stevens, wurde genötigt, nach Darjeeling zurückzukehren.

Schreckliche Nachrichten kommen von Schiastaganj in dem Chittagong-Distrikt. Das Postamt sank so wie es stand, und wurde begraben samt allen Geräten, Möbeln, Geldkasse, u. s. w. Es war zu der Zeit niemand an der Arbeit und das Haus war leer. An manchen Stellen ist die Erde gespalten, und Wasser quillt aus den Spalten hervor. Man sagt, daß ein panischer Schrecken in der Stadt herrscht.

Die Brüche an der Ost-Bengalischen Eisenbahn haben die Einstellung der Passagiereneinschreibung verursacht, und einstweilen können Reisende nicht weiter als bis nach Sara gehen. Andere Hauptbahnlinien berichten keine Unterbrechung, obwohl es einige Hindernisse giebt auf der Assam-Bengal-Bahn. Eine Flutwelle folgte gar nicht auf den Erdstoß. Nach dem Bericht der Hafenbeamten hat man kein Zeichen einer Springflut auf dem Fluß gesehen am Sonnabend Abend. In Calcutta bewegte sich die Flut einen Fuß und zehn Zoll auf und ab während des Erdbebens; aber kein Schaden wurde angerichtet. Manche Schiffer auf dem Fluß sagen, daß sie ein sausendes Getöse gehört hätten, wie wenn Dampf von einer Lokomotive abgelassen wird; aber sie wußten erst später, was es eigentlich war. Das Wasser in dem Flutkanal stieg und fiel nur drei Fuß.

Ein Telegramm von Saugor berichtet, daß dort der Stoß fünf Minuten nach Fünf kam und sehr heftig war.

Ein Korrespondent berichtet uns aus Chunar, daß das Erdbeben dort gespürt wurde, und daß das von „Pucca" gebaute Haus, in welchem er war, hin und her schaukelte, wie eine Wiege.

Große Zerstörung in Assam.

Eine Nachricht, die Donnerstag Morgen in Bombay anlangte, sagte, daß Assam und Ostbengalen mehr erlitten haben, als irgend ein Ort, von dem bis jetzt Berichte eingekommen sind. Eine Flutwelle soll den Bazar zu Goalpara zerstört und den Tod von sechzig Menschen verursacht haben. Zu Gauhati sind die Wege meilenweit gespalten, und die Bahn ist verschwunden. Schillong hat auch schrecklich gelitten. Der Oberkommissär telegraphierte von Schillong nach Simla am 13.:

„Schreckliches Erdbeben geschah gestern in Schillong 5 Uhr 10 Minuten nachmittags. Alle Steingebäude, einschließlich der Regierungsgebäude, das Sekretariat, die Kirche, das Gefängnis, die Gerichtshäuser und Privathäuser sind dem Erdboden gleich gemacht.

„Die Sterbeliste ist nicht groß; aber Herr McCabe, der Generalinspektor der Polizei, wurde von seinem fallenden Hause getötet. Ich bedaure seinen Tod sehr, denn er leistete der Regierung große Dienste. Viele kamen nur knapp mit dem Leben davon, wie auch ich und meine Frau, aber ich weiß von keinem andern Europäer, der getötet wurde. Viele Arbeiter in der Sekretariat-Druckerei wurden getötet, indem das Gebäude auf sie fiel; einige Todesfälle werden aus der Kaserne berichtet, wie auch aus dem Bazar; aber Einzelheiten sind nicht zu bekommen. Die Verluste sind groß, und überall ist sehr wenig gerettet worden. Die offiziellen Dokumente und die Presse liegen unter den Trümmern.

„Es regnet stark und unaufhörlich den ganzen Tag und die ganze Nacht, und Erdstöße kommen hin und wieder vor. Der Zustand der Frauen und Kinder, die

dem Wetter ausgesetzt sind, ist sehr traurig. Vorkehrungen werden getroffen, diesen unter den kümmerlichen Umständen ein temporäres Obdach zuzubereiten."

Schillong, den 16. — „Noch keine Nachrichten von Sylhet oder Cachar. Die Zerstörungen auf den Cherrapunji-Hügeln ist groß, und die *Gauge*-Bahn der Gesellschaft ist demoliert. Ich befürchte, daß der Verlust an Menschenleben in den Kohlenminen und Kalkgruben von Schillong bedeutend ist.

„Herr Rosenrodia, der Zollbezirkspensionär, wurde durch das Fallen seines Hauses getötet. Gowhatty und Goalpar sind verwüstet; aber der Verlust an Menschenleben ist sehr klein. Das Erdbeben wurde in Tezpore und Mungeldia gespürt; aber, wie's scheint, nur ein wenig. Noch keine Nachrichten von Ober-Assam. Der Flußverkehr ist offen, und die Dampfer fahren. Unser Weg nach Gowhatty wird wieder geöffnet. Erdstöße spürt man noch immer, besonders letzte Nacht. Herr Strachey, der Eisenbahnagent, der soeben von Cherrapunji zurückgekehrt ist, bringt die allerschlimmsten Nachrichten von dort.

Ganze Dörfer sind den Berg hinunter gerutscht.

„Chuttuck ist untergegangen; aber viele haben sich auf den Kalksteinflächen gerettet."

Der Exekutiv-Ingenieur zu Sylhet sagt: „Die Stadt ist dem Erdboden gleich gemacht, und das Versinken von Dörfern wird berichtet. Große Zerstörungen von Proviant können nicht verhütet werden, und ich befürchte, es giebt eine große Teurung in dem ganzen Sylhet. Ich möchte bitten, daß, wenn möglich, eine weitere Deputation von Ingenieuren und Civilbeamten hergesandt werden, dem Hilfskommissär in dieser Krisis beizustehen.

„Zu Isvarganj in dem Mymensingh-Distrikt veränderte der Fluß seinen Lauf. Die Felder mit dem stehenden Getreide und den Pflanzen sind mit einer Sandschicht sechs Fug hoch bedeckt. Der Preis für Reis wird wahrscheinlich hinaufgehen bis zu einer Rupie für sechs *seer*. Zu Serajganj ist der Kanal mit Sand angefüllt.

„Die Sylhet-Station scheint mehr als irgend eine andere gelitten zu haben. All die Gerichtshäuser (*kutcherries*) und Gasthäuser (*bungalows*) sind niedergefallen, und viele Gefangene sind unter den Trümmern des Gefängnisses begraben."

Die vergeltende Hand Gottes.

Pred. H. F. Laflamme von Cocanada, Indien, sieht mit vielen andern die vergeltende Hand Gottes in dem Unglück, welches Bombay und Calcutta heimsuchte. In einem Briefe vom 29. Juni 1897 schreibt er: „Im Jahre 1894 verheerte der „schwarze Tod" die Stadt Hong-Kong, so daß ihre 211,000 Einwohner vor diesem schrecklichen Feinde erzitterten. Als ich Mitte Januar nach Bombay kam, fand ich die Stadt in einer Panik. Die Straßen waren verlassen, die Holzhöfe und andere Handelsplätze sahen so öde aus, die Bahnhöfe waren gedrängt voll, die Einwohner flohen vor der Plage, Tausende jeden Tag, ein Auszug, welcher bald die schöne Einwohnerzahl von 800,000 Seelen um die Hälfte verringerte, und von diesen gingen 15,000 ins Totenreich hinab."*)

*) Diese Zahlen sind viel zu niedrig. Herr Laflamme folgt wahrscheinlich den offiziellen wöchentlichen Todesverzeichnissen; aber die Unglaubwürdigkeit derselben ist auch offiziell anerkannt worden. Wahrscheinlich beträgt die Zahl derjenigen, die in Bombay an der Pest starben, wenigstens 20,000. Eine Schätzung des Auszuges von genauen Beobachtern stellt die Zahl ungefähr auf 600,000 oder drei Viertel der ganzen Stadt.

Dieses sind beides britische Städte, und stehen beide am Eingang zu einem der schwärzesten Wege außerhalb der Hölle. Hong-Kong ist einer der wichtigsten Handelshäfen im südlichen China, wenn nicht im östlichen Asien. Die wichtigsten Handelsartikel sind Opium (importiert), und Thee und Seide (exportiert). Man merke sich das Wort **„Opium“** und das beklammerte Wort „importiert“. Von wo wird es importiert?

Im Jahre 1840, drei Jahre nach der Krönung der Königin, wurde Lin-Tse-su, der Stadthalter von Hukwang, vom chinesischen Kaiser nach Canton, der Innenseite der Schwelle, wovon Hong-Kong die Außenseite ist, einer Stadt unter chinesischer Kontrolle, beordert, um daselbst, ausgerüstet mit Vollmachten wie noch nie eine Privatperson, dem Opiumhandel ein Ende zu machen. Es wurde damals in Canton berichtet, daß der Kaiser geweint habe, als er an all das Unheil dachte, welches durch das Opium in China angerichtet worden war. Dann sagte er zu Lin: „O weh! kann ich sterben und zu meinen kaiserlichen Vorfahren gehen, ehe diese schrecklichen Uebel entfernt sind?“ Nach dieser Audienz ging Lin nach Canton, sperrte all die englischen Händler in ihre Wohnhäuser ein, konfiszierte das Opium, das sie in China hineingeschmuggelt hatten und zerstörte 20,283 Kisten, im Werte von $11,000,000. Dann folgte der Opiumkrieg. England blieb Sieger, und das Opium wurde mit Gewalt in den chinesischen Hals hineingestopft.

Am 27. Mai 1896 zeigte Herr Benjamin Broomhall, in einer öffentlichen Versammlung in London, daß während den sechzig Jahren der Regierung der Königin die Ausfuhr von Opium aus Indien nach China Tag und Nacht jede Stunde tausend Pfund betragen hat.

Die Gesamteinkünfte von diesem Handel belaufen sich auf £254,000,000, in runden Zahlen. Jetzt ist die Stunde der Vergeltung gekommen. Hong-Kong ist der erste Packhof für China; Bombay ist eines der größten Handelsstädte für die Ausfuhr von Opium, Chinas Fluch. Von Hong-Kong springt die Pest nach Bombay, eine Strecke von 3000 Meilen, wie die Krähe fliegt, aber viel mehr, wenn man den Lauf der Handelsschiffe verfolgt. Der ungerechte Ertrag von vielen Jahren wird in wenigen Monaten verbraucht, diesen schrecklichen Feind, die Pest, zu bekämpfen und ihn von der Stadt abzuwehren.

Aber nicht nur aus Bombay wird das Opium ausgeführt. Auch Calcutta, ihre Nebenbuhlerin im Handel, und die Hauptstadt Indiens, trägt ein Beträchtliches bei zu diesem teuflischen Klumpen von tausend Pfund Opium für jede Stunde, Tag und Nacht, sechzig lange Jahre hindurch. Welch ein Strom gährender Fäulnis! Gott rechnet jetzt mit Calcutta. Am 12. Juni, spät am Nachmittag, sah Gott die Stadt der Paläste an, und die Erde erbebte. Psalm. 104, 32. In fünf Minuten lag Familieneigentum im Werte von 100 Laks in Trümmern. Aber hier hielt Gottes Hand noch nicht inne. Er schüttelte jene ganze Ecke von Indien, die an China grenzt, bis hinauf in Assam und den unteren Gerinnen des Brahmaputra.

„Irret euch nicht; Gott läßt sich nicht spotten: was der Mensch säet, das wird er auch ernten. Wer auf sein Fleisch säet, der wird von dem Fleisch das Verderben ernten." Was von dem einzelnen wahr ist, das ist von der Nation wahr. Indien hat in das hilflose China hineiugesät „tausend Pfund Opium für jede Stunde, Tag und Nacht, während den sechzig Jahren der Regierung der Königin." Dieses Jahr ist das

Jubeljahr, in welchem das ganze Reich frohlockt über den besten, tugendsamsten Regenten, den es je gehabt hat; aber Indiens Freude wird durch unzählige Thränen getrübt. Die Pest hat an ihrem Leben genagt in Bombay und Karachi; Hungersnot breitet über die nördlichen und die mittleren Provinzen das Leichentuch und unsägliche Not, und jetzt wird sie von einem Erdbeben aufgerüttelt an ihrer ganzen östlichen Grenze, wo ihr ungeheures Gebiet China berührt, das Land, dem sie, vor andern, unwiederbringlich geschadet hat. Sie wird heimgesucht von einer Katastrophe, die nicht ihresgleichen findet in der modernen Geschichte des Landes. Eisenbahnen werden aufgerissen, Städte dem Erdboden gleichgemacht, ganze Dörfer werden von Bergesabhängen herabgeschleudert, die Theegärten verlieren fünfzehn Millionen Pfund, und das ganze Gebiet, von einer vierhundert Meilen großen Ellipse umschrieben, mit Calcutta als sichtbarem Mittelpunkt — wenn auch nicht geographisch — wird von einem panischen Schrecken ergriffen.

In Calcutta begann die Reihe von Verdrehungen, Lügen und Meineiden, welche in Bombay vollendet wurde und den Bericht der Opiumkommission an die beiden Häuser des Parlaments für das Jahr 1895 bildete. Eine schändlichere Preisgebung der Wahrheit hat es wohl nie gegeben in der ganzen Geschichte der parlamentarischen Kommissionen. In diesem Jubeljahr hat Gott sich die zwei großen Hauptstädte ausersehen und seine strafende Hand schwer auf sie gelegt. Dieses sind die Ohren von Indien. Werden wir auf Gottes Stimme hören und achten? Haggai 2, 6—9.

Ein Unglücksregister.

Um dem Leser eine Idee zu geben, was für Unheil von diesem dritten und letzten Unglück angerichtet wurde, werde

ich solche reden lassen, die selbst Augenzeugen waren, oder doch gut bekannt sind mit den thatsächlichen Verhältnissen. Viele Berichte verdanke ich dem "*Englishman*", einem Tagesblatt von Calcutta, von großer Bedeutung und Popularität. Die Illustrationen in diesem Kapitel sind getreue Kopien von den Photographien, die ich aus Indien mitbrachte. Da kann der Leser einen Begriff bekommen von der Gewalt der Stöße, die solche Zerstörungen anrichten können.

Zerstörung in Bombay.

Ein Augenzeuge giebt einen sensationellen Bericht von dem Aussehen des Richthauses während des Erdbebens. Er schreibt: Ich war zur Zeit vorne auf dem Maidan und hatte eine gute Ansicht von dem Turm, der wenigstens vier Fuß hin und her schwankte. Ich meinte, er müßte jeden Augenblick herabstürzen, denn in der benachbarten Straße krachte das Mauerwerk schon. Aber der hohe, stattliche Turm, der vor allen hervorragt als Abzeichen Calcuttas, wenn man sich auf dem Fluß befindet, hielt Stand, und als der Stoß vorüber war, blieb der Turm stehen, etliche Zoll von seinem früheren Standpunkte verrückt. Etliche der Zinnen sind etwas verschoben worden, so daß sie nicht mehr in einer Linie mit dem Gesims stehen. Dies zeigt, daß die Baumeister, die vor ein oder zwei Jahren den Turm befestigten, für ihre Arbeit zu loben sind, denn sie hat eine schwere Probe bestanden. Die inneren Verandas des Hauptgebäudes und der Gerichtssäle sind auf Stellen beschädigt, aber doch nicht erheblich.

Die Bank von Bengalen hat gar nichts gelitten. Herr Aitkin, von der Firma Mackintosh & Burns, war bald dort und erklärte alles für sicher. Etliche der Gehilfen waren zu der Zeit in der Bank und schätzten den Stoß auf fünf Minuten. Herr Cruickshanks Beamten-

wohnung blieb auch frei; aber das Bureau von Sanderson & Co. litt etwas, indem ein Schirmdach von einem Fenster krachend herabfuhr. Die Königliche Börse erhielt einen schweren Stoß; zwei Thüren der Handelskammer sind zerbrochen, und ein Angestellter sagte unserm Berichterstatter, der Stoß habe, nach seiner Uhr, fünf Minuten gedauert.

Die St. Andreas-Kirche und die alte Missionskirche sind schwer beschädigt. Etwa vierzehn Fuß vom Turm der schottischen Kirche scheint gespalten, und nur von einem Drahtseil zusammengehalten zu werden. An der Ostseite des Gebäudes zeigt sich ein großer Spalt.

Das Kaiserliche Museum zeigt einen großen Spalt an der Nordseite des Haupteinganges. Der Riß ist in der Mitte des Bogens und geht eine Strecke in die Höhe an dem Säulengebälk. Die neuen Anbauten des Museums sind nicht beschädigt. In dem Kunstdepartement ist etliche tausend Rupien wert Töpferware u. s. w. zerbrochen.

Das Polizeiamt von Calcutta und das Leichenschauamt an der Lall-Bazargasse sind schwer beschädigt. In dem letzteren gab das Dach nach, und Herr Godfrey, ein Schreiber, der sich in dem Gebäude aufhielt, mußte schnell dasselbe verlassen.

Ray Buddree Dass Bahadur schickte gestern Abend eine telephonische Nachricht nach dem Lall-Bazar-Polizeiamt, daß die "*pucca*"-Gebäude, No. 69 Burtollahstraße, wahrscheinlich zusammenstürzen würden. Herr Paget, der Hilfskommissär, ging hin und, nach Besichtigung, ließ er die nötigen Schritte thun.

Der südliche Teil.

Der südliche Teil der Stadt hat wohl am meisten gelitten. In der Dhurrumtollahstraße gab es eine große Auf-

regung, als das Erdbeben anfing. Die europäischen und europäisch-asiatischen Einwohner verließen ihre Häuser und liefen auf die Straße vor Schreck; einige entfernten sogar ihr Hausgerät an einen sicheren Ort. Die neuerbaute Säulenhalle am Hause des Dr. Feldstein stürzte plötzlich herab mit einem fürchterlichen Krach, und der Doktor, der sich zu der Zeit im Hause befand, eilte mit seinem Hunde auf die Straße. Er war kaum draußen, als der Säulengang zusammenbrach, wodurch unter den Medizinflaschen in den Seitenzimmern viel Schaden angerichtet wurde. Die ganze Front des Hauses sieht aus, als ob sie weggerissen sei. Der Giebel über der Uhr am Turm der Kirche des Heiligen Herzens schwankte bedenklich; aber es ist scheinbar kein Schaden angerichtet.

Das Gebäude neben Lister & Co., Chemiker und Apotheker, hat hinten einen Anbau, der jetzt ziemlich herabhängt und zu jeder Zeit fallen kann. Die obere Etage, die an das Belattee-Gasthaus grenzt und von Moore & Co. inne gehabt wird, ist total zerstört. Zum Glück befand sich zur Zeit niemand darin; aber der Verlust an Möbel und anderm Hausgerät soll groß sein. Das große „Eastern"-Hotel ist gar nicht beschädigt; aber ein Fräulein erschrak so von dem Stoß, daß man sie ohnmächtig hinaustragen mußte. Das Eßzimmer des Hilfssekretärs, H. A. Phillips, der in No. 1 Britisch-Indienstraße wohnt, brach plötzlich zusammen. Frau Phillips und die andern Glieder der Familie hatten soeben in dem Zimmer Thee getrunken und waren gerade hinausgegangen, als es fiel.

Um die Ecke in derselben Straße wurden die Gebäude von Traill & Co. gänzlich zerstört. Die Front des Hau-

ses und ein Teil des Daches fielen mit einem fürchterlichen Krach. Nur wenige Mi :uten vorher hatte die Arbeit in dem Etablissement aufgehört und waren die Arbeiter nach Hause gegangen. Einer der europäischen Arbeiter, der in dem Hause wohnt, war in seinem Privatzimmer



Traill & Co., Calcutta.

und entkam nur mit Not. Das nächste Gebäude, die Offizin der "*Indian Daily News*", hat au:h schwer gelitten, da die Wände auf Stellen gehörig zerrissen sind.

Die Gebäude von Thacker, Spink & Co. sind ziemlich beschädigt, und das obere Stockwerk ist unbewohnbar. Das Gebäude, das von Boseck & Co., Juweliere, eingenommen wurde, dem Spenceschen Hotel gegenüber, hat schwer gelitten. Ein Teil des Daches hat gänzlich nachgegeben, und die Insassen des Hauses kamen nur mit Not davon. Das Spencesche Hotel wurde tüchtig gerüttelt,

und die Flucht der Gäste, in mehr oder weniger phantastischer Tracht, war ziemlich eilig. Das Gebäude zuckte, als ob es Krämpfe habe, und ein Haufen Schutt und zerrissene Wände sind Zeugen von der Gewalt des Stoßes.

Viele Gebäude auf Chowringhi tragen Spuren von dem, was sie durchgemacht haben. Am Ende der Dhurrumtollahstraße sind die Gebäude des "*Statesman*" sehr beschädigt. Der Klub von Bengalen und der United-Service-Klub haben nichts weiter davongetragen, als die gewöhnlichen zerrissenen Wände und die gefallenen Karniese. Herrn Ezras Haus sieht verfallen aus. Das Karnies und die Veranda sind auf die Straße gefallen. Des Bischofs Palast ist sehr zerrissen, und andere Gebäude haben ziemlichen Schaden erlitten.

Der Turm der Freien Kirche von Schottland an Wellesleystraße wurde ruiniert. Ungefähr fünfzehn Fuß von der Spitze brach er ab und fiel nach Westen in den Kirchhof, ohne jedoch jemand Schaden zuzufügen. Der südliche Teil der Calcutta = Freischule, wo die Knaben unterrichtet werden, wurde sehr geschüttelt, so daß die westliche Wand des mittleren Zimmers, welche mit der Säulenhalle in Verbindung steht, ziemlich beschädigt ist. Die Mädchenzimmer erlitten nichts von dem Stoß und die Mädchen sind alle sicher. Infolge der Katastrophe wurde das Knabendepartement sofort geschlossen und die Knaben nach Hause gesandt, eine Woche vor dem Beginn der Sommerferien. Das Ost- und das Westende des Gebäudes sind ganz in Ordnung.

In einem Hause an der Marktstraße, das von zwei alten Pensionären, Elloy und Gomes, eingenommen wurde, fiel

der ganze westliche Flügel in einen Haufen zusammen, und der erstgenannte Herr, der schon ziemlich alt war, mußte unter den Trümmern hervorgezogen werden. Die anderen Insassen entkamen alle auf wunderbarer Weise, und alle mußten vor Abend den Ort verlassen. Der Turm der Kilderpur-Kirche ist beschädigt worden, aber dem Gebäude ist kein Schaden zugefügt.

Die Hospitäler.

Das Medical College Hospital ist sehr beschädigt, und der Schrecken, von dem die Patienten ergriffen wurden, ist unbeschreiblich. Viele stürzten hinaus, aber etliche der Spitalleute blieben mit lobenswertem Mute bei den Patienten, die sich nicht bewegen konnten. Es war schon eine geraume Zeit nach dem Erdstoß, als man die erschrockenen Patienten wieder in ihre Betten zurückbringen konnte. Es gab große Risse in den Wänden und über dem gewölbten Thorweg. Die Abteilung des zweiten Chirurgen hat am meisten gelitten. An der südlichen Veranda des Hospitals sind die Säulen arg zugerichtet.

Das General-Hospital von Calcutta hat viel erlitten. Die beiden Ende des Gebäudes sind sehr beschädigt, und die Mittelhalle, welche für europäische Patienten abgesondert war, ist in einem schlimmen Zustande. Die Patienten sind aus der Halle nach einem andern Quartier entfernt worden. Ein europäischer Patient, Namens Clive, dem Berufe nach ein Schauspieler, kam mit genauer Not davon. Er lag zur Zeit bewußtlos in einem besonderen Saal, als sein Diener sah, daß die Wände krachten. Dieser hob schnell seinen Herrn aus dem Bett, und gerade als sie hinauskamen, fielen die Wände ein.

Der nördliche Teil.

Eine Anzahl Häuser in dem nördlichen Teil wurden mehr oder weniger beschädigt. Wände krachten, und Mörtel fiel herab. In der Amherststraße fiel ein zweistöckiges Haus auf eine Ziegelhütte und tötete 2 Personen. Die übrigen Insassen entrannen. In einem Hause, das als Fouzdaree Balakhana bekannt ist, am Chitpur-Weg, wurden zwei Männer verwundet durch das Fallen einer Wand. Sie wurden nach dem Medical College Hospital gebracht. Ein *Oorjah* wurde bei No. 3 China-Bazar durch fallende Ziegel verwundet, während er den Federfächer zog. Von der jüdischen Synagoge an der Pollockstraße fiel ein Stück des Turmes herab, und das Innere des Gebäudes wurde ziemlich beschädigt. Der Turm der jüdischen Synagoge an der Canningstraße ist in einer gefährlichen Lage, da ein Teil des Gebäudes zusammengestürzt ist.

Bei No. 84, am unteren Chitpur-Wege, wurde ein Mann verwundet durch das Fallen einer Veranda, und bei No. 56, am oberen Chitpur-Wege, eine Frau. Eine andere Frau erlitt Verletzungen bei No. 36 Munchi Sudduruddins-Gasse, durch das Fallen eines Teiles einer Säulenhalle. An der Cornwallis- und an der Beadonstraße wurde kein bedenklicher Schaden angerichtet.

Ein zertrümmertes Heim zu Ballyganj.

Etliche Häuser an dem „Runden Wege" sind sehr beschädigt, und wenigstens drei sind seither unbewohnbar gewesen. Ein Korrespondent beschreibt den Stoß, wie er ihn hier in der Vorstadt spürte, mit folgenden Worten: Er war soeben bei einem der Häuser angefahren, und stand auf dem Rasenplatz vor dem Hause, und sprach mit der Herrin. Plötzlich fühlte

er unter seinen Füßen eine Bewegung, als stehe er auf dem Verdeck eines stampfenden Dampfschiffes. Diese seltsame Empfindung stieg ihm mit Blitzesschnelle in den Kopf, so daß er wie ein Betrunkener fühlte. Mit fragenden Blicken sahen sich beide verwundert an. Dann that die Erde einen Ruck, als wenn ein Schiff anstößt, und beide wußten, daß es ein Erdbeben sei. Die Frau that einen gellenden Schrei, um ihre Kinder aus dem Hause zu rufen. Zu gleicher Zeit sah man, wie sich das Haus wiegte und eine Masse Mörtel von den Wänden herabfiel. Als die Schwingungen der Erde anhielten, stürzte, zur großen Erleichterung aller, einer der Träger mit einem Kinde heraus, und ihm folgte der Hausherr mit den beiden jüngeren Kindern, und das Dienstpersonal. Alle Angesichter waren jetzt bleich, und als man fühlte, daß es wieder einen Stoß geben würde, fürchtete man allgemein, daß das Haus wohl nicht noch einen Stoß aushalten würde. Die Mutter mit ihren sie umringenden Kindern bildete eine ergreifende Scene in diesem Augenblick des Schreckens, die sich wohl auf vielen Stellen in und um Calcutta wiederholt hat. Allmählich wurde das Dröhnen stärker, bis es endlich solch einen Ruck gab, daß es wirklich schwierig war, aufrecht zu stehen. Der zweite Stoß war bei weitem der schlimmste. Wenigstens anderthalb Minuten schaukelte das Haus hin und her, Mörtel und Ziegeln fielen nach allen Richtungen und inwendig hörte man, wie das Möbel und die Schmucksachen zerbrachen.

Dieses Haus samt vielen andern — denn ein flüchtiger Blick zeigte uns viele ähnliche — schwankte hin und her und noch ein leiser Stoß hätte es zusammengebrochen. Endlich hörten die Erdschwingungen auf und mit fremdklingenden Stimmen beglückwünschte man einander, daß

man mit dem Leben davongekommen war. Dann kam die Frage, wie es von innen aussehen würde. Bald gingen sie wieder hinein; aber dort zeigte sich eine solche Scene der Verwüstung, daß sie in neue Klagen ausbrachen. Chaos herrschte mehr oder minder in jedem Zimmer, und das Kinderzimmer war ganz verwüstet. Wären die Kinder nicht noch gerade zu rechter Zeit entfernt worden, so hätte, menschlich gesprochen, nichts ihren Tod verhindern können. In allen Stuben war der Boden mit Mörtel, Balken und Ziegelstaub bedeckt; überall zerstreut lagen Schmucksachen, Gemälde und Spielzeug; schwere Möbelstücke waren weit weggeschleudert worden. Es ist kaum nötig, noch hinzuzufügen, daß das Haus jetzt unbrauchbar ist. Einer aus der Familie erzählte später, er habe eben auf dem Klavier gespielt, als der erste Stoß kam, und daß es ihm eine neue und keineswegs angenehme Empfindung war, als das Instrument sich plötzlich achtzehn Zoll bewegte und er daraufgeworfen wurde. Obgleich dies nur ein einziger Fall ist, so kann er doch als Muster für viele andere dienen.

Berichteter Verlust an Menschenleben.

Bis zu einer späten Stunde waren nur acht Todesfälle berichtet — fünf an der Amherststraße, einer im Burra-Bazar und zwei in Watganj. Diese waren alle Eingeborne, und, ausgenommen nach dem Bericht von Howrah, wurden keine Europäer getötet. Zwölf Eingeborne sind verwundet und es wird befürchtet, daß manche Fälle erst später werden berichtet werden. Es giebt Gerüchte von Todesfällen an dem Harrison-Wege; aber diese sind noch nicht beglaubigt.

Auf der Staatseisenbahn von Ostbengalen.

Das Erdbeben wurde bei vielen Stationen der Staats-eisenbahnen von Ostbengalen gespürt. Zu Kaunia wurde der Stoß um 4:24 nachmittags (Bahnzeit) gefühlt. Die Erde that sich an manchen Oertern auf und große Massen von Sand und Wasser kamen hervor. Der Schaden an Menschenleben und Eigentum ist noch nicht bekannt.

Ein Telegramm meldet das Einstürzen einer Eisenbahnbrücke zwischen Rajbari und Goalundo.

Die Ostindische Eisenbahn.

Die Behörde der Ostindischen Eisenbahn ist mit Telegrammen überhäuft, welche einen erheblichen Schaden auf den Stationen dieser Bahn berichten. Die Howrah-Station selbst hat wenig Schaden erlitten. Die Abgangsplattform ist, dem Anscheine nach, unberührt geblieben; aber die Ankunftsplattform, die auf einer Seite von massiven Säulen gestützt war, hat gelitten. Der Schaden ist jedoch gering und kann bald wieder gutgemacht werden.

Der Schaden zu Howrah.

Zu Howrah sind viele Häuser der Eingebornen beschädigt worden; aber sie waren beinahe alle leer wegen dem Mohurrumfest. Nach Gewohnheit beginnt dieses zwei Uhr nachmittags und schließt um zehn Uhr abends. All die alten zwei- und dreistöckigen Häuser sind schwer beschädigt, beinahe ohne Ausnahme. Die meisten dieser Gebäude waren von Europäern bewohnt, die jetzt große Mühe gehabt haben, andere Quartiere zu finden. Die römisch-katholische Kirche auf dem Cullen-Platz und die St. Thomas-Kirche auf dem Maidan sind übel zugerichtet. Die erstere ist so zerrissen, daß es gefährlich ist, hineinzugehen.

Ein großes, zweistöckiges Gebäude, das Eigentum von Herrn C. N. Banerji, des Hilfsmagistrats, ist vollständig zerstört. Das St. Agnes-Kloster, ein zweistöckiges Gebäude an der Königsstraße, hatte ein ähnliches Schicksal. Das Haus des Herrn Jewell, Hilfseisenbahnbetriebsinspektor zu No. 42 am Howrah-Weg, und ein benachbartes Haus sind in einem gefährlichen Zustande. Das Haus des Herrn Dufhill, Bahnhofsverwalter zu Howrah an der Hauptbahnlinie, ist sozusagen zusammengefallen. Der palastähnliche Wohnsitz des Kumar Rameswar Malia zu No. 6 Cullen-Platz ist gänzlich demoliert. Zwei Häuser des stellvertretenden Vorsitzers des Stadtrates von Howrah, Babu Hurry Mohun Bose, sind unbewohnbar geworden. Das Richthaus von Howrah ist gefährlich zerrissen.

Oeffentliche Danksagungen.

Am Sonntag war die Kathedrale ziemlich voll, obgleich viele nervös waren wegen dem schwankenden Turme. Morgens und abends wurden die Versammlungen aufgefordert, Gott besonders für ihre Rettung zu danken, und am Abend nach der Predigt erwähnte der Prediger das Unglück kurz und deutete an, daß solch eine Heimsuchung Gottes und die Errettung von solcher Gefahr uns zum Nachdenken, zum Danken und zu festeren Vorsätzen, ein frommes und selbstloses Leben zu führen, bewegen sollte.

In der St. Andreas-Kirche, die so sehr beschädigt war, wie irgend eine Kirche in der Stadt, herrscht eine Sitte, jeden Sonntag Morgen früh, auf der hinteren Veranda den armen Europäern und Halbeuropäern ein freies Frühstück zu geben. Nach dem Mahl versammeln sich die Leute in einer Halle auf dem Boden und halten

eine kurze Andacht ab. An diesem Sonntag war die gewöhnliche Anzahl zugegen; aber als man wie gewöhnlich nach der Halle ging, entfernten die Kirchendiener die Bänke von der Südost-Ecke des Zimmers, wo das Mauerwerk durchbrochen war und rieten den Leuten, von der Ecke wegzubleiben.

In den meisten Kirchen der Sektierer in Calcutta wurde für die Erhaltung des Lebens gedankt. In der Methodistenkirche an der Dhurrumtollahstraße machte der Prediger eine Pause während des Gottesdienstes, und die Versammlung sang zweimal den bekannten Lobgesang.

Ein sensationeller Sprung.

In dem offiziellen Centraltelegraphenbureau von Calcutta gab es große Aufregung als man den Stoß spürte. Das ganze Telegraphenbeamtenpersonal stürzte jäh hinaus. Sie sprangen aus dem Zimmer und eilten die Treppe hinunter auf die Gasse. Der Soldat Norris, Signalgeber der königlichen Munster-Füseliere, sprang in der Eile durchs Fenster, anstatt durch die Thür. Zum Glück war die Säulenhalle, von Octavius, Steel & Co., nahebei, und hier sprang er hinauf; er konnte sich jedoch nicht halten, taumelte und fiel zur Erde, eine Strecke von fünfzehn Fuß, und erhielt bedenkliche Verletzungen.

Ein heftiger Erdstoß wurde gespürt zu Buxar um 4 Uhr 20 Min. (Bahnzeit), Samstag den 12. Juni. Es scheint drei oder vier Minuten gedauert zu haben. Kein Schaden wurde angerichtet, ausgenommen der Fall des Dienerlokals im Bazar. Etliche große Spalten in der Erde sind bemerkt worden; eine auf dem Hofe bei dem Hause des Gefängniswärters ist 100 Yards lang und hat einen mit Pukka ge-

pflasterten Ballhof zerstört. Man sagt, es sind zwanzig Jahre, seit man in Buxar ein Erdbeben gespürt hat.

Am Ende des heutigen Wettertelegramms von Simla steht folgende Bemerkung: Von Assam und Nordbengalen sind keine Berichte eingegangen, denn dort befindet sich wahrscheinlich das Centrum des Erdbebens, das sich westlich von Bombay und Simla erstreckt hat. Die Zeit der Katastrophe war um 4 Uhr 45 Min. (Bahnzeit).

Wirkung des Regens auf die beschädigten Gebäude.

Wie man vorher vermutete, haben die Regengüsse, die auf den Erdstoß folgten, die Spalten und Risse in den Häusern in Calcutta ziemlich vergrößert, und es würde gar kein Wunder sein, wenn diese in kurzer Zeit nicht mehr stehen würden, wo sie jetzt stehen. Ein Beispiel hiervon gab es gestern, als das Gebäude, welches als das Altkirchen-Pfarrheim für Mädchen bekannt ist, und das Leichenschauamt, an der Bow-Bazar-Straße, teilweise zusammenfielen. Das Geräusch, das von dem Bersten der Wände und dem Fallen des Mörtels verursacht wurde, jagte den Kindern einen ziemlichen Schreck ein, und alle liefen nach der Straße. Eine große Menge Zuschauer versammelte sich an der Stelle, und Inspektor Frizoni, der auch hinkam, warnte die Lehrer vor einem etwaigen Versuch, wieder hineinzugehen. Also wurden die Tagesschüler nach Hause gesandt, während die Kostgänger, welche meistens Waisen waren, nach den Altkirchen-Missionszimmern gesandt wurden, wo sie einstweilen verbleiben sollen.

Gestern, um 3 Uhr 3 Minuten nachmittags, fiel die ganze Front eines zweistöckigen Gebäudes, an der Ecke der Canningstraße, an dem Wege nach dem Hafen, ehe man es sich versah, und da an dem Orte der Handel sehr rege ist, ist

es ein Wunder, daß niemand verletzt wurde. Die fallenden Trümmer rissen eine Anzahl kleiner Kaufläden mit sich, die schon einige Jahre einen gewinnreichen Handel mit einheimischen Konditorsachen, gerösteten Kichererbsen, Betelnüssen und Sodawasser getrieben hatten. Die erschrockenen Verkäufer flohen allzumal, ohne sich einmal umzusehen, was aus ihrer Ware geworden sei.

Der südliche Teil.

Das Bureau des offiziellen meteorologischen Berichterstatters von Bengalen, an der Russellstraße, ist sehr stark beschädigt. Die obere Etage des Gebäudes ist teilweise zertrümmert, besonders die Wände des südlichen Zimmers und die Veranda. Herrn Littles Schlafzimmer ist in einem gefährlichen Zustande; die Wände sind geplatzt, und große Massen von Ziegeln und Mörtel sind herabgefallen, zum großen Schaden des Möbels und anderer Hausgeräte. Das nächste Zimmer nach Westen ist eine Masse Trümmer und muß neu gebaut werden. Im Boden der Veranda sind Spalten bis drei Zoll breit, und der Säulengang an der Nordseite sieht aus, als ob er zusammenfallen könnte. Herr Little hat sein Quartier verändern müssen. Zum Glück waren seine Frau und Kinder den Tag vorher nach Hause gegangen; denn sie hatten das Schlafzimmer inne gehabt, das so stark beschädigt ist. Herr Little ist einer derjenigen, der den Stoß nicht gespürt hat, denn er machte jenen Abend einen Spazierritt. Das Gebäude gehört dem Herrn Ezra.

Frau Walters Kosthaus zu No. 9 Russellstraße, ist gänzlich zertrümmert und muß niedergerissen und neugebaut werden. Einige Herren und Damen logierten zur Zeit dort, und ein gewisser Herr Bent und seine Frau kamen nur mit genauer Not davon. Sie bewohnten ein nördliches Zimmer,

welches an eine Halle grenzte, die mit großer Gewalt zusammenbrach. Herr und Frau Bent eilten nach unten, und einige Sekunden später stürzte auch ihr Zimmer ein. Die Kostgänger haben viel Eigentum verloren durch das Einfallen



Die Russelstraße in Calcutta.

der Wände, und der Platz ist jetzt verlassen. Der ganze hintere Teil ist zusammengefallen.

No. 32 Chowringi ist arg aufgerüttelt worden. Herr und Frau Daniel waren nach Simla gereist, aber die Herren Westall und Brown, die sich im zweiten Stockwerk befanden,

kamen nur mit genauer Not davon. Sie waren gerade fertig auszugehen, als sie sahen, daß die Wände ihres Ankleidezimmers sich bewegten. Sie stürzten schnell hinaus. Nach dem Stoß fand man, daß der Ort unbewohnbar war.

Schaden in den Theegärten.

Aus dem "*Englishman*", 15. Juni 1897.

Nachfrage, die gestern bei den hervorragendsten Theegärtenagenturen in Calcutta angestellt wurde, offenbart die Thatsache, daß dem Gartengut in Assam, Cachar und den Duars ziemlich viel Schaden zugefügt worden ist. In Sylhet ist der Schaden an Gärten, Maschinenhäusern und Fabriken allgemein und groß. Der Balasera-Theegarten hat am meisten gelitten, und soll gänzlich verwüstet sein. In Cachar sind zwei "*bungalows*" in dem Doloo-Garten und das Fabrikgebäude ganz eingestürzt. Das vom "*pucca*" gebaute "*bungalow*" auf dem Nagaisuree Theegut in den Duars ist demoliert.

Telegraphische Nachrichten, die Herr Little, der meteorologische Berichterstatter für Bengalen, erhalten hat, zeigen, daß das Erdbeben in Assam sehr heftig gewesen. Telegramme von Salona berichten, daß etliche Ziegelgebäude und "*bungalows*" umgefallen sind, und daß die Zerstörung wohl in ihrer Art in dieser Gegend die erste ist.

Zu Serajganj war der Stoß fürchterlich. Die Richthäuser des Munsiff sind teilweise zertrümmert. Die Windfahne ist samt ihrer Stange herabgestürzt. Der Windmesser bleibt fest, ist aber unzugänglich. Das Erdbeben geschah 5 Uhr 13 Minuten nachmittags und brachte den Maximum-Thermometer in Unordnung, so daß er nur 80 Sekunden registrierte und daher als unzuverlässig

betrachtet wurde. Die Stöße wurden noch am Sonntag hie und da gespürt.

Von Bogra wird gemeldet, daß das meteorologische Bureau sehr beschädigt ist. Der Windmesser ist zerstört, der Barometer ist gefallen, und der Thermometer ist von dem Stoß außer Ordnung.

An der Assam-Bengal-Eisenbahn.—Eine That Gottes.

Comilla, 13. Juni.—„Eine That Gottes geschah hier gestern nachmittag," telegraphierte der Bahnhofwärter, in seiner naiv-bündigen Weise. Ein paar mehr solcher „Thaten", und die Assam-Bengal-Eisenbahn, die nur vor einigen Monaten bis zur Würde eines Passagierzuges zwischen Chandpur und Karimganj avanciert ist, würde gleich in ihren ersten Glanztagen vernichtet worden sein. Hierherum kennt jedermann die Assam-Bengal-Eisenbahn. — Ich spreche nicht nur von Comilla, wo ich augenblicklich schreibe — und wir lieben sie alle, und lachen über ihre Excentricitäten, wie zärtliche Eltern über ihr verzogenes Lieblingskind. Wie lächelten wir nicht, wenn der winzige Zug durch die „Fari" bei Schamschernagar hinaufkrabbelte, und wer war nicht besorgt darum, wenn er die Hindernisse im Wege zu groß fand, und sich gemütlich auf die Seite legte, um ein Schläfchen zu halten, bis man die nötigen Reparaturen gemacht hatte! Und was für ein Vergnügen gab es dann, als zu Srimangal die Lokomotive auf einer abschüssigen Bahn dahinsauste und gar nicht wußte, daß sie ihre Ergänzung weit dahintengelassen hatte! Ich sage, wir sind alle bekannt mit diesen liebenswürdigen, kleinen Schwachheiten der Assam-Bengal-Eisenbahnlinie, darum wachte ich mit einem nachsichtigen Lächeln nahe bei Schaistaganj von meinem Schläfchen

auf, letzten Sonnabend Nachmittag, als ich auf dem Zug von der Hauptstation kam. Ich wurde gewahr, daß wir in eine Schlucht hinabfuhren, als befänden wir uns auf einer Gebirgsbahn. Dann folgten allerlei unangenehme Stöße, und endlich kam mit einem schrecklichen Aechzen und Knarren der Zug zum Stillstand.

„Was für eine komische, kleine Bahn ist dies doch!“ sagte ich zum hundertsten Mal an dem Tage, als ich einem reisenden Beamten des Handelsdepartements mit einem kühnen Sprung durchs Coupefenster nachfolgte, und sah, daß er das Komische der Situation ebensoviel schätzte als ich. Wir gingen der Bahn entlang und fanden daß die Lokomotive und etliche Coupes gänzlich entgleist waren, während hinter uns der Weg aufgewühlt war, wie ein neugepflügtes Feld. „Ich gratuliere,“ sagte ich. „Das war eine famose Idee. Wie kamen Sie darauf?“ „Welche Idee?“ fragte der Beamte. „Nun, den Zug außerhalb des Geleises laufen zu lassen!“ sagte ich mit Enthusiasmus. „Keine andere Linie würde das so bald nach ihrer Entstehung gewagt haben.“ „Wissen Sie denn nicht, was die Ursache hiervon ist?“ fragte der Beamte ziemlich ernst. Da sah ich, daß ich einen Fehler gemacht hatte; aber ich wollte es noch nicht zugeben. „Spaß, nach meiner Ansicht,“ sagte ich leichthin. „Nein, gewiß nicht,“ war die Antwort, „das war ein Erdbeben.“ „Ein Erdbeben!“ sagte ich ungläubig. Der Beamte wies auf die Erde am Wege, die wirklich aufgerissen und voller Spalten war; aber ich wollte ihm noch nicht glauben, bis daß er mir ein Telegramm vom Bahnhofsinspektor zeigte, der ein „schreckliches Erdbeben meldete“. Jetzt war ich vorbereitet für das, was folgte. Bald brachte der Beamte ein ganzes Bündel

beredter Berichte vom Telegraphisten von Calcutta und anderen Stationen zum Vorschein, und alle schienen in Blitz und Finsternis getaucht. Dann sagte ich mit etwas Entrüstung: „Also ist dieses nicht ein Teil der Komödie?" „Sie werden wohl kaum so denken", war die ernste Antwort, „wenn ich Ihnen sage, daß wir hier wahrscheinlich die ganze Nacht zubringen werden müssen." Und so war es auch beinahe. Wir entfernten ein paar hundert Kisten Thee von einem der Waggons, um den Wagen über den Erdwall zu werfen. Bald war der Zug wieder fertig, langsam und behutsam weiter zu fahren. Wegen den tiefen Spalten in der Erde mußte er noch öfters anhalten; aber um 2 Uhr morgens kamen wir in Mantollah an, wo der Weg ganz versperrt war. Hier übernachteten wir; aber früh morgens, nach einer kurzen Beratschlagung mit den Beamten (der Hilfsingenieur war auf einer Straßenbahn von Schaistaganj angekommen), beschloß man, die europäischen Passagiere per Straßenbahn nach Akhaura zu befördern und die Eingebornen zu einem kleinen Spaziergang nach selbiger Station aufzumuntern. So fuhren wir auf der Straßenbahn und merkten uns unterwegs die Zerstörung, die an Häusern und Brücken angerichtet war. Der Stoicismus des Hilfsingenieurs interessierte mich. An einer Station wurde ihm ein Telegramm überreicht, das ihm die Zerstörung seines "*bungalows*" meldete. „Unnützes Ding!" sagte er mit einer beleidigten Miene, „es hat schon oft im Sturm nachgegeben; aber dies ist das erste Mal, daß es in einem Erdbeben mir solch einen Streich gespielt hat." Auf Mittag kamen wir in Akhaura an, also ungefähr zwanzig Stunden nach der festgesetzten Zeit. — Korr. "*Englishman*", Calcutta.

Einige der Nebengebäude des Cossimbazar Rajbari (Maharani Sornomoyes) wurden zerstört, und ein Todesfall wird gemeldet. Die Maharani und ihre Familie sind wohlerhalten. Babu Aschutosch Roys Haus wurde stark beschädigt, und zwei Diener getötet. So zertrümmert, wie die Stadt aussieht, ist es ein Wunder, daß es nicht mehr Todesfälle gegeben hat. Telegraphischer Verkehr hat aufgehört, so daß man nicht erfahren kann, wie es den benachbarten Städten ergangen ist. Es wird berichtet, daß in Azimganj, wo die großen Jainschen Bankiers wohnen, beinahe jedes Haus zertrümmert ist und acht Leichen gefunden worden sind. Die Imambara zu Murschidabad ist zerstört, und dem Palast ist großer Schaden zugefügt. Herr Keoghs Fabrik zu Sujapur ist teilweise zerstört.

Der Nawab entkommt mit knapper Not.

Weitere Stöße wurden am Sonntag zu Berhamper gespürt, aber sie richteten keinen Schaden an. Nähere Einzelheiten von dem Erdstoß zu Murschidabad zeigen, daß jedes Haus im Bazar zertrümmert und mehrere Personen getötet wurden. Der Nawab Bahadur entkam nur mit genauer Not, da das Zimmer, in welchem er saß, ganz zusammenfiel, als er die Thür erreicht hatte. Sein Entkommen ist desto merkwürdiger, da er ganz gelähmt ist, und nur im letzten Augenblick noch hinausgetragen wurde.

Es ist ziemlich sicher, daß das Erdbeben die Hungersliste steigern wird.

Philosophische Elefanten.

Nord-Bhagalpur.—Ein heftiger Erdstoß ging über diese Gegend um 4 Uhr 50 Min. nachmittags. Er wurde gespürt in Madhipura, Lotona, Pipra Bazar, Dumaria, Diwanganj, Partabganj, Poaluwa und Darbhanga, über einen großen

Flächenraum. Es verursachte große Aufregung in den Bazaren und störte die Mohurrum-Zeremonien. Ueberall stürzten Leute aus den Häusern, um sich zu retten. „Pucca“-Gebäude schwankten bis neun Zoll. Zwei sind eingestürzt, und viele andere gesprungen und zerrissen. Viele Leute fielen in Ohnmacht, und zwei starben in Partabganj an den Folgen. Zwei Elefanten im Pipra-Bazar setzten sich nieder.

Schaden an den Eisenbahnen.

Der fungierende Verwalter der Staatseisenbahn von Ostbengalen giebt folgende Details in Bezug auf den Schaden an den Eisenbahnen an:

Auf der östlichen, südlichen und Budge-Budge-Abteilung sind die Brücken und der Eisenbahnoberbau so ziemlich unbeschädigt, ausgenommen die Brücke zu Panchooria, die für Züge gefährlich sein soll. Aber die Bahnhöfe und Nebengebäude haben ziemlich gelitten, da die Dauer und Heftigkeit des Stoßes in diesen Gegenden ungefähr so waren, wie in Calcutta.

Auf der nördlichen Abteilung von Sara nach Atrai wurde der Eisenbahnoberbau und der Erdwall nicht besonders beschädigt; aber drei Brücken über die Burral, Baraloe und Atrai Flüsse sollen für Züge unsicher sein.

Von Atrai, in der 39. Meile, bis nach Saidpur, ist das Bahnbett entweder gesunken oder gestiegen, und viele Schienen sind aus der Linie geschoben. Zu Nilphamari, in der 132. Meile, soll der Bahnhof und das Geleise auf beiden Seiten zerstört sein.

Nicht einmal Straßenbahnverkehr.

Auf dem übrigen Teil bis hinauf nach Siliguri wurde der meiste Schaden angerichtet zwischen der 154. Meile bei

Chilhati und der 165. bei Manda Ghat. Nähere Einzelheiten sind nicht eingegangen, aber man nimmt an, daß der Oberbau, der Erdwall, die Brücken und Bahnhöfe alle von dem Erdbeben am 12. d. M. und den weiteren Stößen bis am 14. so zugerichtet worden sind, daß nicht einmal der Straßenbahnverkehr wird aufrecht erhalten werden können, bis daß nach geraumer Zeit die Reparaturen gemacht worden sind.

Auf der Behar-Abteilung wurde das Geleise bei Katihar durch Risse in dem Erdwall zerstört, aber der Schaden ist nicht so groß, wie auf der nördlichen Abteilung. Der Verkehr zwischen der Behar- und den nördlichen Abteilungen ist einstweilen wegen der Zerstörung der Brücken zwischen Dinagepur und Parbatipur abgeschnitten. Die Brücke über den Atrai wird besonders als unsicher bezeichnet. Am 14. wurde der Straßenbahnverkehr über die Brücke wieder hergestellt.

Auf der Dacca-Abteilung.

Züge gingen nach dem Erdbeben zwischen Narayanganj und Dacca. Zwei Tage später wurde die Linie bis nach Gafergaon geöffnet, und man erwartet, daß sie in zwei oder drei Tagen bis Balipara für den Verkehr fertig sein wird. Von Balipara bis Mymensing ist der Bahndamm gefallen und zerrissen, und die Schienen sind so verbogen, daß ungefähr sechs Meilen weit die Bahn neugebaut werden muß.

Oestlich von Parbatipur.

Die Bahn durch Rungpur nach Kaunia soll ganz unsicher sein für Züge, und dieselben Berichte kommen von der schmalen Bahn, die nach Yatrapur und Kuch Behar läuft. Die Berichte von allen Stationen an dieser Bahn melden von Spalten auf und an der Bahn, woraus Sand und Wasser hervorquoll und die Schienen bedeckte. Das Spalten und

Sinken der Erde haben eine Verrückung des Oberbaus verursacht, da viele Schienen gebogen und zerbrochen sind.

Am Sonnabend wurde Serajganj von einem heftigen Erdbeben heimgesucht, das viel Schaden an der Station anrichtete. Obgleich das Wetter dumpfig und schwül war, hatte es doch keine Andeutung von einer solchen Störung gegeben, und gegen Abend wurde es so kühl, wie es schon etliche Tage nicht gewesen war, und in der Mittagsstunde war etwas Regen gefallen. Kurz nach 5 Uhr hörte man ein dumpfes Dröhnen, wie eines starken Nordwindes, worauf sofort ein heftiger und anhaltender Erdstoß folgte, der viertehalb Minuten dauerte. Schwächere Stöße gab es noch eine geraume Zeit. Die Erde hob sich, wie ein Schiff auf dem Wasser, und Gehen war unmöglich. Sobald die ersten Stöße vorüber waren, öffnete sich die Erde überall und Massen von schwarzem Schlamm quollen hervor. Dieses wirkte schreckenerregend auf die Zuschauer. Stöße von größerer oder minderer Heftigkeit hielten an bis heute morgen (den 16.).

Der Schaden, der hier angerichtet ist, ist unermeßlich. Die Spinnerei der Jute-Compagnie von Serajganj ist sehr beschädigt. Ein Viertel des Schornsteins ist auf das Gebäude gefallen, und die Wände sind an manchen Stellen ziemlich eingesunken. Das ganze Gebäude wird wahrscheinlich neu erbaut werden müssen. Die "*bungalows*" des Verwalters und seines Gehilfen sind stark beschädigt, und all die europäischen Arbeiter der Gesellschaft wohnen jetzt in Zelten. Das Haus des Unteroffiziers ist so zertrümmert, daß es nur noch von den Eisenstangen etwas zusammengehalten wird. Das Telegraphenamt, das daneben stand, scheint jedoch wenig Schaden erlitten zu

haben. Das Postamt ist ganz eingestürzt, und die Richtshäuser des Munsiff sind auch beschädigt. Das "*bungalow*" des Verwalters von Landale & Clark ist in Trümmern, und das "*bungalow*" der Herren Mactavish wurde sehr aufgerüttelt. Die Wege haben hier sehr gelitten. Auf vielen Stellen sieht man große, tiefe Risse, besonders bei der Station. Das Fahren ist beinahe eine Unmöglichkeit, da die Wege auf Stellen sechs bis zehn Zoll eingesunken sind.

In dem Viertel, wo die Eingebornen wohnen, ist beinahe ein jedes der "*pucca*"-Gebäude beschädigt. Ein großes "*kotee*" des eingebornen Bankiers Babu Neem Chand ist eingestürzt und hat dabei zwei Personen getötet. Nachrichten vom Lande melden, daß in manchen Dörfern viel Schaden durch das Einsinken der Erde angerichtet worden ist, aber keine Todesfälle werden berichtet. Wasserbehälter sind auf etlichen Stellen eingesunken, während bei anderen der Boden aufgehoben zu sein scheint. Beinahe alle "*pucca*"-Brunnen sind zerbrochen und mit Schlamm angefüllt. Dieses Erdbeben ist das heftigste, dessen die ältesten Einwohner sich erinnern können.

Bericht von Darjeeling (14. Juni).

Solch eine unterdrückte Aufregung herrscht in Darjeeling. Telegramme und Gerüchte fliegen hin und her. Da man nichts Genaues weiß, stellt man sich das Schlimmste vor. Ganze Haufen Volks sind nach der Ebene hinuntergeeilt; viele haben jedoch zurückkehren müssen, da sie ausfanden, daß sie in den nächsten vier oder fünf Tagen doch nicht weiter als bis nach Siliguri kommen konnten. Ein Entfliehen ist also nicht möglich;

der Postverkehr hat auch aufgehört. So viele Telegramme werden dem Absender aufgedrängt, daß er sie gar nicht alle annehmen kann. Seit dem großen Erdbeben Sonnabend Nachmittag haben wir bis jetzt (Montag Abend) noch immer Stöße gefühlt, als ob unsere Muttererde nicht so schnell sich wieder beruhigen konnte, als sie einmal ihre Autorität geltend gemacht hatte. Ja, das war ein schrecklicher Sonnabend Abend. Der große Stoß dauerte drei Minuten; aber das waren die längsten drei Minuten, die man sich denken kann. Wir saßen alle still im Gesellschaftszimmer nach dem Vesperbrot, als das Gepolter der Fenster, und das Schwanken und Zittern des Hauses und der Möbel und Schmucksachen in demselben etwas Außergewöhnliches andeuteten.

„Es ist ein Erdbeben! ein Erdbeben!“ schrien wir. Ganz bestürzt eilten wir hinunter in den Garten und trafen unterwegs auf andere, welche die Treppe hinab eilten. Indessen schaukelte das Haus, wie ein Schiff auf der See, und die Erde hob sich und sank wieder. Im Garten standen wir, und hielten uns am Zaun, und schauten zu, wie die Schornsteine herabfielen. Vom Bazar, wo das Volk sich für den großen Sonntagsmarkt versammelt hatte, stieg ein großer Schrei auf. Nicht weit davon hielten wilde, tanzende Mohammedaner ihre Mohurrumsprozession. Alles sah auch geeignet dazu aus. Es währte eine geraume Zeit, bis wir ausfindig machen konnten, wie viel Schaden angerichtet wurde. Einer schrie: „Sieh' mal! Woodlands Schornsteine sind umgestürzt!“ und ein anderer: „O, O! Schau nur nach Craigmount!“ Dann kam die Nachricht, daß das Annandale-Haus eingestürzt sei. Dieses bewahrheitete sich bald,

denn die Insassen desselben kamen und suchten Obdach bei uns. Collinridge, der prächtige Wohnsitz des Maharaja von Kuch Behar, war unbewohnbar. Wir wurden aufgefordert, für den ganzen Haushalt Telegramme an Freunde auf der Ebene abzusenden. Auf dem Spazierwege und auf den Wegen waren viele Leute, einige zu Pferde,



Craigmount, Darjeeling.

andere auf Velocipeden, andere zu Fuß. Alle sahen bestürzt aus und sprachen eifrig von dem, was geschehen war. Von den abgerissenen Sätzen, die wir hörten, schlossen wir, daß es auf dem Spazierwege eine große Panik gegeben habe, daß Frauen ohnmächtig geworden u. s. w. Ueberall konnten wir gefallene oder fallende Schornsteine und gesprungene Wände sehen. Der Medizingeruch von den Apotheken zeigte, daß viele Flaschen zer=

brochen waren. Das Telegraphenbureau war von Leuten angefüllt, welche Telegramme absenden wollten, und der Absender schien gar nicht unzufrieden mit der außergewöhnlichen Ernte.



Bungalow des "Soom Tea Estate", Darjeeling, Indien.

Viele Häuser in Darjeeling sind unbrauchbar, bis sie wieder aufgebaut sind, und andere sind nur sehr zersprungen. Eins von diesen ist die Karoline-Villa. Alle Wände sind hier geplatzt. Der Schornstein fiel durchs Dach in das Bettzimmer eines Fräuleins hinein. Die Zerstörung, die in diesen drei Minuten angerichtet wurde, ist wirklich fürchterlich. Craigmount, der Wohnsitz des

Herrn R. Laidlaw, ist eine Ruine. Zwei Kinder waren in dem Gebäude, als das Erdbeben begann, wovon das jüngere im Bett lag. Mit großer Geistesgegenwart trug das größere es die Treppe hinunter; wurde aber unterwegs von einem Ziegel getroffen. In wenigen Minuten lag das Bett voll Ziegeln und Mörtel, und ein schwe-



Bungalow des "Soom Tea Estate", Darjeeling, Indien.

rer Balken fiel über die Treppe. Ans Schlafen hat man in den letzten paar Nächten nicht denken können. Die Leute wachen, aus Furcht vor einem nochmaligen Stoß. Um die Situation noch lebhafter zu machen, unterhielten

wir einander mit Geschichten von dem schrecklichen Erdbeben zu Lissabon, Charleston, u. s. w., und als wir die erschöpft hatten, mußten die letzten Tage von Pompeji herhalten. Die Nachricht, daß Calcutta beinahe ganz zerstört sei, machte die Bestürzung noch größer. Natürlich waren die Berichte sehr übertrieben; aber immerhin war es schrecklich. Und wir, die wir unsere kleine Habe dort haben, warten gespannt auf weitere Nachrichten. All die benachbarten Theeplantagen haben schwer gelitten. Bloomfield liegt in Trümmern, und Soom (Herrn Nashs Gut) ist gänzlich zerstört. Tukvaar und viele andere Plätze sind arg zugerichtet. Es ist ein Wunder, daß all die Leute entkommen sind. Die Leute in Soom sind obdachlos.

Einzelheiten von Shillong.

Ein zweites Lissabon.

Dieses Erdbeben findet nicht seinesgleichen an Heftigkeit in der Erinnerung oder Erfahrung eines einzigen Mannes in dieser Gegend. Es geschah am Sonnabend, den 12. d. M., um 4 Uhr 45 Min. nachmittags, ganz und gar unverhofft. Der erste fürchterliche Stoß hielt ungefähr drei oder vier Minuten mit unverminderter Heftigkeit an. Die Erde arbeitete wie eine großartige Maschine, so gewaltig und regelmäßig war die Bewegung. In dem Zeitraum von zwei Sekunden waren alle Gebäude dem Erdboden gleichgemacht. Von seinem Standpunkt in der Mitte der Scene sah der Schreiber, wie die schöne Kirche und alle Häuser von gleicher Höhe zusammenstürzten und nur eine braune Staubwolke zurück-

ließen. Was man dabei empfand, ist ganz unbeschreiblich. Der Anblick war herzzerreißend — Kinder schrien, Invaliden wurden aus den Häusern herausgeschleppt, Leute eilten blindlings hin und her, um, wo möglich, die Ihrigen zu finden, oder wenigstens sich über ihr Schicksal Gewißheit zu verschaffen. Reiter, die aufs Land geritten waren, kehrten eilends zurück, und fanden in der Stadt nur noch größere Gefahren, als diejenigen, denen sie auf dem Lande entronnen waren. Zwei Damen, die in der Nähe des Sees fuhren, wissen gar nicht, wie sie der Gefahr entronnen sind, da die Pferde sich bäumten und stampften, und die Wege große Risse bekamen und auf beiden Seiten hinwegsanken. Der See erhob sich wie ein Berg, verschwand dann gänzlich, und ließ nur einen Sumpf von rotem Schlamm zurück.

Obgleich es unmöglich sein würde, die ungeheure Katastrophe zu übertreiben, so ist doch die Zahl der Todesfälle verhältnismäßig klein. Das Unglück kam zu einer glücklichen Stunde; denn die meisten Kinder waren zur Zeit draußen, wie auch die Frauen. Mit einem tiefen Schmerzgefühl schreibe ich die paar Einzelheiten, die man in Bezug auf die Todesfälle weiß, die vorgefallen sind. Die Nachricht von dem Tode des Herrn McCabe wird weit und breit mit Bedauern gelesen werden. Er hatte schon eine Zeit lang an Nervenweh gelitten, und von Schmerz übermannt, hatte er sich zu Bette gelegt. Dort verließ Frau McCabe ihn um halb fünf Uhr, als er in einen leichten Schlummer verfallen war. Als sie später eben einen kleinen Ausflug machen wollte, kam die Katastrophe, und sie beeilte sich, den nahestehenden Freunden die Lage ihres Mannes mitzuteilen. Diese

eilten dann auch schnell ins Haus, aber nur, um ihre schlimmsten Befürchtungen verwirklicht zu finden. Man glaubt, daß sein Tod ein augenblicklicher war. Die Ueberreste wurden eiligst unter den Trümmern hervorgebracht. Auf solch tragische Weise starb einer, der in seiner öffentlichen Stellung und im Privatleben hoch geschätzt wurde, und jetzt von allen tief betrauert wird.*) Der zweite Fall ist Herr Bossenrode von Obershillong. Seine Tochter, Frau Hudson, verließ ihn in seinem Hause um halb fünf Uhr nachmittags bei guter Gesundheit. Jetzt wissen wir nur, daß das Haus dem Erdboden gleichgemacht worden ist und bis jetzt alles Suchen nach dem Leichnam vergeblich gewesen ist. Das Haus war groß, und man weiß nicht, in welchem Zimmer der Unglückliche sich zur Zeit befand.

Der Verlust an Menschenleben unter den Eingebornen ist noch nicht bekannt. Ueber hundert Mann arbeiteten zur Zeit in der Regierungsdruckerei und nur wenige entkamen. Das Gurkha-Regiment, das herrliche Dienste leistete, ging sofort an die Arbeit, die Verunglückten zu retten. Ein paar wurden lebendig hervorgebracht; einige waren entsetzlich verstümmelt. Das ganze Regiment--Offiziere und Gemeine—arbeiteten Tag und Nacht, bis sie sich sagen mußten, es sei nutzlos, noch länger nach Lebendigen unter den Trümmern zu suchen, besonders da andere Arbeit ihrer wartete.

Heute (den 14.) wurde das Werk wieder in Angriff genommen; aber das Resultat habe ich noch nicht gehört. Diese Einzelheiten schreibe ich auf den zertrümmerten Ueberresten meiner Veranda sitzend—überall um mich ist Schutt

*) Herr McCabe war Generalpolizeiinspektor und einer der tüchtigsten und angesehensten Beamten der Regierung in Indien.—Herausg.

und Unordnung. Regengüsse strömen herab, und das Anhalten der Erdstöße zwingt mich, noch alle paar Minuten dieses elende Obdach zu verlassen.

Die Erfahrungen eines Mädchens in Shillong.—Die Nacht im Pavillon.

Es war ein Viertel nach fünf, nachmittags, am Sonnabend den 12. Juni. Nachdem es zwei Tage und zwei Nächte geregnet hatte, klärte sich das Wetter ab, und wir hatten einen lieblichen Nachmittag. Am Himmel befand sich keine Wolke. Meine Schwester und ich holten unsere Bicycles hervor, um eine Fahrt zu machen und unterwegs die Briefe nach England auf der Post abzugeben. Als wir abfuhren, bemerkte meine Schwester, daß es so schwül und heiß sei und kein Lüftchen sich rege, welches in Shillong etwas Außergewöhnliches ist; aber wir waren froh, daß es nicht mehr regnete, und fuhren davon. Wir fuhren bergauf, dem Postamt zu, auf dem Wege, der am See vorbei geht. Als wir ungefähr 300 Yards bergauf gefahren waren, hörte ich plötzlich ein schreckliches Getöse. Was es war, wußte ich nicht. Es hörte sich an wie Donner, das Rollen eines Zuges und ein Erdsturz, alles zusammen. Dann kam es näher und immer näher, und die Erde fing an sich zu heben, und zu schwanken, und zu taumeln. Ich blieb noch einen Augenblick auf meinem Zweirad; dann fiel ich hinunter. Ich versuchte aufzustehen und weiter zu laufen, aber ich taumelte von einer Seite des Weges zur andern. Zur Linken sah ich große Staubwolken, die, wie ich später erfuhr, von den fallenden Häusern herrührten, und von den Erdhaufen, die von den Bergen herabrutschten. Zu meiner Rechten sah ich, wie der Damm des Sees brach und das Wasser durchströmte. Die hölzerne

Brücke über den See brach entzwei, und die Seiten des Sees sanken ein. Auch zu meinen Füßen krachte und spaltete sich die Erde überall. Ich wurde ganz bestürzt und wußte nicht, wo ich hinfliehen sollte. Es schien, als würde es nie aufhören, und mein einziger Gedanke war, es sei das Ende der Welt. Ich hoffte, daß es bald vorüber sein würde, und erwartete, daß die Erde ihren Mund aufthun und mich verschlingen würde. Dann hörte es auf. Ich dachte, es hatte volle zehn Minuten gedauert; aber es waren nur dreißig Sekunden. Ich lief mit meiner Schwester, so schnell wir konnten, nach dem Hause eines Freundes, aber zu unserm Schrecken fanden wir es zertrümmert, nicht ein Stein auf dem andern; und das Regierungsgebäude in der Nähe sah gerade so aus. Dann wußte ich, daß Shillong gänzlich zerstört sein müßte.

Dann eilte ich davon, um meine Eltern aufzusuchen, die ausgefahren waren. Als ich dahinging, fand ich es überall gleich; kein Haus stand, Leute eilten hin und her: Weiber suchten nach ihren Männern, und Eltern nach ihren Kindern: alle vom Schreck ergriffen, niemand wußte, ob die Seinigen tot oder lebendig waren. Ich eilte auf den Crickethof, wo ich einen Haufen Leute versammelt fand. Man hatte ihnen geraten, dorthin zu gehen, weil alle einen zweiten Stoß erwarteten und den Hof für den sichersten Platz hielten. Einige hatten krank zu Bett gelegen und waren in ihren Nachtgewändern barfuß hinausgestürzt, einige waren halb angekleidet, andre weinten, und etliche wurden hysterisch, — alles war in der größten Unordnung. Und dann kam der Regen in Strömen herab. Das schien seltsam; denn vor dem Erdbeben hatte man keine Wolke gesehen, und nach fünf Minuten waren wir von Wolken und Nebel

umgeben. Dann fingen alle an, Obdach zu suchen, und die Hälfte von uns gingen nach dem hölzernen Cricketpavillon, der noch stand, die andern gingen nach einer Reihe von strohgedeckten Hütten, die gewöhnlich als Bazar dienten; diese waren auch von Holz.

Zunächst mußte man an ein Obdach für die Nacht denken. Die Gurkha-Soldaten gruben etliche Zelte hervor, und stellten sie auf, und einige gingen auch hinein; aber wir zogen es vor, zusammen in dem Pavillon zu bleiben, und dort saßen wir die Nacht hindurch auf Bänken, während der Regen an allen Seiten plätscherte. Die immerwährenden kleinen Stöße hielten uns wach, denn wir meinten, es würde noch einmal anfangen. Bei jedem Stoß sprangen alle auf und eilten hinaus aus Furcht, der Pavillon könnte einstürzen.

Um neun Uhr brachten etliche Männer es fertig, etwas Hühnerfleisch und Reis für uns zu kochen; aber alle schienen zu sehr erschrocken, um zu essen. Es schien, als ob die Nacht nie ein Ende haben würde, und alle sehnten sich nach dem Morgen. Endlich dämmerte es, und die mutigsten gingen aus, um zu sehen, ob sie etwas von ihrer Kleidung und anderer Habe herausgraben könnten; aber die andern waren zu entnervt, um sich zu rühren. Die meisten der Männer blieben standhaft. Der Tag schlich langsam dahin, bis es Abend wurde. Dann wurde man wieder unruhig. Die Eingebornen prophezeiten ein nochmaliges Erdbeben um dieselbe Tageszeit, und es gab auch etliche heftige Stöße. Es schien, als würden die Stöße gar nicht aufhören; alle zehn Minuten bebte die Erde die ganze Nacht und den ganzen

Tag hindurch. Allmählich gewöhnte man sich daran, und sprang nicht jedesmal auf, um hinaus zu eilen.

Die nächste Nacht war nicht mehr so schrecklich, wie die erste. Wir fanden alle unser Obdach in Zelten und schliefen auf Matratzen; aber die Feuchtigkeit und der Regen waren sehr unangenehm. Es war keine Zeit gewesen, das Wasser abzuleiten. Ueberall war der Boden naß. Ich schlief in meinen nassen Kleidern auf einer Matratze, die zum Ausringen naß war. Es dauerte zwei Tage und zwei Nächte, bis ich meine Kleider wechseln konnte. Während dieser ganzen Zeit waren sie durchnäßt. Einige, natürlich, die von ihren Kleidern schon etwas herausgegraben hatten, waren besser ab; aber diejenigen, die in ihren Nachtkleidern entflohen waren und nur einen Mantel hatten bekommen können, um sich einzuhüllen, mußten schwer leiden.

Frl. Beadons Heldenthaten.

In einem Brief an einen nahen Verwandten in Calcutta, geschrieben zu Shillong, den 22. Juni, giebt Schwester Käthe Beadon den folgenden graphischen und interessanten Bericht von den Umständen, unter welchen die Rettung des Herrn Macnaghten zuwege gebracht wurde. Nachdem sie bemerkt hat, daß sie nur den Tag vorher in Shillong angekommen sei und ihren Patienten im Fieberwahn gefunden hatte, schreibt sie:

„Als das Fenster im Zimmer zu klirren anfing, sprang er im Bett auf und rief: „Was giebt's? Was giebt's?“ Ich sagte: „Nur ruhig; es ist nur ein Unwetter.“ Zur selben Zeit konnte ich kaum stehen. Der ganze Fußboden hob sich. Dann gab es einen fürchterlichen

Krach, und mein Patient sprang aus dem Bett und eilte zur Thür. Zur selben Zeit sah ich, daß die Zimmerdecke schon nachgab. Ich schleppte ihn noch schnell zurück, schob ihn nach dem Bett, und bog über ihn, als der Schornstein durchbrach, und ein "*almirah*" hinter mir hinfiel. Ein Ziegel traf mich im Rücken. Einige Minuten war alles totenstill. Wir waren beinahe vom Staub erstickt, und der Boden bewegte sich auf und ab. Ich fing an, das Vaterunser herzusagen; dann schrie ich aus voller Kehle. Nach einigen Minuten hörte ich, wie der Träger rief, daß er nicht zu mir gehen konnte. Ich schrie: „Geh nach dem Fenster!" und dann strengte ich mich an, unser Leben zu retten. Ich befreite mich, hob Herrn Macnaghten halb auf und schleppte ihn zum Fenster. Er konnte sich selber jetzt gar nicht mehr helfen; und wo ich die Kräfte herbekam, weiß ich nicht. Nachdem ich ihn durchs Fenster geschoben hatte, riß ich die Decken ab und rief ihnen zu, daß sie ihn von dem nassen Grase herunternehmen sollten. Sie riefen: „Komm heraus!" aber ich wollte noch einige von seinen Kleidern holen, die am andern Ende des Zimmers waren. Ich rief: „Gebt ihm Branntwein! Ich komme schon. Nehmt ihn von dem nassen Gras! Er stirbt." Ich hatte gerade die Kleidungsstücke geholt, als ein zweiter Erdstoß kam, und die Wand einfiel, samt einem Teil des Schornsteins und dem Dach, und meinen Weg nach dem Fenster versperrte. Jetzt mußte ich mich halt entschließen, zu sterben, wie eine Ratte in der Falle. Ich schrie: „Ich kann nicht hinaus!" Dann hörte ich, wie ein Diener mich rief, und machte nochmals eine verzweifelte Anstrengung. Ich kam bis zum Fenster und blieb stecken. Ich weiß nicht, wie ich hinaus kam;

ich wurde beinahe in Stücke gerissen. Die Oeffnung war so klein. Der Regen kam in Strömen herab. So machte ich eine kleine Hütte von Decken und einem Stuhl, und brachte den Patienten hinein. Eine Stunde lang stand ich in dem durchnässenden Regen, bis etliche Männer mit dem Arzt kamen und mir sagten, der einzige trockne Ort in der ganzen Station sei in den Hütten, die an den Markttagen benutzt wurden, an einer sumpfigen Stelle, Namens Libam. Wir machten eine Hängematte von groben Wolldecken; dann trug ich Herrn Macnaghten, mit der Hilfe einiger Kulis dorthin, und dort waren wir arme, halbertrunkene Menschenkinder zehn schreckliche Tage lang zusammengedrängt."

Die Zerstörung von Tura.—Einige persönlichen Erlebnisse.

Das abnormale Wetter, das wir unlängst hatten, endete mit einem höchst schrecklichen Erdbeben, das uns am 12. d. M., um 5 Uhr 10 Min. nachmittags, überraschte. Die drei vorhergehenden Tage waren warm und schwül, und ferne Donner und dumpfes Dröhnen ließen sich hören. Plötzlich, am Abend des 12. d. M., hörte man ein Donnergetöse von diesen Bergen her, und beinahe zu gleicher Zeit ein Erdbeben von ungewöhnlicher Heftigkeit. Kein einziges öffentliches Gebäude oder Privathaus blieb stehen, und große Spalten und Risse durchkreuzen die Wege nach allen Richtungen.

Ich war in meiner Badewanne und wusch mich, welches zum ersten Mal während der letzten zwei Monate in Tura am Nachmittag anstatt des Morgens geschah, und meine Frau und Kinder und ihre englische Wärterin waren in dem Gesellschaftszimmer, und wollten eben ihren Vesperthee trinken. Dann kam der plötzliche Erd-

stoß, und all das Möbel, Glaswaren, Porzellangeschirr, Gemälde, und Mörtel von den Wänden fingen an herumzupoltern, als Begleitung zu dem unterirdischen Dröhnen, und dem Beben, das jede Sekunde heftiger wurde: ähnlich, wie wenn man so viele Nußschalen in einen Korb thun und sie schnell hin und her schütteln, würde, wie in einem Sieb. Zuerst wurde ich nicht inne, was das Schwanken der Wanne und das Plätschern des Wassers verursachte. Ich stand auf und fand, daß der Boden sich hob, während der kleine Waschtisch, das Becken, die Wasserkanne, Becher und Gläser, Zahnbürsten u. s. w. ganz entsetzlich um mich herumtanzten und taumelten. Ich sprang nach der inneren Thüre, um sie zu öffnen und nach Frau und Kindern zu suchen, aber ich konnte sie nicht öffnen wegen den Kasten, Möbeln und dem Mörtel, der gegen die Thür gefallen war und sie ganz versperrte. Die Hinterthür war der einzige Ausweg. Diese brach ich auf, und, Gott sei Dank! der Weg war frei, und ich konnte hinaus; denn Teile des Strohdaches waren an allen vier Seiten heruntergerutscht, wie ein Kartenspiel, und hatten den Weg versperrt zu all den Ein- und Ausgängen, außer diesem Badezimmer und wo ich später meine arme Frau und Kinder, die europäische Wärterin und den Träger rettete, die ängstlich umherrannten und nach einem Ausweg suchten. Ich wickelte ein Handtuch um mich und eilte hinaus ins Freie vor dem Hause, wo ich meine Frau und Kinder zu sehen hoffte, da das Gesellschaftszimmer, in welchem sie gewöhnlich zu dieser Zeit den Thee zu trinken pflegten, vorne auf die Veranda öffnete. Dort angekommen, fand ich, daß die ganze Front des Hauses durch Teile des herab-

gefallenen Strohdaches versperrt war, und daß nur eine kleine Oeffnung in der Südwest-Ecke der Veranda geblieben war. Hier bahnte ich mir unter dem eisernen Geländer einen Weg und rettete die Insassen dadurch, da nur auf dieser Stelle der Boden der Veranda verschwunden war. Sonst war die ganze Außenseite des Hauses von dem herabgefallenen Strohdache versperrt.

Der heftigste Stoß des Erdbebens dauerte ungefähr fünf Minuten; in den nächsten zehn Minuten nahm es allmählich ab, und kleinere Stöße unterbrachen die größeren alle fünf Minuten, beinahe regelmäßig. Später gab es Pausen von zwei und einhalb Minuten; denn ich schaute auf meine Uhr. Meine lieben Kinder waren soeben im Garten gewesen—so erzählt meine Frau—und kamen die Stufen hinauf ins Gesellschaftszimmer hinein, als es alles in einem Augenblick geschah. Meine Frau schrie „Erdbeben!" zu der Kinderwärterin, und ergriff ein Kind, während die Wärterin das andere nahm. Die Wärterin war vorne und stürzte eilend die Verandatreppe hinab, als sich plötzlich die Stufen spalteten, und die Wärterin trat mit einem Fuß in den Riß und strauchelte. Dann kam der vordere Teil des Daches herab, und ihre teure Last, mein jüngerer Sohn, wurde ihr entrissen und von dem Strohdach bedeckt, wo es niederhing. Der mutige Träger trug das Gewicht des ganzen Dachteiles, als es herabrutschte, sonst wäre das Kind darunter zu Tode gedrückt worden.

Der Spitalgehilfe saß in seinem Bureau und schrieb, als das Erdbeben kam. Die *almirahs*, welche Gift und Droguen enthielten, fielen herab und zerbrachen; starke Schwefelsäure goß aus und verbreitete sich auf dem Fußboden, und starkriechende Dünste stiegen auf, als sich die Säure mit andern flüssigen Droguen vermischte. Die Dünste drangen durch die

zerbrochenen Wände in das Bureau des eingebornen Arztes, der beinahe davon erstickt wurde und sprachlos in seinem Stuhl sitzen blieb. Zuletzt raffte er sich doch mit einer ungeheuren Anstrengung auf und kam bis zur äußeren Thür, von wo er auf allen Vieren in die Veranda kroch. Sobald er sicher war, kam er zu mir, und wir hielten eine Beratung über die Kranken. Einer der Missionare, der mein Haus fallen sah, kam mir auch freundlich zur Hilfe, und bot uns sein Haus als Obdach an, wo meine Familie auch jetzt verweilt. Ich grabe alle Tage Stücke meiner Habe aus den Trümmern und dem Schlamm in meinem Hause hervor; denn nach dem Erdbeben haben wir schwere Regengüsse gehabt, und da das Haus ohne Dach ist, ist unser Eigentum mit dem Mörtel, den Steinen, Glassplittern und Möbelstücken unter dem eingefallenen Fußboden vergraben.

Solche ergreifende Erzählungen könnten wir noch Dutzende hinzufügen, aber diese geben dem Leser schon eine gute Idee von dieser schrecklichen Heimsuchung. Obgleich etliche hundert Sterbefälle verzeichnet sind, ist es doch noch ein Wunder und eine Ursache zum innigen Danken, daß die Zahl so klein ist. Möge Gott in seiner Gnade in diesem seinen Walten uns zeigen, wie nichtig wir vor Ihm sind, und wie abhängig von Ihm in der Zeit der Not, ist der Wunsch

des Verfassers.



